

<http://www.hermann-mensing.de/>

Hermann Mensing

Einer bleibt gleicher

Alle Rechte vorbehalten



2006

Liebe Leser, über 200 Downloads im Monat, und das seit eineinhalb Jahren. Das gibt zu denken. Sollten Sie zu den Downloadern gehören, bitte beantworten Sie mir eine Frage: wären Sie bereit, den Roman gebunden, mit ISBN Nummer und von mir signiert zu einem Preis zwischen 15 und 20 Euro zu kaufen?

Ja. Dann lassen Sie es mich wissen.

Wenn genug verbindliche Vorbestellungen bei mir eingehen, die einen Druck wirtschaftlich sinnvoll machen, werde ich das in die Tat umsetzen.

Cowboys

Herr Vorrink und Hans betreten Frau de Roys Leihbücherei. Hans zieht seine Jacke aus, hängt sie an einen Haken hinter der Tür, setzt sich auf einen Stuhl neben dem Ofen und fängt an zu träumen.

Pferde schnauben. Aus Salons kommt Musik. Manchmal duckt er vor Kugeln weg. Frau de Roy hält eine goldene Zigarettenspitze. Ihre Fingernägel sind lang, spitz und blutrot. Unter ihrem Angorapullover wölben sich riesige Brüste.

"Magst du einen Bonbon?" fragt sie.

Hans nickt.

Sein Vater legt einen Stapel Wildwest-Romane auf ihren Schreibtisch. Hans starrt auf ihre Brüste. So etwas hat seine Mutter nicht, jedenfalls nicht sowas Großes und Spitzes.

Die Bücherei ist auf Liebes- und Wildwestromane spezialisiert. Auf den Umschlägen sind reitende Cowboys mit Lassos und kantigen Gesichtern. Die Bücherei ist so etwas wie der Außenposten des Propagandaministeriums eines Landes, das Amerika heisst.

Hans weiß, dass es so ein Land gibt.

Wie man hinkommt, weiß er nicht, aber er nimmt an, dass man den Bahnschienen folgen muss. Eines Tages wird er ihnen in den Sonnenuntergang folgen.

Vorbei an den Lokomotivschuppen, vorbei am Rangierbahnhof, über den Kleiberg und die Kamelbrücke, vorbei an der Schnapsfabrik Viefhues, über die Grenze und immer weiter. Er schießt aus der Hüfte. Die Stadt wimmelt von Cowboys seines Alters. Es wird nicht mehr lange dauern, und er ist der bestangezogene Cowboy der Stadt. Einer mit

Winchesterbüchse, fellbesetzter weiter Hose, mit kariertem Hemd, breitem Gürtel, Colt, Manschetten, Halstuch und Stetson. Wenn er die Büchse anlegt, zielt und schießt, stirbt einer. Einer reißt die Arme hoch und ist tot. "Du bist tot!" ruft Hans. Einer springt hinter den Busch und schreit: "Nein du!" Hans schießt noch einmal. Einer reißt die Arme hoch und bricht schreiend zusammen. Hans versetzt seinem Opfer einen Tritt. Das Opfer stöhnt. Hans schießt ihm ins Genick und rollt es zur Seite. Er will sehn, ob es tot ist.

Frau de Roy sortiert Bücher ein.

Sie ist Holländerin. Die Stadt, in der dies alles spielt, ist eine Grenzstadt. Wer mit dem Zug kommt, sieht Fabriken zu beiden Seiten. Jede hat ein Wahrzeichen: den braunroten Backsteinturm mit Zinnen die eine, einen Kühlturm aus Holz die andere. Darüber steht oft weißer Rauch wie gezupfte Watte. Es sind Textilfabriken. Sie gehören Cousins. Die Stadt lebt von ihnen. Und nicht nur die Stadt. Es kommen auch Leute von der anderen Seite der Grenze: Weber, Drucker, Spinner, Färber, Maschinenschlosser, Elektriker und Büroangestellte.

Herr Vorrink ist Musterzeichner.

Hans weiß, dass es zwei Sorten Menschen gibt: die einen wohnen in Siedlungen. Eine Siedlung heisst Klein-Russland. Eine andere Klein-Marokko. Noch eine andere Musikantensiedlung. Hinter jedem Haus ist ein Garten. Angestellte wohnen da nicht.

Die Angestellten haben es besser: ihre Arbeit ist sauber und ruhig, sie verdienen mehr und müssen nicht so früh aufstehen.

"Helf mir mal, Hans!" ruft Frau de Roy.

Sie steht auf einer Leiter vor einem Regal.

Herr Vorrink sitzt am Schreibtisch und blättert in einem Buch. Hans steht auf und geht zu ihr. Er mag ihren Geruch nicht. Sie riecht wie etwas Verbotenes. Ihre Beine sind stark behaart – dunkles, fast schwarzes Haar, das von den Seidenstrümpfen an die Waden gepreßt wird.

"Nimm mal die Bücher!" sagte sie.

Hans nimmt sie und stolpert.

"Paß doch auf!" Sein Vater wirft ihm einen bösen Blick zu.

"Er träumt", sagt Frau de Roy beschwichtigend, steigt von der Leiter, geht zum Schreibtisch, nimmt die Zigaretten und bietet Herrn Vorrink eine an.

Er nimmt sie.

Das wundert Hans, denn sein Vater ist Nichtraucher.

Er legt die Bücher auf ihren Schreibtisch und setzt sich wieder. Das Ofenrohr glüht. Drei Gangster öffnen die Tür des Saloons. Sie sind schlechter Laune und beginnen zu schießen. Der Wirt verschwindet hinter der Theke. Über ihm zerplatzen die Flaschen in schneller Folge.

Hans duckt sich, aber der Spuk dauert nicht lang.

Er atmet auf und starrt wieder auf Frau de Roys Brüste.

Sein Vater leiht drei Bücher aus.

Eins heisst "*Der Coyote*", eins "*Die Schlucht am Black River*" und eins "*Westwärts*".

Auf dem Heimweg spricht er mit dem Fahrradmechaniker Pankratz, ein kleiner, drahtiger Mann. Sie reden über Fußball, und werden von allen Seiten begrüßt.

Hans steht zwischen den Männern.

Er fühlt sich klein und ohne Bedeutung.

Sein Vater weiß so viel von der Welt. Sogar in Amerika war er schon mal. Und früher war er ein berühmter Fußballer.

Einer, der alles ganz allein machen konnte: der gefährlichste Mann auf dem Platz.

"Bei Schalke hätte ich spielen können!" sagt er oft.
Als er 1947 aus der Gefangenschaft kam, wollte er gleich wieder zurück. Nach zwei Jahren Kriegsgefangenenlager in Oklahoma war er überzeugt, dass er in Amerika Fuß fassen könnte. Aber er hatte die Rechnung ohne seine Frau gemacht. Sie hatte den Krieg allein überstanden, ihre älteste Tochter war an Scharlach gestorben, das alles waren böse Erinnerungen, aber nichts und niemand würde sie von hier fortbringen.
Hans weiß nicht, ob sie kalt oder warm ist.
Aber stark ist sie, das spürt er. Stärker als sein Vater. Sein Vater ist warm. Nur wenn er die Nerven verliert, ist es besser, außer Reichweite zu gehen.
Seine Frau ist ein "Miststück", seine Tochter ein "Flittchen" und Hans muss erst noch beweisen, dass er "keine Null" ist."
Niemand ahnt, dass er das nie sagen wollte.
Er gerät einfach außer Kontrolle, mehr nicht.
Entschuldigen kann er sich nicht. Dazu ist er zu stolz.
Er hätte mehr aus sich machen können, aber nun sitzt er fest. Er hat sich gegen seine Frau nicht durchsetzen können. Dreiundzwanzig Jahre war er Mittelstürmer der ersten Mannschaft, jetzt ist er nicht mal mehr im Verein. Seinen Austritt hat niemand verstanden, und er hat ihn niemandem erklärt. Tatsache ist: der Verein hatte versäumt, beim DFB eine goldene Ehrennadel für ihn zu beantragen.
Einmal die Woche geht er zur Chorprobe.
Manchmal spielt er Theater in der Concordia.
Wenn die Laienspielschar der Firma probt, wirkt er entspannt.
Er ist Spezialist für Liebhaber und Trickbetrüger.
Und eitel ist er.

Er tut alles, damit andere Leute glauben, er sei ein feiner Kerl. Alle glauben es. Sie finden ihn hilfsbereit. Sie halten ihn für einen Witzbold.

Wenn er sich eine Zahnbürste unter die Nase klemmt, und dem *deutschen Volk* Marmelade verspricht, toben die Leute.

"Mein Führer, wir folgen dir!" rufen sie.

Den Nörgler aber, den Brüter und Hypochonder, der nicht mehr auseinander hält, welche seiner Krankheiten eingebildet und welche wirklich ist, kennt niemand außer seiner Frau, seiner Tochter und Hans.

Vielleicht eine romantische Mißgeburt

Frau Vorrink steht schwitzend vor einem großen Kessel, den man mit Holz und Brikett heizt. Ihre Kittelschürze aus bedrucktem Baumwollstoff ist klatschnaß.

"Du hättest mit den Pommes aufpassen sollen", sagt sie.

Hans nimmt die Holzkelle und rührt in der dampfenden Wäsche. "Sie sind mir aus der Tüte gefallen", sagt er und drückt die Blasen weg, die sich überall bilden.

Letzte Woche hatte sein Vater ihm in Holland Fritten spendiert und dabei war die Tüte gerissen.

Er ist gern in Holland und weiß, dass dort eine Königin herrscht. Unter einer Königin kann er sich etwas vorstellen. Was ein Kanzler ist, weiß er nicht.

Die Holländer (findet er) haben es gut. Es gibt Pommes und amerikanische Autos, die Häuser sind klein und gemütlich, und man kann so schön in Wohnzimmer sehen.

Über Onkel Linus Fenster in Glanerbrug hängt ein Spiegel, damit er sieht, wer vor der Tür steht. Von seinem Garten kann er nach Deutschland spucken. Onkel Linus ist ein kräftiger alter Mann, der Zeit seines Lebens in den Fabriken in Deutschland gearbeitet hat.

Er ist groß und blond, wie viele Menschen in dieser Gegend. Und doch ist bei ihm alles anders.

Wenn Hans ihn besucht, hält er Augen und Ohren offen.

Eine merkwürdige Sehnsucht ist das, die ihn mit diesem Land verbindet.

Kaum hat er die Grenze überquert, atmet er auf.

Er ist ohne Grenze nicht denkbar.

Seine Oma war auch Holländerin.

Ihr Bild ist verschwommen: streng zurückgekämmtes Haar, ein Dutt, eine Nickelbrille, ein Schaukelstuhl in einem Erker,

eine gehäkelte Decke, die sie um ihre Beine gelegt hat, der Geruch von Kaffee und von hohem Alter. Als Hans in die Schule kommt, ist sie tot. Er weiß nicht recht, was tot sein ist. Sie ist nicht mehr da.

"Wart ihr in der Stadt?" fragt seine Mutter.

"Hm. In der Bücherei."

"Sooo", sagt sie spitz.

Sie mag Frau de Roy nicht.

Frau de Roy hat einen fünfzehnjährigen Sohn, und niemand weiß, wo ihr Mann ist.

Hans verlässt die Waschküche und geht nach oben.

Im Winter wird nur die Küche geheizt. Sein Vater liegt auf der Couch vor der Schiebetür. Dahinter ist das Wohnzimmer.

Es wird sonntags benutzt. Hans setzt sich an den Küchentisch. Sein Vater beobachtet ihn mit zusammengekniffenen Lidern.

"Ist Mutti fertig?" fragt er.

"Gleich."

Hans gähnt. Er mag diese Küche. Manchmal lässt sein Vater ihn auf seinen Füßen fliegen: mit Sturzflug, Unwetter und Notwasserung. Oder er erzählt ihm Geschichten. Die von der armdicken Schlange aus Oklahoma gefällt ihm am besten. Sein Vater hat sie mit einem Küchenmesser in Stücke gehauen.

"Und dann?" fragt er dann immer.

"Haben wir sie gegessen", sagt sein Vater und Hans rieseln Schauer über den Rücken.

"Wo ist Karin?"

"Oben, glaube ich."

Karin ist sechs Jahre älter als Hans.

Wenn zu Hause die Fetzen fliegen, muss sie mit ihm in den Park gehn. Es wird noch einige Zeit dauern, bis er merkt, dass für seine Eltern der Krieg nie aufgehört hat.

Sein Vater reitet immer das gleiche Pferd.

"Du bist ja was Besseres!" sagt er, wenn er seine Frau kränken will. "Ein feines Beamtentöchterchen mit Höherer Mädchenschule."

Dabei hatte alles so gut angefangen.

Er sah blendend aus, hatte Temperament, und wenn er in Form war, tauchte er schon mal mit dem Motorrad auf einer Tanzfläche auf. Er trank nicht, rauchte nicht und tanzte Frauen schwindlig. Sie bewunderte ihn heimlich. Einmal blinzelte er ihr zu. Sie errötete. Er tanzte mit ihr, sie verabredeten sich auf nächsten Sonntag, doch sie kam nicht. Als er sie Wochen später mit einem anderen sah, schlug er vor Wut eine Scheibe zu Bruch.

Das imponierte ihr. Von nun an waren sie ein Paar.

Das einzige, was ihr nicht gefiel, war, dass er Fußball spielte.

Ihr Onkel versuchte, ihn ihr auszureden.

"Ein Anstreicher ist doch nichts für dich", sagte er. "Du könntest ganz andere Männer haben. Du bist doch umschwärmt, Mädchen, merkst du das nicht? Was ist denn dran an dem Kerl?" Sie zuckte die Achseln und warf schnippisch den Kopf in den Nacken. Schließlich war sie erwachsen.

Schon als Neunzehnjährige war sie auf sich gestellt, die älteste von drei Töchtern.

Ihr Vater war in Frankreich gefallen. Als kurz nach dem Krieg ihre Mutter starb, wurde der Onkel zum Vormund bestimmt. In den zwanziger Jahren arbeitete sie als

Sekretärin in der Fabrik, in der ihr Vater Prokurist war.
Ihre Schwestern führten den Haushalt.

Sie mussten untervermieten, um das Haus in der
Bismarckstraße halten zu können, und bekochten
alleinstehende Herren.

1936 heiratete sie ihn.

Sie machten Flitterwochen in Berchtesgaden.

Nach vierzehn Tagen kamen sie zurück. Kaum hatte ihr
gemeinsames Leben begonnen, verstauchte er sich beim
Training den Fuß.

"Du und diese Balltreterei!" sagte sie.

"Du kannst ja nicht einmal nähen", sagte er.

Noch hatte das nicht den gefährlichen Klang, den es bald
haben wird. Sie überredete ihn, in der Fabrik zu arbeiten.
Ihre Beziehungen waren gut.

Er wird nie vergessen, dass sie einen Angestellten aus ihm
macht. Er wäre lieber Anstreicher geblieben. Früher oder
später hätte er ein kleines Geschäft aufgemacht.

"Das ist zu unsicher!" sagt sie.

Vor dem Krieg sagt sie das, und nach dem Krieg auch.

Es ist still in der Küche. Draußen ist es längst dunkel.
Gestern war Eis auf den Pfützen. Im Herbst und im Frühjahr
überschwemmt der Fluss die Wiesen im Esch und im
Tiekerhook. Manchmal frieren sie zu, weite, glitzernde
Flächen.

In kalten Wintern gefriert sogar der Fluss, aber das ist
selten, diese Gegend hat unentschlossenes Wetter.
Wenn es soweit ist, sieht man Kinder auf brotmesserlangen
Schlittschuhen. Sie fahren gebeugt, die Hände auf dem
Rücken verschränkt.

Schersenjagen nennen sie das.

Einmal fährt Hans mit Freunden Flussaufwärts.

Sie wollen ins Nachbardorf. Die Luft ist grau. An Stellen, wo der Fluss schneller fließt, sind Löcher im Eis. Sie fahren nah heran. Sie hören, wie das Eis singt. Es senkt sich sogar. *Gummieis* nennen sie das.

"Nichts wie weg!" ruft einer.

Gebeugt gegen das einsetzende Schneetreiben. Feiner dünner Schnee ist das, wie mit einem Eispickel aus den tiefliegenden Wolken gehackt, jedes Kristall scharf wie Wüstensand, so dass das Gesicht schmerzt und rot wird. Die Hände werden steif, obwohl die Jungen vor Anstrengung schwitzen.

Auf halbem Weg machen sie kehrt. Jetzt treibt sie der Wind vor sich her. Sie sind schnell. Sie schreien vor Freude, so schnell und gefährlich ist das, messerscharf an den Löchern vorbei. Hans kommt bis auf die Knochen verfroren nach Hause. Seine Mutter macht Wasser heiß und gießt es in eine Schüssel. Er stellt seine Füße hinein. Am Abend bekommt er einen heißen Stein mit ins Bett.

"Sag Mutti nichts von der Zigarette, hörst du."

Hans nickt in Gedanken.

Ihm will nicht aus dem Kopf, dass der Nikolaus letzte Woche die Schuhe seines Vaters trug. Die Firma (sein Vater spricht von der Firma wie von einer Familie) macht jedes Jahr eine Weihnachtsfeier in der Kantine.

Die Familien sitzen an langen, abgewetzten Tischen. Vorn (zwischen den Türen zur Essensausgabe) ist ein Podest mit einem Klavier. Links und rechts davon stehen geschmückte Tannen. Der Delden-Chor singt, Männer zwischen vierzig und fünfzig, die sich recken und ganz bei der Sache sind. Die

große Eingangstür wird geöffnet. Der Nikolaus kommt herein! Hinter ihm läuft der Schwarze Piet und haut mit einer Rute durch die Luft, dass es zischt. Die Kinder rücken dicht an ihre Eltern. Während der Nikolaus zum Podest geht, singen alle. Dann schlägt er sein goldenes Buch auf.

Hans wird von seiner Mutter nach vorn geschoben. Er trägt eine schwarze Ski-Hose mit Hosenträgern und einen roten Norwegerpullover. Ihm ist nicht wohl.

"Kannst du dem Nikolaus ein Gedicht aufsagen?"

Hans blickt zu Boden.

Die Schuhe! Er will verflucht sein, wenn das nicht die Schuhe seines Vaters sind.

Die Küchentür öffnet sich. Frau Vorrink kommt.

Ihr Haar ist verschwitzt, ihre Ärmel sind aufgekrempt. Sie setzt den Wäschekorb auf den Boden, sieht Hans an und lächelt. Ihr Mann stemmt sich hoch.

"Gibts bald was zu essen?" fragt er.

Hans muss pinkeln, aber er zögert noch, denn im Klo ist es kalt. Er muss über den Flur zu einem Anbau mit spitzem Dach, drei Viertel eines Türmchens, das sich am Haus hält wie eine verunglückte Umarmung.

Im Winter frieren dort oft die Wasserleitungen zu.

Hans denkt an einen Fluss.

Der Fluss führt zum Meer. Er setzt Schiffe aus Schilf aus, sieht ihnen nach und ist sicher, dass sie das Meer erreichen. Der Fluss ist nicht tief.

Im Sommer baden Kinder bei Blömers Schleusen. Die Väter machen den Söhnen vor, wie man Stichlinge fängt, graben handtellergroße Muscheln aus dem Schlick, brechen sie auf und sagen: "Die kann man essen."

"Iiii!" sagt Hans.

Die Mütter sitzen am Ufer.

Sie tragen leichte Kleider aus bunt bedruckter Baumwolle, Sandalen und vielleicht weiße Söckchen.

Hans zappelt.

"Hampelmann! Sitz doch mal still", sagt sein Vater.

"Geh aufs Klo", sagt seine Mutter.

Hans steht auf und verschwindet.

Kaum ist er fort, beginnen seine Eltern erregt miteinander zu sprechen. Er kann nicht verstehen, was sie sagen. Als er zurückkommt, sieht seine Mutter verweint aus. Sein Vater liest Zeitung. Es ist unheimlich still. Hans kriegt Magenschmerzen davon. Sogar das Knistern der Zeitung klingt gefährlich.

"Die de Roy'sche", sagt seine Mutter. "Tssstssstssst."

Sein Vater zieht die Schuhe aus, und stellt sie in ein Regal neben der Tür.

Es sind die gleichen Schuhe!

Als Hans das Gedicht aufsagte, sah er, wie eine Frau erst auf den Nikolaus zeigte und dann auf ihn. Er verhaspelte sich. Dann wurde ihm heiß.

"Vati?" fragte er leise.

In der ersten Reihe kicherte jemand.

Hans fing an zu weinen.

"Ist ja gut, Junge", sagte der Nikolaus mit tiefer Stimme.

"Warst du der Nikolaus?" fragt Hans.

"Ich? – Nein, wie kommst du darauf?"

"Ach, nur so."

Sein Vater muss sich ein Lachen verkneifen.

Hans ist schon wieder am Meer.

Das Schiff ist angekommen.

Aber wie sieht das Meer aus?

Ein gefährlicher Mann

Im Flur stehen zwei Koffer. Die Haustür ist offen. Hans sitzt auf der obersten Treppenstufe. Er wartet auf den Wagen der Firma, der sie nach Enschede bringen soll. Als der schwarze Mercedes vorfährt, springt er aufgeregt hin. Sein Vater wird nach Amerika fliegen. Die Firma will, dass er dort den Filmdruck erlernt. Das ist ein neues Verfahren, und er ist stolz, dass man ihn ausgewählt hat.

"Kann't losgoan?" fragt der Chauffeur.

"Man tau", sagt Herr Vorrink.

Sie steigen ein.

Hans sitzt vorn und brummt wie ein Benz.

In einer Viertelstunde sind sie am Bahnhof. Herr Vorrink trägt die Koffer zum Eingang. Seine Frau läuft neben ihm. Sie hat ein steinernes Gesicht, denn sie weiß, wie sehr ihr Mann Abschiede haßt.

Der Zug nach Amsterdam wartet schon.

"Noch zehn Minuten", sagt Frau Vorrink.

"Geht nur", sagt ihr Mann. "Ich komme schon klar. - Und du paßt auf Mutti auf, hörst du!" sagt er zu Hans.

"Mach ich!" sagt Hans.

Seine Zunge ist schwer.

Er fürchtet um seinen Vater.

Erst letzte Woche ist ein Flugzeug abgestürzt.

Sein Vater wuchtet die Koffer ins Abteil, hängt seinen Mantel auf einen Haken und öffnet das Wagenfenster.

Ein Mann in blauer Arbeitskleidung schlägt mit einem Hammer gegen die Räder des Zuges. Ein Pfiff ertönt. Der Zug ruckt an.

"Bis bald!" ruft Herr Vorrink.

Seine Frau versucht, einen Blick von ihm aufzufangen, aber es kommt keiner. Zögernd hebt sie die rechte Hand und schwenkt ein kleines, hellblaues Tuch.

Als der Zug verschwunden ist, putzt sie sich damit die Nase. Sie gehen zum Wagen zurück.

Hans fliegt über den Ozean. Die Motoren dröhnen. Er legt den Steuerknüppel nach links: es ist, als würde ihm jemand unter die rechte Po-Backe greifen. Er zieht den Knüppel nach rechts: linke Po-Backe. Er kann gar nicht aufhören, er ruckt hin und her.

"Sitz doch mal still!" sagt der Chauffeur.

Auf dem ganzen Weg sagt seine Mutter kein Wort.

Hans kriegt Angst, denn das Flugzeug beginnt zu rütteln.

Das Rütteln wird stärker. Es trudelt. Er reisst den Steuerknüppel an die Brust, aber das hilft nicht. Er schmiert ab und fängt an zu weinen.

"Er kommt ja wieder", sagt seine Mutter.

Die Stadt hat von Herrn Vorrink gesprochen, als er fuhr, jetzt spricht sie von ihm, weil er wiederkommt. Er ist auf den frühen Nachmittag avisiert. Eine Stunde vor seiner Ankunft klingelt es an der Haustür. Hans öffnet. Es ist ein Postbote, aber nicht der, der am Morgen die Post bringt.

"Ist deine Mutter da?"

Hans nickt und ruft: "Mutti, der Postbote!"

Sie rennt zur Tür. Der Postbote gibt ihr ein Telegramm. Sie reisst es auf, überfliegt es und geht zurück in die Küche. Das Flugzeug verspätet sich.

Es sitzt wegen Nebel in Shannon fest.

Zwischen Signalanlagen taucht die Spitze des Zuges auf. Ein blauer Funke springt vom Fahrdrabt zum Abnehmer der

wuchtigen E-Lok. Ein Signal schlägt mit metallischem Klack in seine Ausgangsposition zurück.

Frau Vorrink, Karin und Hans stehen am Bahnsteig und mögen kaum atmen. Der Zug verlangsamt. In der Mitte wird ein Fenster geöffnet. Jemand streckt seinen Kopf raus.

"Vati!" ruft Hans und rennt ihm entgegen.

"Vorsicht!" ruft seine Mutter.

Der Zug hält mit kreischenden Bremsen. Frau Vorrink und ihre Tochter haben sich eingehakt. Hans versucht die Tür des Zuges zu öffnen.

"Lass nur", sagt sein Vater, verschwindet im Inneren des Abteils, wuchtet drei Koffer von der Ablage und trägt einen nach dem anderen auf den Bahnsteig. Dann geht er auf seine Frau zu. Sie bleiben einen Augenblick voreinander stehen und sehen sich an. Sie hat geweint. Er lächelt, schlägt seine Augen nieder und küßt sie.

Küßt er sie auf den Mund?

Karin hält sich im Schatten ihrer Mutter.

Ihr Vater hat ihr übers Haar gestrichen. Hans springt um ihn herum. Er würde gern wissen, was der neue, der dritte Koffer enthält.

"Wart's ab."

"Sag's doch, bitte!"

"Zu Hause."

Auf dem Heimweg erzählt Herr Vorrink vom Flug.

"Furchtbar war das in Shannon", sagt er. "Wie Milchsuppe!"

Hans lacht. "Ja!" sagt sein Vater. "Wir sind in einem Riesenteller Milchsuppe gelandet und konnten nicht wieder weg."

Als der schwarze Mercedes in die Bismarckstraße biegt, verfinstert sich sein Gesicht. Der Traum von Amerika war wieder einmal nur eine Unterbrechung des Alltags.

Als der Wagen hält, sagt er: "Na, dann mal los!"
Ein paar Nachbarn stehen vor der Tür. Herr Vorrink schüttelt ihnen die Hand. Hans zerrt den neuen Koffer ins Haus. Seine Mutter läuft in die Küche und macht Kaffee. Hans versucht, das Schloss aufzumachen, aber es geht nicht. "Hier." Sein Vater wirft ihm einen Schlüssel zu, den er aus dem Portemonnaie geholt hat. "Worauf wartest du?"
Hans öffnet den Koffer. Oben auf liegt ein Cowboyanzug. Er hält den Atem an, schließt die Augen und zählt bis zehn. Als er sie öffnet, ist der Anzug noch da. Sein Vater hat sich gesetzt. "Zieh ihn an."
"Ja", sagt Hans atemlos.
Kaum umgezogen, verwandelt er sich. Sein Blick wird hart. "Hände hoch!" sagt er.
"Nicht schießen", fleht sein Vater. "Nehmen Sie, was Sie wollen, nur bitte nicht schießen."
Der Anzug sitzt wie angegossen. Hans wird ihn nie wieder ausziehen. Er reitet hinaus. Auf der Straße ist niemand zu sehen. Gegen neun ruft seine Mutter ihn rein.
"Es ist spät." sagt sie. "Zeit fürs Bett."
"Darf ich den Anzug anlassen?"
"Nein. Morgen ist auch noch ein Tag."
"Lass ihn!" sagt sein Vater. "Lass ihn in Dreiteufels Namen."
"Bitte", sagt sie. "Wie der Herr meinen."
"Los!" sagt er. "Hau schon ab und schlaf gut."
Hans spurtet nach oben, lehnt die Winchesterbüchse ans Bett und schiebt den Colt unters Kopfkissen. Der Stetson kommt auf den Nachttisch.
Am nächsten Tag nimmt sein Vater ihn mit in die Fabrik.

Hans platzt vor Stolz. Alle sehen ihm nach. Er lässt seinen Colt um den Zeigefinger kreisen. An den Stirnwänden der Hallen sind große Uhren. Wenn die Zeiger auf zwölf springen, heult die Sirene. Über den Hof schnauft eine kleine schwarze Lok.

Durch eine Schwingtür betreten sie eine Halle, in der Webstühle klappern. Es ist so laut, dass man sein eigenes Wort nicht versteht. Männer wuchten Schubwagen durch die Gänge. Die Luft ist staubig. Sie juckt in der Nase. In der Spinnerei ist es noch schlimmer. Die Männer sind voller Baumwollfusseln. Hans zieht sein Halstuch über die Nase. Sein Vater kennt jeden hier. Er grüßt. Die Männer rufen ihm etwas zu.

"Was?"

"Wann fängt dein Filius denn nu an?" schreit einer.

"Morgen!"

Die Männer in der Druckerei haben Farbkleckse auf der Hose. Vor ihren Maschinen wirken sie klein und unbedeutend. Die Maschinen sind so groß wie die Arbeiterhäuser auf der Bentheimer Straße oder noch größer. Der Stoff wird über eine Vielzahl Walzen geführt, und fließt hinten auf einen Handwagen.

"Faß mal den Wagen an!" sagt sein Vater.

Hans faßt an den eisernen Griff und bekommt einen elektrischen Schlag. Alle lachen. Hans macht ein langes Gesicht.

"Heul nicht, Cowoboy", sagt sein Vater und faßt den Griff ohne Zögern. "So musst du das machen!"

Hans nickt.

Als er Jahre später in den Sommerferien an so einer Maschine arbeitet, macht er es genauso, und kriegt trotzdem

jedesmal einen Schlag. Vielleicht liegt es daran, dass er nicht entschlossen genug zugreifen kann.

Die Drucker lachen.

Hans hat es nicht gern, wenn man über ihn lacht.

"Hans, Hans, Hans, hat einen kurzen Schwanz!" rufen Jungs auf dem Schulhof. Hans weicht ihnen aus. Er ärgert sich. Er weiß, dass er sich wehren müßte, aber das ist nicht einfach. Er weint viel zu schnell. Ein schiefer Blick, schon ist er fertig.

"Heulsuse!" ruft einer.

Hans stampft auf den Boden. Er ist der bestangezogene Cowboy der Welt, sein Vater war ein berühmter Fußballer, er ist kräftig genug, es denen heimzuzahlen, aber sein Herz ist zerbrechlich. Und besonders mutig ist er auch nicht. Irgendwie muss er sich Respekt verschaffen.

Als Ronald vorbeikommt, einer, der auch unter dem Spott der Stärkeren leidet, stellt er ihm ein Bein und tritt ihm in den Arsch. Dann setzt er sich unter einen Baum, zieht die Hutkrempe über die Augen und träumt.

Er wird es ihnen zeigen.

Aber die Stadt ist nicht für Träumer gemacht ist.

Auf dem Schulhof herrschen Läufer, Rempler und Schreihälse.

Im Wohnzimmer herrscht der Vater.

Wohnzimmer sind für Kopfeinzieher und langsames Verrücktwerden. Geld ist dazu da, dass es knapp ist.

Eine Fabrik, es zu verdienen.

Man kann nie genug davon haben.

"Dieses Jahr gibt es kein Weihnachtsgeld." sagt Herr Vorrink. "Es sieht schlecht aus."

Jedes Jahr sagt er das.

Es wird Heiligabend.

Der Baum steht geschmückt auf der Kommode neben dem Fenster. Frau Vorrink sitzt in der Küche und macht Heringssalat. Ihr Mann streift rastlos durchs Haus. Hans hockt bei seiner Mutter. Karin sitzt vorm Radio im Wohnzimmer und hört Negermusik auf AFN. Sie hat das Radio leise gestellt. Ihr Vater kommt herein. Sie rückt nah an den Lautsprecher. Er sieht sie an und sagt: "Muss das sein, diese Musik. Es ist Heiligabend!"

"Es ist doch ganz leise."

"Im Krieg haben wir geweint, wenn Weihnachten war."

Karin zuckt die Achseln.

"Werde nicht unverschämt!"

"Wie?"

"Ihr wisst doch gar nicht, wie gut ihr es habt", sagt er und geht durch die Schiebtür in die Küche, umkreist ein paarmal den Tisch, setzt sich und erzählt, wie er einer alten Polin einmal Kohlen organisiert hat.

Es war Winter und die Frau war verzweifelt. Es war gefährlich für ihn. Deutsche Soldaten durften armen alten Polinnen keine Kohlen besorgen. Hans ist beeindruckt.

Während er noch darüber nachdenkt, wieso sein Vater in Polen war, sagt der, man solle bloß nicht auf die Idee kommen, ihm etwas zu schenken. Die Familie schweigt. Die Geschenke sind eingepackt. Jeder weiß, wie er ist. Bis jetzt ist ja alles glimpflich verlaufen. Wenn er nur nicht im letzten Augenblick noch verrückt wird, und den Weihnachtbaum durchs Fenster wirft, wie vor zwei Jahren. Plötzlich steht er auf, probiert den Heringssalat, verzieht das Gesicht und sagt: "Der wird auch nicht besser, wenn du jetzt noch Gurken reinschneidest."

Seine Frau schluckt und sagt nichts.

Hans verlässt das Haus, um Tante Änne vom Bahnhof zu holen. Die Stadt ist wie ausgestorben. In vielen Fenstern brennen rote Kerzen. *Für unsere Brüder und Schwestern im anderen Teil Deutschlands* steht auf dem Ständer. Hans weiß nicht, was das bedeutet. Er liebt diesen Gang durch die festlich beleuchtete Stadt, vor allem, weil er allein gehen darf. Durch die Bahnhofstraße fegt ein eisiger Wind. Auf dem Dach der Fabrik leuchtet ein Christbaum. Auch vorm Bahnhof steht einer, eine haushohe Fichte. Die Bahnhofshalle ist weit und hoch. Ein einsamer Beamter tut Dienst. Hans wünscht ihm frohe Weihnachten.

Tante Änne kommt aus Rheine.

Sie ist seine Lieblingstante. Als ihr Zug einläuft, kriecht er unter der Absperrung durch und läuft ihr entgegen. Sie trägt zwei große Taschen. In jeder sind Pakete.

"Wie geht's zu Hause?" fragt sie.

"Gut", sagt Hans.

Sie gehen nach Hause. Die Stadt ist voller Straßensperren aus heiliger Nacht. Sein Vater ist wie ausgewechselt.

Hans weiß nicht mehr, was er denken soll.

Manchmal hält er die einfachsten Dinge nicht auseinander. Gleich in der ersten Klasse setzt er sich gründlich zwischen die Stühle. Er muss austreten. Er schnippt mit dem Finger. Eigentlich ist Schnippen verboten.

"Ja, Hans?"

Frau Schmieding hat blonde Dauerwellen, blaue Augen und eine freundliche Stimme. Er ist in sie verliebt.

Ohne sie hätte er Angst, zur Schule zu gehen.

"Was ist?"

"Ich muss mal austreten, Mutti!"

Die Klasse bricht in Gelächter aus. Hans wird rot und fängt an zu weinen.

"Seid ruhig!" sagt sie. "Das kann doch jedem passieren. Was ist denn dabei?"

In den Pausen stehen die Großen vor der Toilettentür und fangen die Kleinen ab. Sie drängen Hans durch die Schwingtür, stellen Wölfi ein Bein und versuchen, ihn in die Pissrinne zu stoßen. Es sind Jungs vom Heerweg, von der Poststiege und der Vereinstraße – Straßen im Osten der Stadt. Sie haben einen schlechten Ruf wegen der Flüchtlinge, die dort wohnen. Manche der Flüchtlingsfrauen tragen drei Röcke übereinander. Es sind kräftige Frauen mit roten Gesichtern und derben Händen. In ihren Gärten wird jeder Meter genutzt. Nirgendwo blüht die Schuppen-Kultur so wie hier. Es sind Schuppen aus Brettern, Wellblech und Pappe. Man nennt sie *Betölleken*.

Im Westen der Stadt, in den Straßen rings ums Gymnasium, wohnen die feineren Leute. In ihren Gärten wächst nichts zu essen. Stattdessen stehen dort Mandelbäumchen, japanische Kirschen, Rhododendron und Goldregen.

Herr Vorrink und Hans sind oft mit dem Rad unterwegs. Er weiß, wo er hingehört. Jeder in dieser Stadt weiß das. Doch wenn Hans die Langeweile vergisst und die Furcht ignoriert, die ihm die anderen einjagen, wenn er den Stetson aufsetzt und mit seinem Dreirad ums Viereck jagt, ist ihm alles egal.

Ein paar Jahre noch, und man wird von ihm reden.

Sein Vater hofft, dass er Fußballer wird.

"Komm Hans", sagt er. "Wir gehn auf den Delden-Senior. Die Spielgemeinschaft spielt gegen Vorwärts."

Die Schwarz-Weißen haben ihre besten Tage längst hinter sich. Vorbei die Zeiten, als der Besitzer der Fabrik nach einem Sieg einen ausgab.

Sie hinken dem ewigen Zweiten von damals weit hinterher.

"Eine Schande!" sagt sein Vater. "Zu meiner Zeit wäre das nicht passiert."

"Alles Krücken!" sagt sein Vater.

Geht der Angriff über den linken Flügel, sieht er Chancen im Mittelfeld. Rennt der Stürmer die Abwehr an, schreit er

"Flanke!" Gibts ein Tor, sagt er: "Das wurde auch Zeit!"

Hans hangelt am Geländer und stößt die Hacken in die rote Aschenbahn. Ab und an muss er wildfremden Männern guten Tag sagen. Sie klopfen ihm auf die Schulter.

"Streng dich an, damit du auch so ein guter Fußballer wirst, wie dein Vater!" sagen sie.

Er spürt, wie ihm das Blut in den Kopf steigt und wendet sich ab. Er will kein Fußballer werden, obwohl sein Vater ihn manchmal trainiert.

Er steht im Tor, sein Vater am Elfmeterpunkt.

So ein Tor wird verdammt groß, wenn ein Vater den Ball tritt. Hans hat Talent, aber gegen die Schüsse seines Vater ist kein Kraut gewachsen.

Schuß und Tor ist alles, was Väter kennen.

Man muss sich schon etwas einfallen lassen, um besser zu werden als sie.

Aber bis dahin ist noch Zeit.

Noch hat Hans genug damit zu tun, dass der Stetson ihm nicht vom Kopf fliegt.

Er muss in den Kurven aufpassen.

Einmal fährt er die alte Mautsch um, eine Frau mit dickem Pickel am Kinn, auf dem zwei lange, schlohweiße Haare

stehen. Sie liegt auf dem Boden und fuchtelt mit ihrem Schirm. Aber passiert ist ihr nichts.

Das Gespenst

"Hollandse nieeuwe ! Hollandse nieeuwe!" schreit ein Fischverkäufer. Er steht hinter einer langen Theke. Es liegen lauter Fische darrauf, die Hans nicht kennt, Fische mit aufgerissenen Mäulern und kalten Augen. Zwischen den Fischen schmilzt zerstoßenes Eis. Das Schmelzwasser tropft zu Boden und verläuft zwischen Abfällen. In einer Ecke duckt eine rostfarbene Katze, leckt die stinkende Brühe und wischt sich mit der Pfote das Maul. Der Mann ist breitschultrig und trägt einen schmutzigen blauen Arbeitsanzug. Herr Vorrink kramt sein Portemonnaie aus der Hosentasche, gibt ihm eine Münze, und sagt: "Een matjes, alstuwbelieft."

Der Mann nimmt einen Matjes, legt ihn in ein Papier, häuft gehackte Zwiebeln darüber und gibt es ihm. Er faßt den Matjes am Schwanz, legt den Kopf zurück, öffnet den Mund und lässt den Fisch darin verschwinden.

Hans sieht staunend zu. Sein Vater kaut mit vollen Backen und stopft mit zwei Fingern Zwiebeln nach. "Hmmm." sagt er, leckt sich die Lippen und wischt sich den Mund.

Frau Vorrink ist vor einem Käsestand stehengeblieben. Ein hagerer Mann mit Elvis-Frisur und braunen Fingerkuppen gibt ihr ein Stück jungen Gouda. Hans geht zu ihr, reckt sich und bekommt auch eins. Seine Mutter kaut, als würde sie etwas unerhört Kostbares probieren. Sie macht einen spitzen Mund und ihr Blick schweift in die Ferne. Aber da ist nichts. "Ein halbes Pfund, bitte." sagt sie.

Der Verkäufer schneidet ein Stück zurecht, legt es auf die Waage und fragt, ob es etwas mehr sein darf. Sie verneint.

Dann gehen sie zu einem Kaufhaus in der Stationsstraat. Es ist ein dreistöckiger Bau mit rechteckigen, hohen Sprossenfenstern. Hans darf allein Rolltreppe fahren, einmal rauf, einmal runter. Sie streifen durch alle Abteilungen. Herr Vorrink prüft die Qualität einer Jacke. Seine Frau drängt sich in eine Menschentraube. Ein Mann führt einen Universalschneider vor.

Im dritten Stock ist ein Café.

Herr Vorrink kauft Hans ein Eis.

"Sei ein bisschen vorsichtig und versau' dich nicht wieder." sagt seine Mutter.

Als sie das Kaufhaus verlassen, fällt ihm ein Automat auf. Er sieht aus wie eine Standuhr mit Stufe. Ein Mann stellt sich davor, holt sein Glied raus und schiebt es in ein Loch, das in passender Höhe angebracht ist. Der Automat rattert, während der Mann wartend davor steht und auf eine Art Skala starrt.

Hans versucht einzuordnen, was er da sieht, aber es gibt keine Erklärung.

Offenbar spielt ihm die Zeit einen Streich.

Sie hat eine Maschine aus der Zukunft geholt, um sie dann wieder verschwinden zu lassen, zurück in die Zeit, die restlos auf Automaten vertraut.

Was es wirklich mit diesem Apparat auf sich hat, wird er nie erfahren. Die Vermutung liegt nahe, dass es eine Waage war, aber das wissen wir nicht.

Als seine Eltern ihn ansprechen, fällt er jäh zurück in die Mitte der 50er Jahre. Er errötet.

Es ist Zeit, zum Bus zu gehen. Man ist plötzlich in Eile.

Beim Hotel Centraal prallt er mit einem Mann zusammen und fällt auf den Hintern. Erschrocken beginnt er zu weinen. Der Mann beugt sich zu ihm herab.

"Können Sie nicht aufpassen, Sie Idiot!" sagt Herr Vorrink. Der Mann sieht aus wie ein Boxer, der seinen letzten Kampf verloren hat. Er richtet sich auf, mustert ihn und dann – als würde ein Film abgespult, ein uralter Film, aufgeladen von Vorurteilen, die Nachbarschaften, Nachbarorten- und Ländern eigen sind – nennt er ihn einen "Rot-moff". So nennt man Deutsche hier. "Rot-Moff" kann jemand, der die andere Sprache versteht, nur mit "Kaaskop" oder "Patjack." parieren.

"Patjack" ist das intimere Schimpfwort der Grenzländer.

"Patjack!" schnauft er.

Seine Frau nennt zwei-, dreimal flehend seinen Namen, doch er hört nicht. Er ist längst in eine Wut geraten, die Hans gut kennt. Ein plötzlichen Aufbrausen ohne tieferen Grund. Eine jähe Attacke, offenbar von weit her, in Wirklichkeit ein nur flach unter der Oberfläche schnaubendes Ungeheuer, das zur Nahrung ab und an heiße Luft braucht.

Die Männer stehen sich gegenüber. Keiner weiß, was als nächstes geschieht. Wieder hat die Zeit zugeschlagen. Dieses Mal hat sie die Zeiger zurückgedreht. Vor wenig mehr als zehn Jahren war Herr Vorrink der Feind.

Kein einfacher "Rot-moff", nein, einer, der mit Stahlhelm und Gewehr das Land besetzt hatte, als sei es ein Garten, den man auf die Schnelle nach seinen Vorstellungen bestellt.

Hans drängt sich an seine Mutter.

Er weiß nicht, welches Spiel die Zeit dieses Mal mit ihm treibt, er weiß nicht einmal, dass die Zeit jedes Spiel treiben kann, doch gespürt hat er schon oft, dass zwischen

den Menschen zu beiden Seiten der Grenze etwas schwelt, von dem er nichts weiß.

Irgendetwas muss passiert sein.

Es hat was mit Krieg zu tun, das weiß er.

Dieses Gefühl wird ihn begleiten wie ein Gespenst.

Später, wenn er den Sonnenuntergängen nachreist, taucht es in allen denkbaren Verkleidungen auf.

"Bravo!" sagt es als kleiner dicker Mann mit blitzenden Goldzähnen. "Das mit den Juden damals, das habt ihr gut hingekriegt."

Der Mann ist Rechtsanwalt in Kairo.

Hans und er sitzen am Strand von Alexandria.

Hans wünscht sich, er könnte unsichtbar werden.

"Deutschland den Deutschen!" brüllt es als aufgebrachte Menge in Potsdam.

"Damn' these fucking niggers!" sagt ein Cowboy in Arizona, den Hans beim Trampen trifft.

Wie man sieht, das Gespenst ist aktiv.

Und selbst, als Hans Kinder Kinder haben, ist es immer noch unterwegs.

Es ist tausend Jahre alt.

Die beiden Männer drohen noch immer.

Hans weint jetzt aus Angst, irgendetwas viel Schlimmeres könnte geschehen. Der Sturz ist vergessen, er weint, weil er Gespenster nicht mag, und schließlich ist es der verängstigte Ton dieses Weinens, der seinen Vater veranlasst, sich abrupt umzudrehen und fortzugehen.

Der Bus wartet schon.

Hans sitzt immer ganz vorn, weil er dann den Fahrer gut sieht. In einer Viertelstunde sind sie an der Grenze. Ein

Zöllner kommt, lässt sich die Ausweise zeigen und fragt nach Kaffee, Tee, Zigaretten und Butter.

"Zwei Stangen Zigaretten im Schuh." sagt Herr Vorrink.

Der Zöllner lacht und geht weiter. Hans Mutter hat zwei Päckchen Tee im BH. Der Zöllner verlässt den Bus, die Türen schließen sich, der Bus fährt über die Grenze.

"Es gibt keine Gespenster." sagt jeder hier. "Es hat nie welche gegeben. Davon haben wir nichts gewusst."

Das wird Hans so schnell nicht vergessen.

Irgendwo in dieser Zeit liegt der Schlüssel für seine Sehnsucht nach einem Land ohne Gespenster.

Aber wo immer die Sonne auch untergeht, die Gespenster sind da. Sie haben andere Namen, aber sie wollen alle das Gleiche.

Russland ist böse und Amerika gut

Arbeiter der Fabrik warten in einer Reihe vorm Schalter des Lohnbüros neben der Betriebskrankenkasse. Es ist ein schmaler Raum mit verbrauchter, staubiger Luft. Man hört das Dröhnen der Maschinenhallen.

"Geld her!" sagt einer.

Die Lohnbuchhalterin, eine hagere Frau in einem strengen Jerseykostüm, kann über so was nicht lachen. Sie geht an den Tresor, nimmt eine Lohntüte heraus und gibt sie dem Mann. Der Mann reißt sie auf, prüft den Lohnstreifen, quittiert den Erhalt, und sagt: "Alles Verbrecher."

Die anderen Männer lachen.

Die Lohnbuchhalterin sagt: "Der Nächste."

"Na dann bis nächste Woche", sagt der Mann, wirft ihr eine Kußhand zu, und steckt die braune Lohntüte in seine Jackentasche. Mit Überstunden sind ein paar Mark mehr rausgekommen wie üblich. Solange der Laden läuft, kann es ihm recht sein.

"Deine Frau wartet vorm Tor", warnt ein Kollege.

Freitags warten oft Arbeiterfrauen vorm Tor. Sie wollen ihre Männer abfangen, eh sie in Kneipen der Bahnhofstraße verschwinden. Der Mann verlässt die Fabrik durch eine Hintertür und verschwindet im Webstuhl, eine Kneipe nebenan. Der Wirt ist Hans Onkel.

"Und ich sag dir, die synthetischen Fasern kommen, da kannst du Gift drauf nehmen!" brüllt ein stämmiger Mann an der Theke.

"Sollen Sie doch!" sagt ein anderer. "Was geht es mich an. Walter, tu noch einen!"

Die Männer trinken sich ein.

Wenn sie in Stimmung sind, ziehen sie weiter zur Schulstraße. Die Schulstraße liegt im Herzen der Stadt. Auf einer Länge von hundert Metern reiht sich eine Bar an die nächste. Es sind grelle kleine Kaschemmen, wo sie blonden, meist fülligen Bardamen nach ein paar überteuerten Bierern an die Brust zu greifen versuchen. Die Barfrauen sind resolut. In einer Stadt wie dieser müssen sie stark sein. Keinen Steinwurf entfernt ist die katholische Kirche. Jeden Sonntag wird dort die Hölle gepredigt. Eine Barfrau darf sich davon nicht bange machen lassen. Eine Barfrau muss kühl sein und den Rahm der Verzweiflung schöpfen, so lange es geht.

An Sommerabenden stehen sie zu zweit vor den Eingängen der Bars und unterhalten sich. Mit einem Blick halten sie die Straße im Auge. Sie ist auf merkwürdige Art offen für die Blicke Vorübergehender, fast familiär.

Wenn Hans Tante Mine und Onkel Paul besucht (sie wohnen in der Pumpenstiege gleich um die Ecke), sieht er die Frauen und die bunten Lichter in den Eingängen der halbdunklen Bars. Er findet das aufregend.

Einmal sagt eine zu ihm: "Na Kleiner, suchst deinen Papa?" Hans schüttelt den Kopf und geht schnell weiter.

Er muss Onkel Paul sagen, dass er zu Hause vorbeikommt und sich den kaputten Sessel ansieht. Er ist Polsterer.

Tante Mine und er wohnen in einem geduckten, vom Alter gezeichneten Haus. Die Haustür führt direkt ins Wohnzimmer. Tante Mine liebt Nippes. Das Wohnzimmer ist ihr kleines Herz. Auf der Vitrine steht ein schokoladenfarbener Amor mit Uhr. Vor der Vitrine steht ein runder Tisch mit einer gehäkelten Decke. Das Zimmer ist klein und niedrig. Die Bodendielen knarren. Unter der Decke sind Stockflecken. Im

hinteren Teil des Zimmers ist eine Kochecke. Neben dem mit Propangas betriebenen Gasherd steht eine Mausefalle.

Onkel Paul ist ein ruhiger Mann. Auf seinem Kopf wächst kein einziges Haar. Tante Mine ist klein und rundlich.

Die Wohnung riecht nach Kaffee und Mottenkugeln. Man kann sie nicht richtig lüften, denn hinterm Wohnzimmer ist das Schlafzimmer, und dahinter ist nur ein winziger Hof mit einer Pumpe.

Das Haus ist über hundert Jahre alt.

In der Nachbarschaft ist ein Sargtischler, eine Samengroßhandlung und ein Pferdemetzger.

"Du sollst mal vorbeikommen", sagt Hans. "Der kleine Sessel ist kaputt."

"Sag Vati, ich komm morgen nach Mittag", sagt Onkel Paul. Tante Mine nimmt eine bronzefarbene Blechdose von der Vitrine, hält sie vor der Brust wie ein Brot, öffnet sie und gibt Hans ein Plätzchen.

"Und - wie geht's zu Hause?" fragt sie.

"Vati humpelt ein bisschen."

"Dann soll er mal aufpassen mit seinen Fußballerbeinen. Er wird ja auch älter."

Auf dem Nachhauseweg zählt Hans die bunten Birnen im Fenster der Pony Bar. Eine Musik-Box im Innern spielt. Hans schnappt die Melodie auf. Die Kinder singen das Lied mit einem anderen Text. "Brennend heißer Würstchenstand, alle Würstchen sind verbrannt...."

Im Rinnstein liegt ein faustgroßer Stein. Hans läuft an und schießt ihn durch ein Tor aus Grafschafter Sandstein. Es ist das Tor zum Schlossplatz. Das Schloss hat eine große Freitreppe. Aber ein Fürst oder Graf wohnt da nicht mehr. Es ist heruntergekommen. Die neuen Bewohner haben einen schlechten Ruf. Rechts auf dem Platz ist der Bäckereinkauf.

Links ist die alte evangelische Kirche. Davor steht eine uralte Linde.

Vor und hinter dem Schloss ist zweimal im Jahr Kirmes. Hans drückt sich in den Tagen vorher, wenn in den Straßen Kirmeswagen parken, auf den Plätzen herum. Wenn er kann, hilft er beim Aufbauen. Er trägt Lichtleisten oder Geländer, um Freikarten zu ergattern. Für Freikarten tut er alles.

Die Kirmeskerle sind wie Cowboys - Gesetzlose mit tätowierten Armen - starke Männer, die seine Fantasie anstacheln. Ihnen ist alles zuzutrauen. Sie sind frei. Die Mütter warnen ihre Töchter. Aber die Töchter pfeifen drauf. Sie finden Kirmeskerle toll. Sie lassen sich Freikarten schenken und schwärmen vom Plattenjockey der Raupe.

Hans kickt seinen Stein über Schlaglöcher, legt einen Spurt ein und bleibt in Höhe der Heißmangel stehen. Winnie, der Sohn der Heißmangelbesitzerin, hockt hinter einer Hecke. Man sagt, er sei ein bisschen verrückt. Er streunt durch sein Revier und droht Passanten mit abgebrochenen Messern, Stöcken, Knüppeln und was er sonst auftreiben kann.

Winnie ist kräftig. Er hat blondes Igelhaar, vorstehende Zähne und ausgeprägte Wangenknochen.

Eigentlich ist er harmlos, aber Hans fürchtet ihn.

"Hau ab!" ruft er.

Winnie huscht hinter ein Betölleken, taucht aber gleich darauf wieder auf. Hans beschleunigt. Winnie folgt ihm in zwanzig Meter Entfernung durch die Gärten. Auf dem Kirmesplatz an der Umflut stoßen sie aufeinander. Winnie ist durch das Loch einer Hecke geschlüpft.

"Ich schneid dir den Arm ab!" droht er.

"Lass mich in Frieden!" sagt Hans.

Winnie hebt den Arm und knurrt wie ein Hund.

Hans weicht zurück und rennt zur Umflutbrücke.
Winnie folgt ein paar Schritt, aber dann macht er kehrt. Er hat sein Revier verlassen, und das tut er nicht gern.
Die Schleusen des Wehrs sind geöffnet.
Hans steigt über das Geländer, hangelt sich an der Außenseite auf die andere Seite der Brücke, springt herab, landet auf der Böschung und rutscht runter ans Wasser. Es ist nicht tief. An manchen Stellen tummeln sich Stichlinge. Er wirft Steine nach ihnen. Momente später ist keiner mehr zu sehn. Hans galoppiert wieder die Böschung hoch, klettert auf das Brückengeländer und balanciert zur anderen Seite. Unten im Fluss sperren gefräßige Krokodile ihre Mäuler auf. Trommeln wirbeln. Scheinwerfer tauchen ihn in grelles Licht. In der Mitte der Brücke wird er von einem kräftigen Windstoß gepackt. Er schwankt, kämpft mit dem Gleichgewicht, fängt sich und erreicht die andere Seite. Was hat Onkel Paul gesagt – wann wollte er kommen?
Hans macht sich auf den Heimweg. Noch sieht man der Stadt an, dass sie eine Arbeiterstadt ist. Die Schlote rauchen und niemand kann sich vorstellen, dass das Schloss eines Tages mit einem Rumms in sich zusammenstürzt. Seit einem Jahr umkreist ein Sputnik die Erde. Was das soll, weiß niemand. Ab und an rummst es in Nowaja Semlja und in der Wüste Nevada, aber auch darunter kann sich niemand etwas genaueres vorstellen. Beide Orte sind viel zu weit weg. Außerdem haben alle die Nase von Bomben voll.
Russland ist weit und Amerika auch.
Russland ist böse und Amerika gut.
"Hugh."
Hans schleicht durch die Fichtenschonung am Rodelberg. Auf dem Spielplatz trifft er Rudi Haff. Rudi ist ein Beamtensohn. Sein Vater ist dick und hat bläuliche Lippen.

Herr Vorrink sagt, das kommt vom Saufen.
Rudi und er reiten zum Fußballplatz. Später gehen sie über ein Feld und pinkeln im Gehen. Sie schwenken ihre kleinen Pimmel und lachen. Je weiter der Bogen, desto besser.
Dann geht Hans nach Hause. Schon im Garten hört er die schneidende Stimme seines Vaters. Er geht durch die Hintertür ins Haus. Er öffnet die Küchentür.
Sein Vater steht mit erhobener Faust vor seiner Mutter.
"Vati!" ruft Hans. "Mutti!"
"Ach Junge", sagt sie. "Keine Angst. Ist ja schon gut."
Sein Vater dreht sich um und geht nach oben.
Einen Tag darauf werden Rudi und Hans zur Rede gestellt.
Jemand hat sie gesehen und sie verpiffen. Die Familie Haff schiebt alles auf Hans. Hans Eltern schieben alles auf Rudi.
Seitdem dürfen die beiden nicht mehr zusammen spielen.
Rudi ist böse. Hans ist gut.
Es leben die fünfziger Jahre!

Der Spalt

Hans geht hinterm Kriegerdenkmal in Deckung. Das Kriegerdenkmal ist ein beliebter Treff. Ein paar leere Flaschen liegen herum, Zigarettenskippen und ein Präservativ. Die Jungs sagen Kapottches dazu. Hans findet sie ekelhaft. Ihre Bedeutung ist ihm noch unklar. Während der Rest der Bande durchs Gebüsch sprengt, versucht er, in Ruhe seinen Namen zu pissen.

Bei Vorr... versiegt der Strahl. Er bringt noch ein paar dunkle Flecken auf dem verwitterten Grün des Sandsteins zustande, klopft ab und lässt sein Glied mit einer geschickten Bewegung (ein höchst komplizierter Bewegungsablauf, der das Zusammenspiel von Hand, Kniegelenken und Hüfte erfordert) in der Hose verschwinden. Zu früh, wie er gleich feststellen wird.

Das Denkmal ist hässlich, aber man kann gut darauf klettern. Auf einem Sockel stehen vier Soldaten: einer ist in die Knie gesunken, und hat die rechte Hand auf sein Herz gelegt. Vom Knie dieses Soldaten steigt Hans auf die Hand des zweiten, weiter auf die Schulter des dritten, schließlich auf den Stahlhelm des vierten.

Die Bande bricht aus dem Gebüsch. Hans verharret einen Augenblick und nimmt Haltung an.

"PÄNG!" ruft jemand aus dem gegenüberliegenden Fichtenwäldchen. Hans beeilt sich, den Heldentod zu sterben. Formvollendet, versteht sich, so, wie er sich das vorstellt. Wie es wirklich geht, weiß er nicht. Seine Eltern haben noch keinen Fernseher. Er weiß nur, wie es ist, wenn er schießt.

PÄNG! macht es, mehr nicht. PÄNG!

"Die Engländer! Da kommen die Engländer. Deckung!" ruft jemand. Hans springt vom Sockel des Denkmals. Dass die Engländer kommen, überrascht ihn nicht. Seine Mutter hat oft erzählt, wie das war in den letzten Tagen des Krieges, damals, im Frühjahr 45. Aber wieso es Engländer waren, ist ihm nicht klar. Und warum sind sie durch den Garten gekommen? – Hans verpasst den Denkmalshelden noch eine Ladung und sprengt mit seiner Einheit davon. Ziel ist eine Eibe hinter der Berufsschule, sein Lieblingsbaum. Seine Nadeln sind so dicht, dass er sich zwischen den Ästen verstecken kann, ohne gesehen zu werden. Auf dem Weg hat er Steine gesammelt. Er wartet. Endlich kommt ein Passant. Hans wirft ihm einen Stein vor die Füße. Der Passant stutzt, dreht sich um, und sieht Hans ins Gesicht, ohne ihn sehen zu können. Hans legt an. Kimme. Korn. Schuß. Der Passant greift sich ans Gesicht, aber das ist nur noch Reflex. Es ist längst kein Gesicht mehr da, alles hat Hans ihm weggefetzt mit seiner Winchester Büchse. Als er nach Hause kommt (an diesem Tag und an vielen ähnlichen Tagen) verrät nichts die zahllosen Morde, die er begangen hat. Er isst eine Schnitte Brot (zum Ärger seiner Mutter pult er den Teig, rollt ihn zu kleinen Kugeln und legt die Rinde beiseite), trinkt ein Glas Burgwallbronn und sieht hinaus in den Garten. Engländer? – Durch diesen Garten? – Komisch. "Ich geh noch ein bisschen raus", sagt er. Im Garten hört er, dass sein Vater ihn ruft. Er rennt durch den Gang, überquert die Roon Straße und biegt um die Ecke zum Gerrit Haus. Das Gerrit-Haus ist exterritoriales Gebiet. Es gehört der anderen Fabrik. Zwischen Hans und den Kindern in diesem Haus besteht ein gewisses Spannungsverhältnis, denn jedes Kind glaubt, die

Firma, in der sein Vater beschäftigt ist, sei die bessere Firma.

Hinterm Haus ist ein Hof. Er ist von einer hohen Mauer umgeben. Die Mauer hat ein großes hölzernes Tor und ein kleines. Im Hof sind Schuppen, eine Schaukel hängt am Ast einer Linde, es gibt eine Mauer zum Balancieren, den angrenzenden Bauhof, die Garagendächer einer Autowerkstatt und die Polsterei, in der Onkel Paul arbeitet.

Hans schiebt die kleine grüne Tür auf, streicht über den Hof und taucht ins staubige Halbdunkel der Polsterei. Onkel Paul dreht die Kurbel einer quietschende Maschine. Sie zerreisst Stroh oder Gras oder was immer man zum Polstern von Sesseln verwendet. Sein Chef, ein kleiner buckliger Mann, nagelt den Bezug eines Sessels fest.

"Unterwegs?" sagt Onkel Paul.

Hans nickt.

"Hab was für dich." Er steckt ihm ein paar Polsternägel zu.

"Kannste die gebrauchen?"

"Glaub wohl", sagt Hans und verabschiedet sich.

Er schaukelt, bis ihm flau wird, steigt auf die Mauer, balanciert um den Hof, springt bei den großen Holzkisten herab, und sieht prüfend in alle Richtungen. Die Luft ist rein. Er verschwindet in einer Kiste. Was könnte das sein. Ein Raumschiff? Nein. Ein Unterseeboot? Schon eher. Als er gerade Befehl zum Tauchen gibt, hört er eine Stimme.

"Hans?"

Er antwortet nicht. Der Deckel der Kiste wird beiseite geschoben. Es ist Waltraud. Sie ist vier Jahre älter als er, hat schwarzes Haar, ein schmales Gesicht und einen Ohrring im linken Ohrläppchen, ein kleines, bläuliches Glitzerding. Sie kriecht in die Kiste. Während Hans noch damit beschäftigt ist, aufzutauchen, sagt sie etwas, das

ihn verwirrt. Aus Versehen öffnet er ein Ventil. Statt anzublasen sackt das Boot wie ein Stein.

Wenn man weiß, was sie gesagt hat, ist das kein Wunder.

"Willst du meinen Spalt sehn?" hat sie gesagt.

Hans weiß nicht genau. Aber weil das Boot eh zum Teufel ist, nickt er.

"Dann musst du mir deinen Pimmel zeigen."

Hans schwankt. Mit Pimmeln hat er viel Ärger gehabt letzte Zeit.

Eh er noch etwas sagen kann, ist Waltraud an seiner Hose. Sie hat kalte Hände. Sie fummelt an ihm herum, rückt ganz nah heran, nimmt seine Hand und schiebt sie in ihren Schlüpfen.

Hans findet nichts, was ihn an irgendetwas erinnert. Aber er kann seinen Zeigefinger in ein Loch stecken. Waltraud lacht komisch. Hans wird irgendwie anders. Er denkt, es ist Zeit, abzuhauen. Das tut er dann auch.

Irgendwie irgendwann

So ein Frühjahr hat man schon lange nicht mehr erlebt. Mitte März blühen die Kastanien. Im April ist es so warm, dass man schwimmen gehen möchte. Der Regen, der diesen Winkel des Landes sonst so grün macht, bleibt aus. Die Bauern machen sich Sorgen um ihre Saat. Die Priester überlegen, ob es ratsam wäre, um Regen zu beten.

Aber was, wenn sie nicht erhört werden?

Der Sommer wird heiß.

Spatzen baden im Staub. Dinkel und Umflut führen kaum noch Wasser. Das ist schlecht, denn die Fabriken brauchen viel Wasser: Wasser für die Färberei, Wasser für die Druckerei. Wenn das so weitergeht, gibt es Kurzarbeit, gerade jetzt, wo die Auftragsbücher gefüllt sind.

Man muss sich etwas einfallen lassen. Der Firmenleitung rauchen die Köpfe. Dann werden Rohre geordert, eine Pumpstation wird herangeschafft und am Ufer der Schieferkuhle installiert. Rohr wird an Rohr geschraubt, eine Leitung bis in die Stadt.

Endlich fließt wieder Wasser.

Die Bürger der Stadt sind gespannt, was passiert, wenn der Wasserspiegel der Kuhle sinkt. Seit Kriegsende halten sich Gerüchte, dass die Nazis kurz vor Einmarsch der Engländer dort einen Panzer, Granaten und einen Schatz versenkt haben.

Seit das Wasser abgepumpt wird, kommen täglich Leute, um zu sehen, ob an dem Gerede was dran ist.

Herr Vorrink und Hans stehen in der Nähe einer Pumpe.

Pffficchut, pffficchut macht sie.

Nicht weit von ihnen stehen Männer, rauchen und warten.

Das Ufer fällt steil ab. Es gibt steinige Vorsprünge, Reste Schiefer vielleicht. Aus dem Südufer ragt ein Rohr.

Bis jetzt ist nur verschlammter Schrott zutage getreten. Kein Brancasaurus wie damals, 1910. Keine Sensation. Keine Wunderwaffe. Nichts, was in den letzten Kriegstagen verschwunden wäre.

Hans weiß nicht, ob er glauben soll, was er alles gehört hat. Er schaut in den Himmel. Auch der ist bleich von der Trockenheit.

Hans liebt das.

Dieser Sommer ist sein Paradies.

Die fast leergepumpte Schieferkuhle, das ausgetrocknete Flussbett, der Brand im Venn zu Ende des Sommers, als es in jedem Winkel der Stadt nach verbrannter Heide und Torf riecht.

Die Dämmerung an warmen Sommerabenden ist seine Lieblingszeit. Das ist die Zeit, wo sich niemand sorgt. Man sitzt auf Stühlen vor dem Haus und beobachtet die Straße. Der alte Dingelmann geht mit einer Gießkanne in seinen Garten. Irgendwo spielt leise ein Radio.

Die Sänger singen von Liebe und Sehnsucht nach fernen Ländern. Waltrauds Vater schlurft in ausgebeulten Hosen, verschlissenem Unterhemd und Pantoffeln herum.

Seine drei Söhne stehen an der Litfasssäule und verträdeln die Dämmerung. Es sind große, wilde Typen. Zwei von ihnen haben Mopeds. Sie stehen aufgebockt neben ihnen.

Während Hans mit seiner Mutter Federball spielt, sieht er, wie sie sich Zigaretten anstecken.

Manchmal lachen sie laut.

Dann, wie auf ein geheimes Signal, springen sie auf ihre Mopeds und fahren davon.

Das Geräusch verliert sich schnell.

"Fünfundzwanzig", sagt seine Mutter.

"Sechszwanzig", sagt Hans. "Ich hab ganz genau mitgezählt."

"Lüg nicht." Sein Vater lehnt im Fenster und hat alles beobachtet. "Genau fünfundzwanzig."

Nicht schlecht für den Anfang.

Beim letzten Rekordversuch haben sie den Federball zwanzig Mal hin- und hergeschlagen. Hans ist sicher, dass er mehr schaffen würde, aber seine Mutter verpatzt die einfachsten Bälle, obwohl er ihr genau auf den Schläger serviert.

"Ich hab keine Lust mehr", sagt sie.

"Darf ich noch draußen bleiben?" fragt Hans.

Sie nickt.

Hans rennt zur Litfasssäule.

Waltrauds Vater liegt auf ein Kissen gestützt im Fenster und raucht. Er hat so eine Art, die Kippe an der Unterlippe kleben zu lassen, die Hans imponiert. Er rennt um die Säule, bis er richtig in Schwung ist.

Dann kriecht er durch die Hecke in Lippinghoffs Garten. Die Erdbeeren sind reif. Es ist fast dunkel. Niemand wird ihn sehen.

Pfficcchut pfficcchut macht die Pumpe.

"Hugh!" sagt Hans. "An meinen Pimmel kommt keiner."

Ein Glück, dass er von der Zukunft nichts ahnt.

Wir schenken ihm diesen Sommer, ein Sommer, der in der Erinnerung hängen bleibt und nach langen, warmen Abenden riecht, so, als wäre damals alles in Ordnung gewesen.

Irgendwann.

Schwanz verstecken und Deckung halten

Pffficchut. Manche Sommer sind lang.

Dieser riecht immer noch nach verbranntem Torf. Er reicht bis in die Gegenwart. Und es gibt welche, die noch länger dauern.

Herr Vorrink erzählt gerade von einem.

Merkwürdige Sommer in merkwürdigen Gegenden waren das.

Sommer in Wüsten, die er in Zelten verbringt. Sommer, die so heiß sind, dass man auf Kühlerhauben von Militärlastwagen Spiegeleier braten kann.

Hans fragt: "Was hattest du in Wüsten zu suchen?"

Sein Vater sagt: "Es war Krieg."

Krieg? – Langsam, ganz langsam steigt eine Ahnung auf.

Deshalb also die Denkmäler im Park? Deshalb die Musikkapellen und die Männer, die einmal im Jahr Kränze mit schwarzrotgoldenen Schleifen niederlegen und ernste Gesichter machen?

Pffficchut.

Die Erzählungen seines Vaters klingen aufregend.

Krieg in der Wüste muss so etwas sein, wie das Räuber- und Gendarmenspiel am Gräbchen.

Hans Vorrink auf einem Kamel.

Hans Vorrink auf einer 250er-Puch, speziell für den Wüstenkrieg konstruiert. Er ist auf Kurierfahrt. Bis Bengasi sind es noch gute fünf Stunden. Die Luft flimmert über der Wüste. Plötzlich ein fernes Brummen. Hans hört dieses Geräusch nicht zum ersten Mal. Es sind Tiefflieger! Jetzt heisst es, den richtigen Zeitpunkt abwarten, die Flieger herankommen lassen, bis die im Sand aufspritzenden Maschinengewehrgarben zu nah für eine plötzliche

Richtungsänderung sind. Dann erst flach unters Krad. Nein.
Besser flach in den Sand. Die Flunder machen.

Besser noch: Flach auf den Rücken, Karabiner hoch und den
Tommi vom Himmel geholt.

"Das ist so lange her", sagt sein Vater.

Sie stehen noch immer am Ufer der Schieferkuhle.

Sein Vater hält nichts von den Gerüchten.

"Die Leute reden", sagt er. "Mehr nicht."

Hans staunt, wie sicher sein Vater das sagt.

Plötzlich ist der Tommi zurück. Er stürzt aus der Sonne
geradewegs auf ihn nieder. Hans kann nicht mehr weg.

Bei einer Schießerei letzte Woche ist er aus dem ersten
Stock eines Neubaus in den Keller gestürzt. Er fiel in
einen Sandhaufen. Auf dem Sandhaufen lag ein Brett. Aus dem
Brett ragte ein Nagel. Er hatte nicht auf Deckung geachtet,
da war es eben passiert.

Vati hat auf Deckung geachtet, denkt er. Sonst wäre er
heute nicht hier.

Auf Deckung achten!

Nicht den Schwanz zeigen und auf Deckung achten!

Daran will er von nun an denken.

Pffficchut.

"Da!" ruft ein Mann, der am Ufer der Schieferkuhle
herumkraxelt. "Seht mal!"

"Ist doch nur 'ne Badewanne", sagt ein anderer.

"Wahrscheinlich hat er gedacht, es ist 'ne V2", sagt ein
dritter lachend.

Pffficchut.

Dieses Geräusch paßt zum Sommer.

Wenn man faul wird, wenn die Hitze des Tages am späten
Abend in der Wohnung steht, dann ist Sommer.

"Das ist ein Sommer!" sagen die Leute. "Wenn es doch bloß regnen würde."

"Ihr Blödmänner!" sagt der Mann. "Das ist keine Wanne. Das ist ein Panzer!"

"Ha, ha, ha", sagen die andern.

"Komm", sagt Herr Vorrink. "Es wird Zeit."

Am Nachmittag schleicht Hans zum Schloss.

Aus Langeweile kriecht er durch ein Kellerfenster. Es ist düster und feucht dort unten. Etwas seufzt. Eine Tür! denkt Hans. Es raschelt. Hans versteckt sich. Jemand knipst Licht an. Schritte kommen auf ihn zu. Wieder geht eine Tür. Hans ist kalkweiß vor Angst. Er wollte eine Prinzessin retten. Jetzt hockt er hier und hat Angst. Die Schritte entfernen sich. Hans klettert nach draußen. Ritter sein ist nichts für ihn. Was ist schon ein Schwert gegen eine Winchesterbüchse. Und wie quälend langsam Ritter sich fortbewegen. Es ist ein ständiges Scheppern um sie, um diese Jahreszeit wird es unter der Rüstung drückend heiß und im Winter eiskalt.

Hans reitet fort. Sein Pferd ist schwarz und schnell. Die Büchse steckt in einem Lederhalfter. Er reitet über die Parkstraße. Auf dem von Gras, Kamille und Brennesseln überwachsenen Tennisplatz pflockt er sein Pferd an und verschwindet unter der Umflutbrücke. Er versteckt einen Stein, den er gefunden hat, an einem geheimen Platz zwischen den Eisenträgern, kommt auf der anderen Brückenseite wieder zum Vorschein und schwingt sich an den Peitschen einer Weide über den Fluss. Der Turm der evangelischen Kirche verwischt, über den Horizont schwanken die Schornsteine der Fabrik, die Kastanien der Parkstraße werfen mächtige Schatten.

Immer und immer wieder, weit hinaus, bis er mitten im Schwung den Halt verliert. Die Peitschen rutschen ihm aus der Hand, der Kirchturm kippt, die Schornsteine verschwinden, patsch! liegt er im Dreck, rappelt sich auf und macht es nochmal. Dieses Mal kontrolliert er den Flug und landet sicher. So wie Onkel Hans damals auf Kreta.

Onkel Hans ist sein heimlicher Lieblingsonkel. Onkel Hans ist hochaufgeschossen, kräftig und hat die wässrig blauen Augen eines Hans Albers. Er ist das schwarze Schaf der Familie. Er säuft, er hält es nie lange an einem Arbeitsplatz aus, verschuldet ist er, laut und manchmal vulgär. Am liebsten sprengt er Familienfeiern. Alle sagen, er sei ein verwöhntes Bürschchen, der jüngste von sechs – drei Mädchen, drei Jungen. Aber es ist wohl so, dass er den Krieg nicht verdaut hat. Er war Fallschirmspringer. Er ist über Kreta abgesprungen. Er hat gesehen, wie links und rechts neben ihm Männer zerschossen wurden, noch eh sie den Boden erreichten. Er hat sich vor Angst in die Hosen geschissen, und bis heute kann er nicht begreifen, wieso es all die andern erwischt hat, nur ihn nicht.

Er heiratet in diesem Sommer. Seiner Frau gehört ein kleiner Lebensmittelladen. Alle denken, sie ist eine gute Partie, aber ihr Geld ist längst dahin. Onkel Männe sagt, sie sei nichts als Fleisch mit Augen. Hinter dem Haus ist eine Bäckerei. An den Hauswänden wächst wilder Wein. An einem großen Tisch im Garten sitzen die Gäste: Tante Tita die Dicke, ihr schneidiger Oberleutnant und die fette kleine Cousine, Onkel Paul und Tante Mine, Onkel Walter der

Wirt, ein strammer Nazi, Männe und Billi, Heini der Mauerer und Agathe, die schon fast übern Jordan ist, obwohl sie sehr alt wird, und bis zum Tod nur vom Jenseits spricht und den Zeugen Jehovas, Walter und Lissie, aus denen doch nichts mehr wird, Anni die Schrapppziege und ihr oller Karl (über den alle lachen), Onkel Ewald und Klärchen und noch ein paar. Sie alle wollen sehen, wie Hänschen sich als Bräutigam macht.

Hans spioniert die Backstube aus. Sie riecht nach Sauerteig. Als er einem Heimchen auf der Spur ist, hört er aufgeregte Stimmen.

"So!" ruft Onkel Hans. "Und das glaubst du? Du machst dir was vor, Brüderchen. Du bist abgehaun, weil du deine Gesellenprüfung vergeigt hast, das ist alles. Schieb dir den Unternehmer doch in den Arsch!"

"Lügner!" schreit Onkel Männe. "Das musst du sagen, du, du Muttersöhnchen. Du kriegst doch den Hintern nicht hoch."

"Eingebildeter Fatzke! Bist wohl was Besseres mit deiner Anstreicherklitsche in Köln da, wie? – Nä, nä, Männe, gekniffen hast du, und dann auch noch Glück gehabt."

"Glück? – Arbeit mein Lieber. Gearbeitet habe ich, im Gegensatz zu dir."

"Ach. – Noch so einen!"

"Du willst doch gar nicht arbeiten, Hans!"

"Männeken, du hast es erfaßt! Was bist du doch für ein blöder Hund."

Onkel Männe (ein Halbbruder) wird krebsrot. Als er die Stadt damals Hals über Kopf verließ, sah er keinen anderen Ausweg. Er hatte die Gesellenprüfung nicht bestanden. Sein Vater hätte ihn krumm geprügelt.

"Sag das noch mal!" sagt er drohend.

"Ein blöder, eingebildeter Pinkel bist du", sagt Onkel Hans lächelnd.

PATSCH. Noch ein Wort und noch eins.

Wie es gewesen ist, wer zuerst schlug und was dann, ob überhaupt jemand schlug, oder ob der immer hitziger werdende Wortwechsel die Feier sprengte, kann nachher keiner mehr sagen, aber darauf kommt es nicht an.

Wichtig ist, dass die Feier gesprengt wird.

"Hört auf!" kreischt eine Frau.

"Halt dich da raus!" schreit Onkel Hans.

Hans hockt hinter einem Motorrad. Endlich weiß er, was Krieg ist. Niemand beachtet ihn, also spielt er mit. Er hat Lieblingsonkel und Tanten, und er hat Onkel und Tanten, die er – ginge es nach ihm – nicht einmal grüßen würde.

Die Gelegenheit ist günstig. Er schraubt einen Schalldämpfer auf seine Büchse, legt an und schießt.

TOCK. Tante Tita.

TOCK. Onkel Ewald. TOCK...TOCK...TOCK...

Tante Tita und Onkel Ewald werden abtransportiert.

Wenn es einen Namen für Geiz gibt, lautet er Onkel Ewald und Tante Tita.

Hans zieht sich in die Backstube zurück.

Draußen wird es still. Die Hochzeitsgäste haben sich aus dem Staub gemacht. Onkel Hans sitzt mit seinem Schifferklavier auf der Bank unter wildem Wein und spielt *Du musst alles vergessen, was du einst besessen, Amigo, ei, ei, ei, ei, ei, das ist längst vorbei...*

"Du hattest ja recht", sagt Herr Vorrink.

"Hermann", sagt Onkel Hans, "Männer ist ein großes Arschloch, mehr nicht. Ich hab die Nase voll von dieser Familie. Dieses ewige Schöntun und Aufschneiden. Lügner sind das doch, alle miteinander. Ihr Leben ist eine einzige

Lüge. Wenn es wenigstens barmherzige Lügen wären, aber
nein, sie lügen aus Feigheit. Sie sind schon ganz krumm."

Der Geizhals

Alle Jubeljahre fährt Hans mit seinen Eltern auf Besuch nach Rheine. Für ihn ist das eine Reise weit über den Horizont. Er besteigt den Zug mit dem Gefühl, der Welt ein weiteres Geheimnis zu entreißen. Der rote Schienenbus rumpelt über die Gleise, vorbei an den Fabriken, stadtauswärts, gemächlich schaukelnd.

Sie wollen Onkel Ewald besuchen.

Onkel Ewald gehören zwei Lebensmittelgeschäfte.

Es ist ein sonniger Tag, wie gemacht für einen Familienausflug. Hans hockt neben dem Zugführer und starrt auf einen Punkt am Horizont, dem sie mit jedem Tatacktatack näherkommen.

Bald tauchen die hohen verstaubten Schornsteine der Zementwerke auf. Die nächste Station heisst Maxhafen – ein Name, der Hans nicht in den Kopf will, denn es ist kein Gewässer in Sicht, kein Hafen, kein Max. Aber so heisst das Kaff nun einmal, er hat es sich gut gemerkt, und er weiß auch, gleich sind sie da.

Der Besuch hat mit der verkorksten Hochzeit zu tun.

Onkel Ewald ist der Bruder von Onkel Hans Frau. Außerdem ist er mit einer Schwester von Frau Vorrink verheiratet, und Tante Änne führt ihren Haushalt.

Herr Vorrink will bei Ewald ein gutes Wort für seinen neuen Schwager einlegen. Hans interessiert das nicht. Er hat andere Sorgen. Er muss einen Morgen und einen Mittag im Hause dieses Onkels verbringen, eh sich die Familie auf den Weg zum Zoo macht. In all der Zeit darf er nicht laut sein, nicht herumkriechen, er muss ununterbrochen aufpassen, denn dieser Onkel ist nicht nur ein Geizhals, er hat auch nicht den geringsten Sinn für Kinder.

Stocksteif hocken alle im gewienerten Wohnzimmer und knabbern Kekse zu dünnem Kaffee. Hans riecht die Süßigkeiten im Laden. Eine Schiebetür trennt ihn vom Paradies, durch das Milchglas sieht er die Schemen von bauchigen Bonbongläsern, aber die Tür bleibt verschlossen. Niemand öffnet. Niemand gibt das Zeichen zur Plünderung. Fortwährend werden ihm Blicke zugeworfen. Man hatte ihn ja gewarnt. "Du weißt ja, wie Onkel Ewald ist", hatte seine Mutter gesagt, "also benimm dich!"

Hans beisst sich auf die Unterlippe. Niemand soll sagen, er hätte es nicht versucht. Trotzdem kippt irgendwann ein Glas Sprudel um. Im Nu ist ein Lappen zur Hand. Es wird gewischt und poliert. Man redet durcheinander, um sich zu bestätigen, dass es ja gar nicht so schlimm sei.

Aber es ist schlimm. In diesem Hause kommt so etwas einer Katastrophe nahe. Das hübsche Sofa, der hübsche Schrank, die hübsche Wanduhr, die hübschen weißen Deckchen, der hübsche Teppich, die hübschen Blumen, der hübsche Kronleuchter, dieser ganze verfluchte hübsche Mist hätte ja Schaden nehmen können.

Onkel Ewald und seine Frau haben dieses hübsche Haus, das während des Krieges zerstört wurde, mit eigenen Händen wieder aufgebaut. Stück für Stück haben sie ihr kleines Reich zu allen Seiten gesichert.

Wen wundert es, dass sie vor Schreck steif werden, wenn plötzlich jemand wie Hans "den guten Sprudel" verschüttet. Die Stunden tröpfeln.

Endlich bläst Herr Vorrink zum Aufbruch.

Die Familie verlässt das Haus durch den Laden. Hans dreht sich um, um den rosa Bonbons einen letzten Blick zuzuwerfen.

Sein Vater sagt: "Willst du welche?"

Hans nickt.

"Gib ihm eine Tüte voll, Ewald."

Onkel Ewald öffnet ein Glas, schaufelt Bonbons in eine spitze, blauweiße Tüte, gibt sie Hans, hält die Hand auf und sagt: "Macht zwanzig Pfennig."

Herr Vorrink starrt Ewald ungläubig an.

"Zwanzig", wiederholt Ewald und wird rot.

Jetzt sieht er aus wie ein großes, verstörtes Kind. Hans beobachtet, wie sein Vater mit erstarrtem Gesicht zwanzig Pfennig aus dem Portemonnaie kramt. Onkel Ewald nimmt das Geld entgegen und legt es in die Kasse. Hans tropft ein dünner Faden Spucke aus dem halb geöffnetem Mund.

Eine halbe Stunde später sitzen Herr und Frau Vorrink auf einer Bank an der Ems.

"Dieser Ewald, nicht zu glauben!" knurrt Herr Vorrink.

Hans hockt am Ufer und wirft Steine ins Wasser.

"Geh nicht zu nah ran!" ruft sein Vater.

Hans Kiesel hüpfen übers Wasser. Mitten im Fluss fischen Jungen mit selbstgebastelten Netzen. Das Wasser reicht ihnen bis zur Brust. Hans blickt neidisch zu ihnen herüber. Er würde auch gern ins Wasser gehen. Er fragt, aber sein Vater schüttelt den Kopf.

"Lern du erst einmal schwimmen!"

Sie gehen weiter. Der Weg zum Zoo ist quälend lang. Auf halbem Weg steht ein Eismann. Er hat ein weißes Schiffchen auf dem Kopf.

"Na", sagt er zu Hans. "Du siehst aus, als würdest du gleich umfallen."

"Tu ich auch!"

"Da hilft nur eins", sagt er. "Ich schenk dir ein Eis."

Als Herr Vorrink bezahlen will, lacht er und sagt: "Das hätten Sie sich eher überlegen müssen "

Ein komisches Intermezzo

Statt zu erzählen, wie Herr Vorrink sich einen Popelinemantel kauft, und der Aufzug, mit dem Hans vom Parterre des Textilhauses ten Brink in den ersten Stock fährt, stecken bleibt, statt zu erzählen, dass es keinen Alarmknopf gibt und Hans sich aus Angst in die Hose macht, während der Geschäftsführer (ein distinguiert wirkender Mann mit Glatze und grauen Schläfen) den Mantel in höchsten Tönen preist, statt zu erzählen, wie die Kurzwarenverkäuferin aus dem Erdgeschoss mit Schrecken feststellt, dass der Aufzug steckengeblieben ist, nach oben läuft, neben Herrn Vorrink auftaucht und atemlos ruft: "Herr Vorrink, Herr Vorrink, ihr Sohn steckt da drin, man muss etwas tun!", statt zu erzählen, dass der Aufzug bei Eintreffen der Feuerwehr längst vom Geschäftsführer ins Erdgeschoß gekurbelt worden war, und Herr Vorrink den Laden ohne zu zahlen verlässt (er holt das allerdings nach), statt zu erzählen, dass so etwas in einer Stadt wie dieser schnell die Runde macht, und der ein oder andere schon glaubt, Hans sei samt Aufzug in den Keller gestürzt, er sei schwer verletzt, wenn nicht tot, statt zu erzählen, dass wieder andere glauben, Herr Vorrink habe seine Frau vor allen Leuten geohrfeigt (er war ja schon auf dem Fußballplatz so ein Rauhbein), statt all das zu erzählen, werde ich von einem Apparat berichten, den die Fort-Schrittsgläubigkeit und die Euphorie jener Jahre in das Schuhgeschäft Bergmann gebracht hat.

Es handelt sich um einen kleinen braunen Kasten – etwa so hoch und so breit wie ein Stuhl. Man kann von oben hineinsehen. Unten ist auch eine Öffnung.

Wenn niemand seine Füße durch diese Öffnung schiebt, sieht man nichts. Dann ist es ein uninteressanter Kasten. Wenn

man aber seine Füße hineinschiebt und auf einen Knopf drückt, wird es interessant. Dann sieht man einen Fuß ohne Fleisch. Nur durch Druck auf diesen Knopf wird man zum Gerippe, jedenfalls teilweise.

Ein teilweises Gerippe. Ein wahres Wunder.

Während Hans den Kasten von allen Seiten prüft, sucht seine Mutter Schuhe für ihn. Hans fühlt sich unbeobachtet. Was für ein Wunderding, dieser Kasten. Er hat nur einen Haken. Man kann nur seine Füße sehen. Wenn Hans seinen Unterarm in das Loch schiebt, kann er nicht gleichzeitig oben hineinsehen. Das ist ärgerlich.

In diesem Augenblick taucht Wölfi auf. Er hat gerade Schularbeiten gemacht und will sie seinem Vater zeigen.

Hans winkt ihn heran. "Paß mal auf, Wölfi." sagt er.

"Schieb deinen Arm mal da rein."

"Mach ich", sagt Wölfi.

Hans drückt auf den Knopf und sieht Wölfis Unterarm - Elle, Speiche und die Glieder der Finger. Wenn er Wölfi doch bloß ganz hineinschieben könnte!

"Schieb mal den anderen Arm rein, Wölfi!"

Wölfi gehorcht.

"Beweg mal die Finger, Wölfi!"

Wölfi bewegt die Finger.

An dieser Stelle werden sie unterbrochen.

Frau Vorrink hat passende Schuhe gefunden. Hans zieht sie an, steigt auf den Apparat und schiebt die Füße hinein.

Herr Bergmann drückt auf den Knopf, wirft fachmännisch einen Blick hinein und sagt stolz: "Na sehen Sie, Frau Vorrink, sie passen."

Dann fordert er sie auf, auch reinzusehen.

Der Kauf ist perfekt.

Aber auch das wollte ich eigentlich gar nicht erzählen.

Ich wollte von einer Vision erzählen, einer Vision und der darauffolgenden Ohnmacht ...

Ort der Handlung: die Kuhle, eine von Onkel Walters Kneipen. Sie liegt in einer merkwürdigen Mulde in einer ebenen Stadtlandschaft hinterm Bahnhof, wo die Lagerschuppen aufhören und sich die Gleise des Güterbahnhofs bis zum Kleiberg ausdehnen.

Auf den ersten Blick könnte man meinen, es handelt sich um einen Bombenrichter, aber es ist keiner.

Was es mit der Kuhle auf sich hat, weiß ich nicht.

Onkel Hans war ein glühender Nazi. Einer seiner Söhne hieß Adolf Benito. Er hatte sich das Leben genommen. Als Wirt genießt Onkel Walter hohes Ansehen. In seinem Schankraum steht seit kurzem ein Fernseher. Wie um einen Altar versammeln sich seitdem die Männer davor, trinken ihr Bier und starren auf die flimmernde Mattscheibe, die ihre kleine Welt so schlagartig vergrößert.

Es ist Sonntag. Frau Vorrink und Karin spülen.

Vater und Sohn beschließen, eine kleine Radtour zu machen, und dann Onkel Walter zu besuchen. Sie fahren durchs Esch, überqueren die Dinkel und kommen in einen Wald. Die Gegend heisst Flörsbach. Einer der Fabrikbesitzer wohnt hier. Sein Haus sieht aus wie ein barockes Schloßchen. Ein mit rotem Kies belegter Weg führt zu dem zweistöckigen Gebäude. Links und rechts vom Weg wächst Rhododendron. Vorm Portal des Hauses stehen Amphoren und Putten. Im Garten ist ein Swimming-pool.

"Da wohnt Matthieu", sagt Herr Vorrink stolz, denn Matthieu kennt ihn aus seiner Fußballerzeit. Sie haben sich sogar schon einmal gemeinsam betrunken. Matthieu ist ein Fabrikbesitzer der alten Schule, ein Patriarch.

Der andere Fabrikbesitzer wohnt im Buterland. Er hat sich einen Bungalow gebaut. Der erste Bungalow weit und breit. Schon das Wort ruft bei Hans Bewunderung hervor.

"Stell dir vor, er hat Fußbodenheizung und ein Hallenbad im Keller", sagt sein Vater. Und im Weiterfahren fügt er hinzu: "Sieh dir das gut an, Hans. So wohnen die Herren."

Hans zuckt die Achseln. Er versteht nicht, was sein Vater sagen will. Es ist heiß an diesem Nachmittag. Die beiden schwitzen, als sie die Kuhle erreichen. In der Gaststätte ist es dämmrig und kühl. Tante Mine winkt aus der Küche. Sie hilft sonntags aus, ohne einen Pfennig dafür zu bekommen. Der Fernseher läuft. Hans setzt sich an die Theke. Onkel Walter gibt ihm ein Glas Regina. Über den Bildschirm reiten Cowboys in gestrecktem Galopp auf eine Stadt zu. Die trockene Erde spritzt unter den Hufen der Pferde zu allen Seiten. Es sind drei Reiter, Banditen. Sie erreichen die Stadt, machen die Pferde vor einem Saloon fest und gehen durch eine Schwingtür hinein. Die Männer am Thresen sehen sich feindselig um.

"Whisky!" sagt einer der drei.

Der Wirt gibt ihm eine Flasche. Am anderen Ende der Theke hockt ein Betrunkener. Er starrt gierig auf die Flasche.

"He Jungs!" ruft er. "Gebt 'nem alten Mann mal 'n Schluck."

Einer der Banditen füllt lachend ein Glas und schiebt es mit Schwung in seine Richtung. Es gleitet über den Thresen. Der Betrunkene nimmt es, säuft es in einem Schluck leer und fällt rückwärts vom Hocker.

Im gleichen Augenblick spürt Hans, dass ihm merkwürdig heiß wird, dann spürt er nichts mehr und fällt um.

Sein Vater springt herbei. Zuerst ist er böse, dann merkt er, dass Hans ohnmächtig ist, und legt ihn auf eine Sitzbank. Onkel Walter bringt ein feuchtes Tuch.

Hans öffnet gerade die Augen.
Er starrt auf den flimmernden Bildschirm. Im Saloon ist
Streit ausgebrochen. Hans ist sofort alles klar.
Die drei Fremden müssen fliehen.
"Flieht doch!" ruft er. "Haut ab!"
"Schon gut, Junge", sagt sein Vater.

Der Altar

Hans wird nur noch einmal in Ohnmacht fallen: am Tag seiner Konfirmation. Er trägt einen braunen Anzug, ein Nyltesthemd und einen Selbstbinder. Ob es die Aufregung ist, das lange Stehen, oder das Staunen über den Zauber, der Wasser zu Wein und ungesalzenes Brot zum Leib Christi macht, wer weiß. Während er betet, legt sich ein Schleier über die Welt, ein Rauschen überlagert das Vater Unser, dann kippt er um.

Im Augenblick aber steht er ganz unter dem Eindruck der flimmernden Röhre. "Haut ab!" ruft er wieder und wieder, während sein Vater ihm die Stirn kühlt.

"Walter, stell das Ding doch mal ab", sagt er.

"Gleich kommt Sport", sagt ein Gast. "Lass es an."

"Komm", sagt Hans Vater. "Leg dich oben ein wenig hin."

Ein Sportfest wird übertragen.

Die Männer erstarren mit dem Pils in der Hand.

Bald werden Städte veröden, weil Familien auf Sofas und Sessel genagelt Mörder jagen. Alle sind Detektive. Die Drehbücher der nächsten Folge werden wie Staatsgeheimnisse gehütet. Das über die Theke schlitternde Glas war nur der Auftakt. Die Ratenzahlung ist erfunden. Bald steht auf jedem Dach eine Antenne. Tagsüber hocken Tauben drauf, abends singen Amseln dort ihre Lieder. Freunde bringt der neue Apparat auch. Ganz vertraut werden sie sein, so, als gehörten sie lange schon zur Familie.

Hans träumt noch Wochen später von reitenden Banditen.

Heruntergekommene Desperados, die den Westen Amerikas

unsicher machen. Die Verheißung der Sonnenuntergänge in Arizona nebelt sein Hirn ein.

Die Propagandamaschine tickt wie eine Präzisionsuhr. Karin trägt einen Petticoat und hat sich die Haare ganz kurz schneiden lassen. Sie hört Musik von Fats Waller und Louis Armstrong. In der Stadt treiben sich Halbwüchsige mit gefetteten Frisuren herum. Als Bill Haley im Sportpalast spielt, geht die Bestuhlung zu Bruch, und selbst Bayern wie Peter Kraus tun plötzlich so, als hätten sie Rock 'n Roll mit Löffeln gefressen.

Wenn Hans an Abenteuer denkt, denkt er an Amerika.

Sein Vater hat ihm erzählt, dass die Häuser dort achtmal so hoch sind, wie die evangelische Kirche, und die Autos dreimal so lang wie ein VW. Es gibt kein Land, das er mehr bewundert. Jedes Lied klingt danach. Kleine Jungen träumen von Lassie.

Der Nachbarschaftsköter, der jeden Sonntag nach dem Mittagessen wie ein Schatten in der Bismarckstraße auftaucht, um nach Knochen zu bellen, hat es schwer. Er heisst Nelli, ist schwarz und struppig und hat einen eisgrauen Bart. Hans legt ihm Knochen hin, und wenn Nelli kommt, um sie zu holen, stürmt er mit einem Besen aus dem Hauseingang und verjagt ihn.

Eines Tages biegt ein Bulli in die Bismarckstraße und hält vor Nummer 22. Ein Mann in grauem Kittel steigt aus und schellt. Herr Vorrink öffnet und zeigt dem Mann, wohin er den Apparat stellen soll. Aber der Mann weiß Bescheid. Er kommt täglich in Wohnzimmer, täglich sieht er die kleinen Tische in Ecken, Tische mit Deckchen – kleine Altäre. Sie unterscheiden sich kaum von heidnischen und christlichen

Opferstätten. Der Apparat, der von nun an das Wohnzimmer mit blaugrauem Licht füllt, will Opfer.

Dafür wird er verehrt.

"Wunnebar!" sagt Lou van Burg.

"Salzstangen raus und dann Schuß!"

Die Zeiten, in denen aus Wasser Wein wurde, sind vorbei. Man spricht gern von der Zukunft. Niemand merkt, dass sie längst begonnen hat. Es ist windstill. Das Land hätte einen kräftigen Sturm verdient, stattdessen dümpelt es vor seinen Altären. Ein greiser Kanzler hat sich zum großen Vater gemacht. Er hält seine Hand über die kleinen Häfen der Behaglichkeit.

"Besser?"

Hans nickt.

"Das haben Jungs schon mal", sagt sein Vater. "Komm, lass uns nach Hause fahren."

Die Neustraße liegt wie ausgestorben. Der Turm der evangelischen Kirche ragt in den weißblauen Himmel. Kein Lüftchen regt sich. Hans Rad ist ein Pferd. Er hat Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Es geht ihm nicht schnell genug. "Los Fury!" schreit er und jagt seiner Zukunft hinterher.

RRRAWWWUMMMM

Nicht aufgepasst. Der Whisky schwappt über den Rand des Glases. Hans hält sich an der Lenkstange fest. Sie schlägt nach rechts, blockiert die Fahrt, das Rad steigt hoch und wirft ihn über die Lenkstange zu Boden. Er schlägt mit dem Kopf auf. Das klingt, als würde eine Melone zerschellen.

Sein Vater ist bei ihm. "Hans!"

Hans stöhnt, aber er ist bei Bewusstsein.

"Ganz ruhig."

"Was ist mit Fury?"

"Komm. Setzt dich auf. Vorsichtig. – Ja. So ist gut."

Hans weint nicht. Sein Schädel brummt. Er wendet langsam den Kopf. Die Luft ist voll blinkender Sterne.

"Gib 'nem alten Mann mal 'n Schluck!" ruft jemand.

"Hans?" sagt sein Vater. "Geht's? – Komm, stütz dich auf meinen Arm."

Hans steht auf. Die Sterne springen herum wie verrückt. Jeder macht einen Ton. Einen ganz hohen Ton. Hans schüttelt sich und fixiert den Wetterhahn auf der evangelischen Kirche.

"Zwei Hähne da oben!" sagt er.

Sein Vater lacht, hebt das Rad auf, klemmt das Vorderrad zwischen die Oberschenkel und biegt die Lenkstange gerade.

"Setz dich auf meinen Gepäckträger", sagt er, "dein Rad lassen wir hier."

Hans ist kalkweiß. Sein Vater bringt ihn nach Hause. Karin wird zum Hausarzt geschickt. Dr. Rost kommt. Er untersucht Hans. "Wenn er bricht, holen Sie mich", sagt er. "Hans braucht ein paar Tage Ruhe."

"Danke, Herr Doktor", sagt Frau Vorrink.

"Ich möchte ein Eis", sagt Hans.

"Sollst du haben", sagt sein Vater.

"Und was zu trinken."

"Natürlich."

Einer bleibt gleicher

Ein Wecker kommt rasselnd in Gang. Herr Vorrink wird aus seinen Träumen gerissen. Sein Arm zuckt unter der Decke hervor, seine Hand ballt sich zur Faust, ein Leben lang hat sie geübt und jetzt kann sie das. Sie trifft den Wecker an seiner empfindlichsten Stelle. Ein letztes PRRRINNG, dann stürzt er vom Nachttisch. Herr Vorrink setzt sich, gähnt, steigt aus dem Bett und geht ans Fenster. In Dingelmanns Garten singen die Vögel. Der Himmel über der Hollandsiedlung ist rot. Herr Vorrink spuckt auf die Straße. Sein Herz gerät aus dem Takt, wie so oft letzte Zeit. Nach dem Aufstehen ist es immer das gleiche. Er atmet tief, schlüpft in seine Pantoffeln, wäscht sich, zieht sich an und geht nach unten.

Seine Frau ist schon auf den Beinen. Das Frühstück steht auf dem Tisch. Die Zeitung liegt vor seinem Teller. Er nickt seiner Frau zu. Sie atmet auf. Nach mehr als zwanzigjähriger Ehe weiß sie, was an so einem Morgen alles geschehen kann. Ihr Mann starrt aus dem Fenster, trinkt seinen Kaffee und reckt sich.

"Franz Blömers ist tot. Herzinfarkt, sagt man", sagt sie.

"Hab schon gehört. Ist einfach umgekippt."

"Er war noch nicht alt."

Er schüttelt den Kopf und isst ein Brot.

"Es wird wieder warm heute."

Er nickt.

Um zehn vor sieben verlässt er das Haus.

Hans schläft noch. Er hat beschlossen, sich verwöhnen zu lassen. Schließlich fällt man nicht jeden Tag auf den Kopf. Als sein Vater am Mittag nach Hause kommt, liegt er auf dem Sofa. Er hat sich ein feuchtes Tuch auf den Kopf legen

lassen und träumt davon, was Piep (seine Freundin, die Zahnarzttochter) ihm erzählt hat. Sein Plan funktioniert. Alle sind freundlich zu ihm. Wenn er den kleinen Finger rührt, ist schon jemand da. Sein Vater streicht ihm über den Kopf, setzt sich an den Küchentisch, lässt sich von seiner Frau Kartoffeln und von seiner Tochter Erbsen und Möhren reichen, nimmt eine Roulade, zerschneidet sie und beginnt zu essen. Aber so richtig schmeckt es ihm nicht. Franz Blömers Tod ist ihm an die Nieren gegangen. Er hat mit ihm Fußball gespielt.

Karin erzählt von der Schule.

Sie ist hübsch. Die Jungs aus der Nachbarschaft pfeifen ihr hinterher. Herr Vorrink ist in Gedanken. Die Zeit rast und mit jedem Tag wird seine Familie ihm fremder. Er ist selbst Schuld, das weiß er. Er hat nicht auf seine inneren Stimmen gehört. Er hat Amerika verschlafen und das ist die Strafe. Sogar der Speiseplan rächt sich.

Reste vom Sonntag, Bechamel-Kartoffeln, weiße Bohnen in saurer Sauce mit Speck, Kartoffelbrei, Spiegeleier und Spinat, Fisch, Erbsensuppe, Grünkohl, Stielmus, Böhnchen: es gibt keine Überraschungen mehr.

"Schmeckt's?" fragt seine Frau.

"Ja, ja." Er puhlt sich mit einem angespitzten Streichholz Reste Fleisch aus den Zähnen, schiebt den Teller weg, steht auf und legt sich aufs Küchensofa. Normalerweise gelingt ihm ein Nickerchen. Heute nicht. Als er kurz vor eins das Haus wieder verlässt, sagt er nicht einmal auf Wiedersehen. Sein Weg führt über den evangelischen Friedhof. Er kennt jede Taxushecke und jeden Busch. Am Zaun hebt der Totengräber ein Grab aus. Er ist klein, dick und schwitzt bei der Arbeit.

"Tach Hermann."

"Na Sleutel! Grab nicht zu tief, sonst kriegst du den Arsch nicht mehr raus."

"Und wenn schon."

Herr Vorrink verlässt den Friedhof durch ein quietschendes Drehkreuz, überquert die Gildehauser Straße und hält auf die Fabrik zu. Der Portier am Tor II sitzt an seinem Tisch und paßt auf. Der Zeiger der großen Uhr an der Wand hinter ihm springt auf drei Minuten vor eins.

"Mach schon dein Kreuz", sagt Herr Vorrink lachend. "Dann kann ich wieder gehn."

"Vorrink?" sagt der Portier. "Kenn ich nicht. Arbeitet nicht hier."

Herr Vorrink biegt hinter der Kantine links ab, öffnet eine eiserne Tür, kommt in einen Gang und folgt ihm. Sein Atelier liegt über der Umflut. Es ist sonnig und ruhig. Sein Arbeitstisch steht vorm Fenster. Auf einer von unten beleuchteten, milchfarbenen Scheibe, die in die Tischplatte eingelassen ist, hat er mit Klebestreifen eine Folie befestigt. Auf der Folie ist ein Muster: Blümchen, Ranken und Blätter. Immer sind es Blümchen, Ranken und Blätter. Er zieht seine Jacke aus und den Kittel an. Mit einer spitzen Feder und verschiedenfarbigen Tuschen malt er Folie auf Folie aus. Alle übereinandergelegt (eine Arbeit, die Tage dauert) ergeben das Muster.

"Musterzeichnen ist fisselig Werks", sagt er manchmal. "Man macht sich die Augen kaputt und sitzt sich krumm."

Ins Schwärmen gerät er nur, wenn er erzählt, wie es war, als er noch Anstreicher war. Während der Inflation hat er in Holland gearbeitet. Für 20 Gulden die Woche.

In Deutschland konnte man dafür fast alles kaufen. Sein Baas war ein energischer kleiner Mann. Er fand Gefallen an ihm und machte ihn zum Vorarbeiter. Die holländischen

Gesellen taten sich schwer, einen Moff als Vorarbeiter zu akzeptieren, aber was blieb ihnen übrig, er arbeitete besser als sie.

Was hätte nicht alles aus ihm werden können!

Die Flucht in die Vergangenheit hat ihn schon über manchen Arbeitstag gerettet. Wenn er ausgeträumt hat, klemmt er sich die schwarze Lupe wieder ins Auge und beugt sich über die Folie.

Um vier verlässt er die Fabrik durch Tor I und spaziert durch die Stadt. Er will Hans eine Kleinigkeit kaufen. Er kennt jeden hier. Oft ist es nur ein Gesicht, ein Moment des Wiedererkennens, der keinen Namen braucht.

In dieser Stadt ist jeder an die Fabriken gebunden: Name, Familienstand, Geburtsdatum, Verfalltag. Man hat sie eine Weile zur Schule geschickt, man hat ihnen eingebläut, dass pünktliches Erscheinen wichtig ist, und die Kenntnis biblischer Geschichte noch niemand geschadet hat.

Unter Schulbesuch stand *regelmäßig*.

Nur wenige haben den Aufstieg geschafft. Unter ihrem Zeugnis stand nach dem vierten Schuljahr *Steigt!*

So einer war für den Webstuhl verloren. An seinem Horizont tauchte ein Schreibtisch auf. Auf dem Schreibtisch lag eine grüne Schreibunterlage. Darauf stand eine Schreibmaschine. Neben der Schreibmaschine stand eine mechanische Rechenmaschine. Dahinter stand eine Lampe.

Von früh bis spät träumt diese Stadt den Traum von einem besseren Leben. Jeder Vater und jede Mutter lässt sich davon den Blick vernebeln.

"Du sollst es mal besser haben als wir!" sagen sie.

Verstehen kann man das ja, nur – was wird aus denen, die dumm sind? Nicht jeder kann es doch gleich gut haben.

Man kann sich die Köpfe heiß reden, **einer bleibt gleicher.**

Die Stadt hat den ersten Nachkriegs-Schreck überwunden.
Die Metzgergattin ist schamlos fett, der Pastor treibt die
Gläubigen von einer Kollekte zur nächsten, die Kleider sind
üppig und die gewendeten Anzüge werden schon lange nicht
mehr aus den Kleiderschränken geholt.

Die ersten Bürger entdecken den Süden.

Wer es zu etwas gebracht hat, zeigt es vor und genießt.

Es wird dreißig Jahre dauern, eh die Reichen wieder so
unbeschwert ihren Reichtum genießen können, denn Reichtum
macht keinen Spaß, wenn alle versorgt sind.

Reichtum braucht Armut.

Herr Vorrink kauft Hans ein Mickey Maus Heft.

Hans ist begeistert. Bis zum Abendessen sieht und hört man
nichts mehr von ihm.

"Vati, weißt du, wo der Gardasee ist?" fragt er bei Tisch.

"Warum?"

"Piep hat mit ihren Eltern dort Urlaub gemacht."

"In Italien."

"Können wir da nicht mal hinfahren?"

"Soviel Geld haben wir nicht."

"Warum nicht?"

"Darum nicht! Warte du erst mal, bis ..."

Seine Frau sieht ihn warnend an. Er schluckt und sagt
nicht, worauf Hans warten soll.

Hans geht ins Bett.

Er liegt lange wach und starrt die Tapete an.

Worauf soll ich denn warten? denkt er.

Nichts verrät, dass er in zwei, drei Jahren eine Bande in
den Kampf gegen die Laubstiege führt. Es wird eine Schlacht
mit Knüppeln und Latten, die die Jungs von Bauhof gestohlen
haben.

Nichts verrät, dass sein Vater einmal versucht hat, sich das Leben zu nehmen. Auf die Schienen hat er sich gelegt, auf die Schienen der Dortmunder Bahn.

Als der Zug kam, hat er gekniffen.

Hans wird sich erst ein Vierteljahrhundert später an diesen Sommerabend erinnern. Wie eine Fata Morgana taucht die Bismarckstraße aus tiefem Nebel auf. Die Glut des Tages steigt aus dem Asphalt. Es ist dunkel. Hans geht weinend an der Hand seiner Mutter. Er rennt. Er wird hinter ihr hergezogen. Seine Mutter biegt in die Laubstiege.

Linkerhand liegt Schünnemanns Wäldchen. Es ist unheimlich. Weiter kommt er nicht.

Knapp hinterm Wäldchen haben sich Gespenster aufgepflanzt, die das Weitergehen unmöglich machen.

Nur eines ist sicher: auf dem Rückweg läuft sein Vater neben ihm.

Und noch fünfundzwanzig Jahre später genügt ein einziger Satz, um seine Mutter aus der Fassung zu bringen.

"Wie war das damals mit Vati?" fragt er. "Du weißt schon, der Selbstmordversuch."

"Bitte weck keine schlafenden Hunde", sagt sie und fängt an zu weinen.

Aber noch ist die Welt ja in Ordnung.

In Dingelmanns Garten haben die Obstbäume gefruchtet.

In einer Ecke steht ein Gartenhaus. Der hintere Teil ist für Gartengeräte reserviert. Im vorderen steht ein Tisch mit selbstgezimmerten Bänken. Manchmal sitzen dort Nachbarn und trinken.

Dingelmann ist ein weißhaariger alter Mann. Er war Lehrer. Nach dem Zusammenbruch hat man ihn zwangspensioniert. Sicher können Sie sich denken, warum.

Zu Hause ist er ein Tyrann. Zu Hans ist er freundlich, wenn auch sehr streng. Er zeigt ihm, wie man Spargel sticht, Apfelbäumen einen artfremden Sproß einpfropft, oder einen Komposthaufen anlegt.

Durch den Garten hat Hans Zugang zu Schünnemanns Wiese, den Feldern und zum Gräbchen an der Dortmunder Bahn. Neben der Quitte hat er sich einen Heckendurchbruch geschaffen. Er ist durch den Komposthaufen getarnt.

So ist Hans immer ein wenig schneller, wenn es darum geht, zum Gräbchen zu kommen.

Die anderen Kinder müssen an Bergers Gärtnerei vorbei.

Berger ist ein kleiner, misshandelter Mann. Wenn er Kinder riecht, kommt er mit einer Hacke aus seinem Gewächshaus.

"Schert euch fort!" ruft er mit krächzender Stimme.

Die Kinder rennen in alle Richtungen davon. Beim nächsten Mal werden sie sein Gewächshaus mit Steinen bewerfen.

Vom Gräbchen sieht man die Häuser der Bismarckstraße, aber die Rufe der Mütter dringen nicht bis hierher.

Komisch, dass ich erst jetzt darauf komme!

Vielleicht hätten ich Hans schon früher mit einer Verletzung ins Bett schicken sollen, um sein Terrain abzuklopfen. Das Beste wird sein, wir folgen dem Gräbchen bis zu einem Punkt, den Hans nie überschreitet.

Hinterm Bahnübergang (der Ort, an dem sein Vater versucht hat, sich das Leben zu nehmen) ist ein Umspannwerk. Vom Südwesten stelzen Überlandmasten wie Riesen heran.

Die Kabel senken sich zu graublauen Transformatoren. Ein gefährliches Summen liegt in der Luft. Gelbe Blitze am Zaun verstärken den Eindruck lauernder Gefahr.

Das Gräbchen kommt von dort.

Am großen Haselnussbusch macht es einen Knick. Der Haselnussbusch steht auf einer Art Wall. Die Kinder haben dort Erdhöhlen gegraben und sie mit Gängen verbunden. Der Bahndamm begrenzt ihr Revier. Wenn Züge kommen, hocken sie am Bahndamm und stellen sich vor, der Zug führe über sie hinweg.

Drüben ist die Hollandsiedlung. Sie ist Feindgebiet.

Angriffe sind jeden Moment zu erwarten.

Der Haselnussbusch auf dem Wall ist ihr Stützpunkt.

Hinter ihnen liegt Schünnemanns Wiese.

"Katharina Huploch, zeig mir mal dein Puploch!" rufen die Großen Karin beim Gräbchenspringen zu.

"Katharina heiß ich nicht, und mein Puploch zeig ich nicht!"

Das Gräbchen ist knietief. Oft fällt eins der Kinder hinein. Hans hockt am Ufer. Ein paar Jungen umringen ihn. Da ist Klaus, der begnadete Pianist von nebenan, der mit seinem Geklimper Hunde zum Kotzen bringt, Wolfgang, der Sohn des Lokomotivführers Hülsbeck, und Heinz, der Rotschopf der Familie Stiens.

Hans hat ein Schiff aus Bakelit. Es ist die Queen Mary. Die Kinder haben Sauerampfer gepflückt. Hans nimmt die Aufbauten der Queen Mary ab. Der Rumpf wird mit Sauerampfer gefüllt, die Aufbauten werden wieder aufgesetzt, dann schickt man das Schiff auf die Reise. Auf halbem Weg haben die Kinder das Gräbchen gestaut. Ein kleiner See ist entstanden. Er ist so groß wie drei Badewannen und knapp einen Meter tief. Auf diesen See treibt das Schiff zu.

Man schließt Wetten ab.

Wird die Queen Mary es schaffen?

Wird sie die Stromschnellen vor Schünnemanns Wiese unbeschadet passieren?

Wer setzt zehn Glaser?

Klar! – Sie schafft es. – Leg die Knicker da hin.

Klaus passt auf sie auf, zu mehr ist er nicht zu gebrauchen. Heinzl ist Schiedsrichter. Wolfgang hastet auf und ab und überbringt die neuesten Nachrichten.

Die Queen Mary hat sich in einem Ast verfangen! – Sie beginnt, sich um die eigene Achse zu drehen! – Sie ist wieder frei – aber sie hat Schlagseite! Sie nimmt Wasser! – Nein, nein, sie schafft es, sie schafft es! –

Noch zwanzig Meter. Sie treibt gegen die Böschung. Noch zehn Meter. Sie setzt sich im Gras fest. Noch fünf.

Wolfgang bewirft sie mit Sandklumpen. Sie ist frei!

Die Kinder begrüßen das angeschlagene Schiff.

Hans nimmt die Aufbauten ab und verteilt den Sauerampfer.

Irgendwann hören sie die Glocke des Bahnübergangs. Wolfgang rennt los. Die anderen rennen hinterher, quer über das Feld bis zum Bahndamm.

"Da kommt mein Vater!" ruft Wolfgang.

Und da hinten, schnaufend und prustend, kommt das schwarze Ungetüm. Wolfgang's Vater lehnt aus dem Fenster. Er winkt den Kindern zu. Wie sie ihn beneiden! Was ist schon ein Musterzeichner gegen einen Lokomotivführer! denkt Hans. Er stellt sich vor, wie das sein muss: wie er langsam den großen Hebel nach vorn legt, die Bremsen löst, wie Dampf aus dem Kessel in die Zylinder schießt und die Kolben vorantreibt, wie die großen Pleuelstangen die Räder antreiben, wie er an einer Leine zieht, wie ein Pfiff ertönt, wie er den Heizer antreibt, noch mehr Koks in das glühende Loch zu schaufeln.

Immer schneller werdend verlässt er die Stadt.

Der Pfiff der Lokomotive hallt über die Prärie. Man sieht eine Staubwolke. Obwohl die Maschine schnauft wie ein

prähistorisches Tier, hört man das Stampfen von tausend und abertausend Hufen. Hans nimmt seine Büchse, legt an, zielt und drückt ab. Ein Büffel bricht tödlich getroffen zusammen. Hans lädt nach. Noch ein Schuss. Noch einer und noch einer. Der Heizer schlägt mit der Kohlenschaufel gegen die große gusseiserne Ofentür.

"Get 'em, Jack!" schreit er begeistert. "Give 'em hell!"

Die Büffel jagen kopflos dahin.

Jack tut was er kann.

Er war acht, als er zum ersten Mal hörte, was Gott, diese Mischung aus Güte und Härte, ihm auftrug.

Er macht sich die Welt untertan.

Gut gemacht, Jack! Gut aufgepasst.

Wenn du bloß nicht so ein Trottel wärst!

Der Aufstieg

Als Hans mit seiner Mutter den Hof der Realschule betritt, schreit alles in ihm nach Wegrennen. Vier Jahre hat er gebraucht, sich an die Schillerschule zu gewöhnen. Vier Jahre hatte jede Gemeinheit einen Urheber und jedes Ding einen Platz.

Jetzt soll das anders werden.

Die, die ihn ausgelacht haben, werden heute nicht da sein. Er soll zu einer höheren Schule gehen, nicht sie. Aus ihm soll etwas werden, nicht aus ihnen. Was, kann er sich nicht vorstellen. Er weiß nur, dass man ihn prüfen will.

Vor der großen Treppe stehen fünfzig, sechzig Kinder. Sie rempeln und stoßen sich, treten von einem Bein auf das andere und schreien sich die Furcht aus dem Leib.

Hans hält Ausschau nach Wölfi, Hans-Dieter und Franz, die mit ihm den Aufstieg proben. "Geh nur", sagt er zu seiner Mutter, denn er fürchtet, dass die anderen ihn auslachen, wenn sie ihn mit ihr sehen.

"Ich drück dir die Daumen."

"Tach Hans!" ruft Wölfi.

Wölfi ist bleich und wirkt dicker als sonst. Franz und Hans-Dieter sind bei ihm. Franz trägt eine marineblaue, kratzig aussehende lange Hose. Er ist spindeldürr und lacht nervös, als er Hans begrüßt. Hans-Dieter macht einen entspannten Eindruck, aber bei ihm ist das nichts neues, er ist Klassenbesten und hat nichts zu befürchten.

Hans winkt seiner Mutter noch einmal zu.

Ein hagerer Mann erscheint auf der Treppe, begrüßt die Anwesenden, teilt sie in zwei Blöcke und sagt, sie würden nun in eine Klasse geführt. Hans-Dieter und Franz gehören zur zweiten Gruppe, Wölfi und Hans zur ersten. In Reih und

Glied marschieren sie los. Die Flure sind lang und trist. An einer Klassentür klebt ein Schild. Prüfung! steht darauf. Sie gehen hinein und suchen sich Plätze.

"Nein, nein. Ihr müsst euch auf Lücke setzen", sagt ein anderer Mann, und erklärt, was das ist. Er ist Hans auf den ersten Blick unsympathisch. Bögen Papier werden ausgeteilt, jedes Kind schreibt seinen Namen darauf. Der Mann schreibt seinen Namen an die Tafel: Redwitz ist mittelgroß und hat einen scharfen Blick, der um so schärfer wirkt, weil seine dicken Brillengläser die Augen vergrößern. Die Kinder sind vor Aufregung steif. Redwitz setzt er sich hinters Pult und sagt: "Wir schreiben jetzt ein Diktat!"

Hans Herz klopft bis zum Hals. Sein Füller ist frisch gefüllt, er hat sich sorgfältig gewaschen, sogar seine Fingernägel sind sauber.

Das Diktat beginnt.

Es heißt "Die Blumen am Wege".

Die Blumen am Wege strecken ihre Köpfe der Sonne entgegen. Ein Bup kommt daher. Er pfeift ein fröhliches Lied. "Wohin des Wegs?" fragt eine Stimme. Der Bup bleibt verwundert stehen. "Wer spricht da?" sagt er. "Ich bin's!" sagt ein helles Stimmchen. Es ist die Glockenblume. Sie lacht dem Bup zu. Der Bup reißt ihr den Kopf ab. Da fallen die anderen Blumen über ihn her. Marienblümchen nebeln ihn mit Blütenstaub ein, Brennesseln schlagen ihm auf die nackten Arme und Beine, und die Glockenblumen läuten Alarm....

Redwitz spricht langsam und diktiert die Satzzeichen mit. Licht fällt schräg in die Klasse. Redwitz spuckt, wenn er spricht. Es sind Tröpfchen im Licht.

Als Hans mittags nach Hause kommt, ist er niedergeschlagen. Er hat mit Hans-Dieter und Wölfi gesprochen, und weiß schon den ein oder anderen Fehler.

Hoffentlich zählt Bup nicht doppelt!

"Wie war's?" Sein Vater hat am Morgen Baldriankapseln genommen und sich trotzdem kaum auf seine Arbeit konzentrieren können. Hans kann nicht sagen, wie es gewesen ist. Er weint. Mehr noch als Redwitz und das Diktat haben ihm die fremden Kinder zugesetzt, kleine, verbissene Tiger, die den Hof mit ihrem Lärm füllten. Kinder mit vor Aufregung geröteten Gesichtern.

"Du schaffst das schon", sagt seine Mutter.

"Natürlich schafft er das!" sagt sein Vater.

Am nächsten Tag wird ein Aufsatz geschrieben.

Nach einer Stunde wird Redwitz von Herrn Frank abgelöst.

Herr Frank hat einen kleinen Mund und listige Augen.

Manchmal geht er herum und lächelt.

Einmal beugt er sich zu Hans und sagt: "Na? Geht's?"

Hans nickt schüchtern.

"Siehste. Ist doch gar nicht so schlimm."

Hans beschreibt einen Familienausflug.

Nach zwei Stunden sagt Herr Frank: "So, kommt langsam zum Schluß."

Hans bleibt gerade noch Zeit, durchzulesen, was er geschrieben hat. Er weiß nicht recht, ob es gut ist. Als es schellt, zieht sich sein Magen zusammen.

Seine Mutter hat sein Lieblingsessen gekocht – weiße Bohnen, Bratwurst und Kartoffeln. Hans stochert lustlos mit der Gabel darin herum.

"Iß, Junge. Ich hab's doch extra für dich gekocht."

"Ich mag aber nicht."

Er würde sich am liebsten verkriechen. Krank spielen. Seine Mutter weiß, dass ein Kind nicht jeden Tag zur Schule gehen kann. Es braucht Tage, an denen es von allen zu allen Seiten gedeckt wird, ganz gleich, was passiert. Faultage!

Alles andere war an solchen Tagen Verrat. Aber morgen würde sie es nicht verstehen. Morgen würde er so dumm wie ein Erwachsener sein müssen, der sich der Pflicht beugt. Morgen würde er mit Tränen nichts ausrichten können.

Morgen würde er um sein Leben rechnen.

Sein alter Rechenlehrer hatte ihm das Rechnen gründlichst versalzen. Wer ihm das kleine und große Einmaleins nicht wie aus der Pistole geschossen herleiern konnte, kriegte eins auf die Finger.

Er ist klein, dick, denkt in Kolonnen, Zahlenreihen und Marschbefehlen und riecht gefährlich.

Und das Schlimmste ist, dass er Hans an Redwitz erinnert.

"Guten Morgen Kinder!"

"Guten Morgen Herr Redwitz!"

Hans ist schlecht vor Angst. Seine Handflächen werden feucht. Seine Gedanken sind plötzlich so schnell, dass er nicht mehr weiß, was er denkt.

Zehn Aufgaben liegen vor ihm!

"Wenn du die Prüfung schaffst, kannst du später mal im Büro arbeiten!" hat sein Vater gesagt.

Ein Luftgewehr wäre ihm lieber. Er blickt sich um. Die meisten Kinder haben sich schon über ihre Aufgaben gebeugt.

Er gibt sich einen Ruck. Regen platscht gegen die Fenster.

Nach eineinhalb Stunden hat er sechs Aufgaben erledigt.

Zwischendurch hat er versucht, mit anderen Kindern Kontakt aufzunehmen, aber alle waren vorsichtig. Die siebte Aufgabe ist knifflig. Bei der achten kann Hans die Tränen kaum noch zurückhalten. Er begreift nicht, worum es geht. Schließlich schellt es.

Aus ist es mit dem Büro!

Ihm bleibt nicht einmal Zeit, seine Ergebnisse zu notieren.

Wieder kommt er heulend nach Hause. Er haßt sich dafür,
aber er kann es nicht ändern.
Seine Mutter hat Mitleid, aber Mitleid hilft nicht, man
bleibt trotzdem einsam.
Das Warten auf die Ergebnisse beginnt.
Das Warten auf Freitag.
Hans bekommt Durchfall und kann nichts mehr essen.
Seine Mutter hat immer noch Mitleid, aber auf den Schoß
nimmt sie ihn nicht. Sie denkt, dass er zu alt dafür ist.
Alles ist am Boden. Die Zeit kriecht.
Am Donnerstagnachmittag hat seine Mutter eine Idee.
"Ich frage Fräulein Mautsch", sagt sie.
Fräulein Mautsch war Lehrerin an einer deutschen Schule in
Alexandria. Sie lebt mit ihrer Mutter vier Türen weiter.
Ihr Vater ist im Krieg gefallen.
Als Hans zum ersten Mal hörte, dass jemand im Krieg
gefallen ist, fragte er sich, wieso er nicht wieder
aufgestanden war. Er wusste doch nicht, dass man Dinge mit
Worten verharmlosen kann.
Fürs Vaterland von einer Granate zerfetzt!
Wie hätte denn sowas geklungen?
"Könnten Sie mir nicht sagen, ob Hans die Prüfung bestanden
hat?" fragt Frau Vorrink.
"Eigentlich darf ich das ja nicht", sagt Fräulein Mautsch.
"Aber ich will eine Ausnahme machen. Ich werde mich
erkundigen."
Am Abend bringt sie die erlösende Nachricht.
Hans hat bestanden. Alles in allem befriedigend.
"Siehste!" sagt sein Vater.

Gehacktes fürs Vaterland

Als Hans Monate vor seinem Sturz den Wunsch nach einem Rad äußerte, stand sein Vater vor einem Problem: er hatte nicht genug Geld.

Hans Eltern sind zwar nicht arm, aber auch nicht reich. Das ist der gemeinste aller Zustände. Man ist nicht so arm, dass man an bestimmte Annehmlichkeiten des Lebens gar nicht erst denken mag, und nicht reich genug, um daran denken zu dürfen.

Durch Zufall traf Herr Vorrink einen alten Bekannten. Brüggemann ist Polizist. Vor Jahren hatte er sich einmal mit Mitgliedern des Fußballvereins angelegt. Die hatten ihm auf dem Heimweg aufgelauert und ihn verprügelt.

Auf dem Land liefen die Uhren anders, und natürlich gab es bei solchen Aktionen nie Zeugen.

Jedenfalls war er seit damals freundlich und zuvorkommend. Brüggemann hatte einen hässlichen dicken Sohn, der ein neues Fahrrad bekommen sollte.

Herr Vorrink wollte das alte Rad gerne kaufen. Die beiden wurden schnell handelseinig. Herr Vorrink nahm das Rad mit nach Hause, entfernte Rost, erneuerte die Lichtanlage und baute neue Schutzbleche an. Dann strich es es himmelblau, Hans Lieblingsfarbe.

Hans findet das Rad toll, es ist sein ganzer Stolz.

Bis der Bauersohn Iking eines Tages sagt: "Was'n das für ne Fiets?"

Dieser Satz (so unbedeutend er für Sie klingen mag) wird mit einer gehörigen Portion Verachtung gesprochen und bringt Hans aus der Fassung.

Er ahnt nicht, dass Iking neidisch ist.

Er nimmt alles, was man sagt, für bare Münze.
Das Rad bleibt immer häufiger im Hof, denn er fürchtet,
ausgelacht zu werden.
Es dauert eine Weile, bis sein Vater ahnt, was los ist.
Er ist klug genug, nicht darüber zu sprechen. Aber er weiß,
dass er etwas tun muss. Wenn er nur wüsste, was. Hans
spricht oft von hohen Geschwindigkeiten. Tempo scheint ihn
zu faszinieren.
Das ist es! denkt er und kauft einen Tachometer.
Hans glüht vor Freude.
Er ist der erste in seiner Straße mit einem Tacho.
"Zwanzig!" brüllt er, als er mit wehendem Haar die
Bismarckstraße entlang jagt.
"Fünfundzwanzig! Dreißig!"
"Schneller!" ruft er, als er mit seinem Vater einen Ausflug
macht. Er ist fünf oder sechs, sitzt auf der Stange
zwischen den Beinen seines Vaters und beugt sich nach vorn.
Sie fahren zur Grenze, trinken auf der Terrasse der
Gaststätte Gleis Sprudel, und beobachten das Treiben am
Schlagbaum: ab und an hält ein LKW, und Pendler auf Rädern
fahren von hüben nach drüben und umgekehrt.
Links und rechts vom Grenzübergang stehen Bäume.
Auf einem Schild steht, dass hier die Bundesrepublik
Deutschland aufhört und das Königreich der Niederlande
beginnt.
Für Hans eine höchst merkwürdige Tatsache.
Er weiß mit Grenzen nicht viel anzufangen.
Seine Landschaft braucht keine Grenze.
Im Garten der Gaststätte Schmeinck steht eine Rotbuche.
Ihre Äste reichen über den Grenzfluss.
Sie werfen Schatten auf den Hof eines Klosters, ein hohes,
düster wirkendes Gebäude.

Auf einem Hof davor stehen Menschen.

Hans hat solche Menschen noch nie gesehen. Er kennt Indianer. Er weiß, wie Eskimos aussehen. In seinen Mecki-Büchern gibt es Negerlein, aber diese Männer, Frauen und Kinder sind etwas anderes.

Sie haben lackschwarzes Haar, und ihre Augen sind schmal und ein wenig schräg. Die Nasen sind so wie andere Nasen; nur die eine oder andere ist etwas breiter. Diese Menschen sind klein, zierlich und schwarz.

Manche gehen auf dem Hof herum, andere stehen in Gruppen, rauchen und schwatzen. Sie sehen scheu aus.

Hans kann sich nicht abwenden.

Was sind das für merkwürdige Wesen?

Er zerrt seinen Vater zum Zaun und starrt sie an.

Drei Jungen, die sich an den Rücken ihrer Mütter festhalten, starren zurück. Einen Augenblick treffen sich ihre Blicke. Sie sind erstaunt. Ein grenzenloses Erstaunen ist das, auf beiden Seiten. Am liebsten würde Hans zu ihnen gehen, um sie anzufassen. Er würde gern ihr lackschwarzes Haar fühlen, das aussieht, als sei es in Öl getränkt.

Und wie gern hätte er ihre Hände gesehen!

"Wo kommen die her?" fragt er.

"Aus Indonesien", sagt sein Vater.

Indonesien!

Wie das klingt!

Hans lässt das Wort auf der Zunge zergehen.

In-do-ne-si-en. Sicher geht dort die Sonne unter.

"Wohnen die hier?" fragt er.

"Sie sind geflüchtet."

Das ist eine Antwort, mit der er etwas anfangen kann.

Er steckt den Radius der ihm bekannten Welt ab.

Es ist ein Kreis von etwa 25 Kilometern. Keiner der Orte in diesem Kreis kommt für Indonesien in Frage.

Also muss Indonesien noch weiter fort sein.

"Wie kommt man nach Indonesien?"

"Mit dem Schiff", sagt sein Vater.

Hans erinnert sich an ein weißes Schiff auf einem großen Fluss. Seine Eltern und er hatten es in Köln bestiegen und waren Flussaufwärts gefahren.

Vielleicht war das das Schiff nach Indonesien.

Vielleicht war er Indonesien ganz nah gewesen, ohne es zu ahnen. Vielleicht lag Indonesien gleich hinter dem Berg, den er auf dem Rücken eines störrischen Esels erklommen hatte, nachdem sie das Schiff verlassen hatten.

Die Glocke des Klosters begann zu läuten.

Es ist eine kleine Glocke in einem Türmchen, das wie die Spitze eines aus dem Dach ragenden Bleistifts aussieht. Die Menschen auf dem Hof laufen zum Eingang, als hätten sie darauf gewartet.

Als Hans zu seinem Vater aufs Rad steigt, fällt ihm ein, dass er doch schon mal einen Schwarzen gesehen hat. Auch in Köln. Als sie Onkel Männe besuchten. Das war auf dem Dom oder unterm Dom oder auf dem Weg zum Dom oder im Bahnhof. Aber der hatte anderes Haar.

Hans Welt ist voller Wunder.

Nachdem er sich im Alter von vier Jahren geweigert hat, weiter in den Kindergarten zu gehen, weil Schwester Ruth ihn für eine heruntergelassene Hose vorm Klo in den Keller gesperrt hatte, ist allen klar, wie störrisch er ist.

Seine Eltern ahnen, dass man ihm das nicht austreiben kann.

"Wenn du willst, bleib zuhause", sagen sie.

Sie spüren, dass er mehr Zeit als andere braucht.

Sie sind hin- und hergerissen. Sie wollen ihn schützen, obwohl sie wissen, dass es keinen Schutz gibt. Sie wollen keinen Sonderling, aber Hans ist anders als andere. Alle Vergleiche, die sie in den letzten Jahren angestellt hatten, waren umsonst.

Er gleicht keinem, und hat doch von allen ein Stück, irgendeine verborgene Seite, irgendeine für alle sichtbare Eigenart.

Die Art, den rechten Fuß beim Gehen einwärts zu stellen, das Schwenken der Arme, das leichte Lispeln, der Blick, der oft nirgendwo haftet, das Aufbrausen, die kalte Überlegenheit, die man ihm später nachsagt, diese kühle Luft, die er um sich verbreiten kann.

Hans steht mit einer großen Schultüte im Garten unter einem Apfelbaum. Seine fette Cousine steht neben ihm. Onkel Heinz, ihr Vater, fotografiert. Es ist windig und kalt.

Hans trägt eine schwarze Skihose mit Bündchen und einen grauen Dufflecoat mit großer, dreieckiger Kapuze. Im Hintergrund blühen Osterglocken, ansonsten ist der Garten nicht mehr als ein Hof mit festgetretener Erde. Erst viel später wird ein Garten daraus. Ein Garten mit Rasen, Blumenrabatten und Ziersträuchern, die Herr Vorrink von Ausflügen auf die umliegenden Friedhöfe mitbringt.

Das ist so ein Hobby von ihm.

An späten Samstagnachmittagen fährt er mit dem Rad auf einen Friedhof und gräbt einen Strauch aus.

Die fette Cousine würde am liebsten alle Süßigkeiten aus Hans Schultüte essen, aber Hans lässt sie nicht.

Er mag sie nicht.

"Hier kommt das Vögelchen!" ruft Onkel Heinz, und dann gehen alle ins Haus. Es gibt Kaffee.

Hans sitzt auf dem Boden vor dem Klavier und spielt mit seinem Stabilbaukasten. Die Cousine hockt neben ihm. Die Erwachsenen sitzen am Wohnzimmertisch.

Onkel Heinz erzählt, dass er zur Bundeswehr will.

Manchmal schwärmt er von der Legion Condor, im Krieg hat er einen Orden geholt, und jetzt freut er sich auf die alten Gesichter.

"Bätsch!" sagt die fette Cousine. "Ich kann schwimmen, du nicht."

"Blöde Ziege!" sagt Hans.

"Kinder, vertragst euch", sagt Onkel Heinz.

"Er wirds schon noch lernen", sagt Frau Vorrink.

Das wird eine mühsame und gar nicht glanzvolle Eroberung. Werning, der Bademeister des Hallenbades, ist ein alter Bekannter seines Vaters.

Die beiden haben zusammen Fußball gespielt.

"Nimm ihn ordentlich ran!" sagt er.

Werning, ein hagerer Mann mit Krampfadern, tut, was er kann: die Trockenübung beginnt. Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei. Hans kommt sich vor wie ein Frosch. Werning geht auf und ab und korrigiert mit dem Rohrstock.

"Mehr durchziehen!" sagt er. "Hans, stell dich doch nicht so doof an. Mach die Finger zusammen!"

Eh es ins Wasser geht, hat Hans schon keine Lust mehr. Er ist eine seltsame Pflanze. Wenn man ihm befiehlt, lässt er den Kopf hängen. Er will überzeugt werden.

Dann, eines Tages, jagt Werning Hans ins Tiefe.

Hans sträubt sich.

"Ich mein es doch gut", sagt Werning. "Dir passiert doch nichts. Du bist ja schlimmer als ein Mädchen. – Schwimm!"

Hans schwimmt um sein Leben.

Werning hält ihm die rettende Stange immer gerade so weit vom Leib, dass er sie nicht greifen kann. Er schnauft. Er schluckt Wasser. Er prustet. Gleich wird er ersaufen. Werning feuert ihn an. Hans heult, als er aus dem Wasser steigt. Er weiß nicht, worüber er mehr heulen soll, über Werning, oder über die Tatsache, dass er tatsächlich geschwommen ist.

"Heulsuse!" sagt Werning. "Du bist mir einer. Da war dein Vater doch ein ganz anderer Schlag."

Sein Vater hatte sich einen falsch zusammengewachsenen Unterarmknochen bei vollem Bewusstsein brechen lassen. Ein anderes Mal hatte er bei einer Narkose bis 100 gezählt, eh er einschlief.

Sein Vater war immer ein Held, dagegen wird Hans nie ankommen können.

Seine Beule ist übrigens abgeschwollen.

Es geht ihm besser.

Er ist auf dem Weg zur mittleren Reife. Es gab Überlegungen, ihn aufs Gymnasium zu schicken, doch die Furcht vor Studienräten saß seinen Eltern zu tief in den Knochen.

Außerdem geht keiner seiner Freunde aufs Gymnasium.

Das Gymnasium ist was für die Kinder der reichen Leute.

Hans weiß, woran man sie erkennt: sie haben einen Fernsehapparat, ein Auto und waren schon in Italien.

Ulrich Dingelmann, ein rothaariger, ungelenk wirkender Mann Ende zwanzig, ist Verkäufer in einem Textilgeschäft und tanzt für sein Leben gern.

Eines Tages beschließt er, eine Tanzschule zu gründen.

Der alte Dingelmann schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, aber sein Sohn hat Erfolg. Den Menschen geht es beim Tanzen nur um das Eine: sie wollen die richtigen

Schritte lernen. Sie glauben, wer die richtigen Schritte beherrscht, kommt schneller zum Ziel.

Ulrich bringt sie ihnen bei. Den fehlenden Schwung ersetzt er durch Methode. Seine Kurse finden in den Sälen von Landgaststätten statt. Sie haben abgetretenes Parket, die verstaubten Dekorationen vom letzten Jahr hängen noch, es gibt eine kleine Bühne, Tischreihen links und rechts, und einen großen Ofen in der Mitte. Links sitzen die Damen, rechts die Herren.

Wie ein lahmes Pferd kreist Ulrich übers Parkett.

Er ist weder klug noch gewandt, aber er schafft es, dem Landvolk die Manieren der großen Welt beizubringen.

Städter haben keinen guten Ruf. Ihre Manieren schon gar nicht. Nur ihre Tänze sind reizvoll.

Ulrichs Schüler lernen Foxtrott, Cha-cha-cha und Mambo, doch beim nächsten Schützenfest werfen sie den modischen Kram über Bord und wiegen sich im Dreivierteltakt. Später tanzen sie Polka. In Reihen kreuz und quer durch den Saal, dass es kracht.

Ulrich fährt einen Mercedes.

Für Hans kann das nur eines bedeuten!

Ulrich ist reich!

Manchmal hilft Hans ihm bei den Vorbereitungen für einen Kurs. Er darf auf den Aufnahmeknopf des Tonbandgerätes drücken.

"Sag mal was", sagt Ulrich und hält ihm das Mikrofon hin.

"Eins, zwei, drei", sagt Hans. Und dann sitzt er vor dieser Maschine und hört zum ersten Mal seine Stimme.

"Das soll ich sein?" sagt er.

Dann muss er lachen.

Nicht weit von Dingelmann wohnt die Familie Brehm.

Sie lebt in einem großen, einstöckigen Haus mit quadratischem Grundriss.

Herr Brehm ist Direktor einer Baumwollspinnerei.

Das Haus hat einen Wintergarten, ein Eingangsportal und einen Dienstboteneingang. Rundherum ist ein gepflegter Garten. Die Brehms haben drei Kinder. Manchmal sieht man sie auf der Straße, aber sie gehören nicht zu denen, die mit Hans am Gräbchen Dämme bauen.

Herr Brehm zieht beim Gehen alle paar Schritte die Schultern hoch, und bewegt den Kopf hin und her.

Das sieht aus, als sei ihm der Kragen zu eng.

Frau Brehm ist eine freundliche kleine Frau. Ihr Gesicht ist rund wie ein Milchbrötchen mit hellwachen Augen.

Einmal bittet sie Hans, Milch bei Willi zu holen.

Willi ist Milchmann. Jeder lacht über ihn, denn er spricht schlechtes Deutsch.

"Darf ich Sie sonst noch was geben?" fragt er.

Als Hans die Milch bringt, hat er Gelegenheit, sich das Brehmsche Haus anzusehen. Der Kühlschrank in der Küche ist mannshoch. Die Diele ist größer als Wohnzimmer und Küche zu Hause. Im Zimmer zum Wintergarten steht ein Flügel. In einem anderen hängt ein kristallener Kronleuchter. Auf einer Marmorsäule neben einer breiten Treppe steht ein schwarzes Telefon.

Oben gibt es ein Zimmer, das heißt "Bibliothek".

Nach diesem Besuch wird Hans klar, dass es Reiche und Reichere gibt.

Er findet das komisch.

Er dachte, Reiche wären alle gleich.

Aber das stimmt nicht.

Herr Hagen zum Beispiel. Herr Hagen ist Prokurist.

"Na, Irmchen, wie geht's", sagt er, wenn er Frau Vorrink sieht. Er darf so mit ihr sprechen, denn er kennt sie seit Kindesbeinen. Ihr Vater war sein Kriegskamerad. Im Wohnzimmer in der Bismarckstraße hängen Fotos von ihm. Er war groß und hatte einen dunklen Bart. Die Frauen sagen: "Er war ein stattlicher Mann." - "Ein feiner Mann." Er ist im ersten Weltkrieg gefallen. Bei Verdun hat eine Granate Gehacktes aus ihm gemacht. Gehacktes fürs Vaterland. Herr Hagen spricht oft mit Irmchen von ihm. Er war auch in Verdun, aber die Gehacktesmaschine hatte ihn nicht gekriegt. Hans weiß, was ein Direktor ist. Was ein Prokurist ist, weiß er nicht. Nur eines imponiert ihm: Hagens Wohnung hat sieben Fenster. Über Hagens wohnt Piep. Sie hat am gleichen Tag Geburtstag wie Hans. Ihr Vater ist groß, grauhaarig und blickt streng. Er sieht aus, wie ein Mann, der es gewohnt ist, anderen Menschen Schmerz zuzufügen. Den Ekel, der ihn überkommt, wenn er einen verfaulten Zahn aufbohrt und den Gestank ertragen muss, sieht man ihm nicht an. Seine Frau ist groß, schwarzhaarig und zu jeder Tageszeit elegant. Ihre Augen sind braun und kalt. Sie sieht wie eine Königin aus, findet Hans. Man sagt, dass sie aus Rumänien stammt. Man sagt, sie sei eine Kriegsbraut. Wenn Hans Piep besucht, muss er Sprechzeiten beachten. Er findet das blöd, aber wer in so einer Wohnung lebt, kann sich Sprechzeiten leisten, das ist ihm klar.

Die Königin flößt ihm Furcht ein. Soviel Schönheit ist unheimlich. Man muss sich vor ihr in acht nehmen. Sie hat Kinder nicht gern. Sie geht lieber ins Clubhaus und spielt Kanaster.

Piep hat ein eigenes Zimmer.

Sie und Hans spielen dort Schauspieler.

Sie küssen sich und sagen "Liebling, du siehst heute wunderschön aus."

Pieps ältere Schwester ist Teil eines viel besprochenen Liebespaares. Sie, die Tochter eines Zahnarztes, er, der Sohn eines Internisten.

Wie aus Frau de Roys Bücherei!

Leider geht die Sache irgendwie schief und die Nachbarschaft leidet.

Was war bloß passiert?

Hatte alles Händchenhalten und Spazierengehen an Frühlingsabenden gar nichts genutzt?

Den abgeklärten Beobachtern dieser Romanze ist das Scheitern natürlich nur ein weiterer Beweis für die These, dass Reichtum nicht glücklich macht.

Hans kann sich das gar nicht vorstellen.

Reich sein findet er toll. Er spielt das mit Piep.

Herrlich ist das!

Alle sollten reich sein, außer Tante Tita und Onkel Ewald.

Das Meer, die Schlacht und Ulli Sommerfelds Arsch

Hans geht ins Schlafzimmer seiner Eltern, legt sich auf den Bauch und schaut unters Bett.

Seine Mutter erwacht.

"Bist du das?" fragt sie.

Hans versucht, unters Bett zu kriechen.

"Hans?" Sie steht auf.

"Tante Änne?" sagt Hans.

"Suchst du was?"

"Tante Änne?" fragt Hans. Der Vollmond scheint ihm ins Gesicht. Er hat Hans aus dem Bett getrieben.

Diese Nacht ist eine besondere Nacht. Hans wird am Morgen verreisen. Seine Umhängetasche steht gepackt unter der Fensterbank. Obenauf liegt eine Tüte Zitronendrops.

"Komm", sagt seine Mutter. "Ich bring dich ins Bett."

Hans folgt wie ein Hund, legt sich hin und murmelt unverständliches Zeug. Seine Mutter deckt ihn zu.

"Schlaf. Bis zum Morgen ist noch viel Zeit."

Ein Zug bäumt sich auf. Der Zug ist eine Raupe. Ihre Kiefer zerbrechen die Gleise wie Sperrholz. Dann ruckt der Zug an. Hans will aufspringen, aber er schafft es nicht. Der Zug verschwindet. Hans sitzt im Zug. Aber was ist mit dem Zug? Er fährt in die falsche Richtung. "Nach Westen!" schreit Hans. Der Zug fährt nach Osten. Eine Brücke stürzt ein. Das Meer verschwindet bei seiner Ankunft hinter dem Horizont.

Er erwacht schweißgebadet, steht auf und sieht aus dem Fenster. Wolken ziehen über den Mond. Hans öffnet die Umhängetasche und sortiert den Inhalt auf der Fensterbank. Ein Kotelett, vier Frikadellen, vier hart gekochte Eier. Er lutscht einen Zitronendrops und sagt: "This is the moon."

Die phosphorizierenden Zeiger des Weckers stehen auf fünf vor vier. Hans geht zur Toilette. Sein Magen kneift. Er hat Durchfall. Ganz leise schleicht er wieder nach oben.

"Du schon wieder?" fragt seine Mutter.

Hans sagt, dass er aufgeregt ist.

"Das kann ich verstehen", sagt sie. "Trotzdem, schlaf noch ein Weilchen."

Hans kriecht ins Bett, wälzt sich von einer Seite auf die andere, zieht die Knie an die Brust, und beobachtet die Zeiger des Weckers.

Es wird hell. In den Linden vorm Haus haben die Vögel zu singen begonnen. Hans schläft ein. Seine Mutter weckt ihn um sechs. Hans zieht kurze Hosen an, ein Hemd mit halblangem Arm und Sandalen. Nachher wird er noch eine Windjacke drüberziehen.

Die Familie trifft sich zum Frühstück. Sein Vater hat sich hinter der Zeitung verschanzt. Ab und an trinkt er einen Schluck Kaffee. Karin sitzt neben Hans. Sie hat eine neue Frisur. Ihre Haare sehen aus, als hätten Ratten daran genagt. Vorgestern hat es Krach deswegen gegeben. Herr Vorrink hat sie mit einem Handbesen verprügelt. Seitdem redet Karin nicht mehr mit ihm. Hans kann nichts essen.

"Ich mach dir einen Pfefferminztee", sagt seine Mutter.

Hans hat sich die Umhängetasche zwischen die Füße gestellt. Sein Vater schärft ihm ein, was er beachten soll: von der Tür wegbleiben. Den Kopf nicht zu weit aus dem Fenster strecken. Nicht auf eigene Faust losgehen. Auf den Lehrer hören.

"Ja", sagt Hans. "Ja." "Ja." "Ja."

"Also", sagt sein Vater. "Dann mal los."

Die Bahnhofshalle wimmelt von aufgeregt schwatzenden Kindern. Hans entdeckt seinen Klassenlehrer am

Fahrkartenschalter. Locke ist Ende dreißig, groß und blond. Sein Markenzeichen sind offene Hemden mit Seidenschals, ein steifes Bein (keiner weiß, ob es aus Holz ist oder nicht), und eine gelockte Strähne, die ihm über die Augen fällt, wenn er den Kopf heftig bewegt.

Als der Sonderzug einfährt, stürmen die Kinder durch den Tunnel zum Bahnsteig. Locke hat alle Hände voll zu tun, sie beisammen zu halten. Der Kampf um die Abteile beginnt. Hans hält sich in Lockes Nähe. Sein Instinkt sagt, dass er dort größere Freiheit genießt als anderswo. Die Rabauken richten sich am Ende des Wagens ein. Locke ist ständig unterwegs, um sie zu kontrollieren. Hans sichert sich einen Fensterplatz in Fahrtrichtung. Franz sitzt neben ihm. Er war beim Friseur. Mit seinem hoch ausrasiertem Nacken und der neuen Brille sieht er noch schwächer aus. Daneben sitzt Hans-Dieter und ist wie immer die Ruhe selbst. In Gegenrichtung sitzen Wölfi und Fritz. Fritz hat dichtes schwarzes Haar, braune Augen und ein Gesicht, dass vor Freundlichkeit leuchtet.

Der Zug hat sich längst in Bewegung gesetzt. Im Abteil stinkt es nach hartgekochten Eiern. Franz übt Kaugummiblasen. Sie zerplatzen ihm vor der Nase und verkleben sein Gesicht. Wölfi verschlingt das dritte Brötchen. Fritz und Hans-Dieter spielen Schiffe versenken. Hans sieht aus dem Fenster. Der Zug fährt nach Westen. Er hat schon auf zwei Bahnhöfen gehalten und auf jedem haben die Kinder die Fenster heruntergeschoben und wildfremden Menschen zugewinkt.

Gerade überquert er einen Fluss. Er ist fast so breit wie der Rhein. Im Strom beugt sich eine Boje Flussabwärts. Locke kommt und sagt, dass der Fluss Ijssel heisst und die Stadt da hinten Deventer.

Hans merkt sich das. Er hat es gern, wenn er Namen von Städten und Flüssen kennt. Er bastelt an einer inneren Landkarte. Sie soll so groß werden wie die Welt.

"This is a river", sagt er zu sich, denn er hat Englisch zu seiner Lieblingssprache erklärt. "This is a bridge."

Gegen zehn Uhr erreicht der Zug Amsterdam.

Vom Fenster sieht Hans Hafenbecken und Schiffe so hoch wie die evangelische Kirche. Und dieses Häusermeer! Locke sagt, dass die Stadt auf Pfählen erbaut ist. Vorstellen kann Hans sich das nicht. Er streckt die Nase aus dem Fenster.

"Das Meer!" sagt er. "Ich kann das Meer riechen."

Der Zug hält. Lautsprecher plärren. Menschen mit Koffern und Taschen laufen hin und her. Viele Menschen. So viele Menschen! Der Zug ruckt wieder an. Hans rutscht nervös auf dem Sitz hin und her. Jetzt geht es zum Meer. Das große Wasser. Noch viel größer und mächtiger, als die Flüsse, die er kennt. Ein riesiges Wasser muss das sein.

Locke sagt: "Wenn der Zug in Zandvoort ankommt, sammeln wir uns auf dem Bahnsteig und gehen gemeinsam los."

Die Stadt fasert aus. Hans sieht Kräne, feuchte, von breiten Gräben durchzogene Wiesen, Schlote und Überlandleitungen. Nach Haarlem ändert sich das. Der Zug fährt durch eine Dünenlandschaft. Vom Meer ist noch nichts zu sehen. Der Himmel aber scheint das Wasser zu spiegeln. Er ist viel höher und weiter, als Hans es von zu Hause her kennt.

"Zandvoort aan Zee! Zandvoort aan Zee!"

Die Kinder drängeln auf den Bahnhofsvorplatz, ein Haufen Kinder, aus dem sich Anführer schälen, die ein paar Meter vorstürmen, zurückgepfiffen werden, sich zähneknirschend beugen, um gleich darauf erneut auszubrechen.

Es ist nicht weit vom Bahnhof zum Meer. Man geht durch eine schmale, mit rostbraunen Backsteinen gepflasterte, bucklige Straße. Sie führt zur Strandpromenade. Fahnen flattern an Masten. Alles, was Hans vom Meer schon einmal gehört hat, stimmt. Die Luft ist salzig, der Wind kräftig und der Himmel ist weit. Die Gruppe bricht auseinander. Die Kinder stürmen über die Promenade.

Das Meer!

Hans bleibt wie angewurzelt stehen. Kein Haus mehr, kein Baum. Blaugraues Wasser, ein sanft geschwungener Horizont, im Dunst die Aufbauten eines Schiffes. Kinder rennen an ihm vorbei. Ein sandiger Weg führt hinunter zum Strand. Hans wendet den Blick vom Wasser und dann rennt er los, hinter den anderen her. Er rennt wie im Traum letzte Nacht. Seine Schritte werden schneller und schneller. Seine Sandalen sind voller Sand. Franz ist ein paar Meter voraus, kommt ins Stolpern und stürzt. Hans springt über ihn hinweg. Wölfi, der noch nie eine sportliche Leuchte war, fällt über Franz.

Wenn jetzt das Meer bloß nicht verschwindet!

Hans rennt und rennt, bis der Sand hart wird und feucht. Das Meer hat kleine Wellen hineingeprägt. Endlich ist er am Wasser. Hastig zieht er Schuhe und Strümpfe aus, wirft alles weit hinter sich und geht hinein. Er taucht einen Finger ein und probiert. Ja. Es schmeckt salzig. Das ist das Meer. Das ist kein Traum. Die Aufbauten eines Schiffes verschwinden hinterm Horizont.

Er ist sicher, dass es nach Amerika fährt. Er ist glücklich. Das Meer hat ihn klein und glücklich gemacht. STOP! So soll es bleiben.

Hans hat den Mund geöffnet, er will etwas rufen, er will übers Meer schreien, er hofft, dass die Cowboys am anderen

Ufer ihn hören, ihre Pferde wenden und beruhigt davonreiten, weil sie wissen, dass der Nachwuchs schon darauf brennt, in ihre Fußstapfen zu treten.

Drei Stunden später steht er auf dem Flugfeld des Flughafens Schipol. Es riecht nach Kerosin und verbranntem Gummi. Drüben rollte eine aus New York kommende Maschine. Mit New York kennt Hans sich aus. Da kann ihm keiner. Als sich alle unter einer zweimotorigen Propellermaschine zu einem Foto postieren, steht er in der ersten Reihe, die Umhängetasche vorm Bauch und hält das Flugfeld im Auge. Er ist nicht der Kleinste, der Größte überragt ihn um einen Kopf, er ist nicht der Beste und auch nicht der Schlechteste, und was immer wir bisher von ihm gesagt haben, ansehen kann man es ihm nicht.

Er ist kein Frosch und kein Held.

In diesem Augenblick vermischen sich seine Träume von Sonnenuntergängen mit einem noch mächtigeren Bild.

Es ist eine DC 7, unter der er da steht und den zweiten großen Traum aller Jungen träumt - einmal Pilot sein. Pilot sein und Cowboy. Statt auf einem Pferd um die Herde zu reiten, mit einem kleinen Hubschrauber auf und niederfahren, das Weiße in den angstvoll aufgerissenen Augen der Rinder sehen, die gar nicht wissen, was ihnen geschieht, die Hand am Steuerknüppel, die Füße auf den Pedalen.

Pilot sein und schießen, wie ein moderner Cowboy in Arizona.

In einem Augenblick mangelnder Konzentration verliert er die Kontrolle über alle Träume, stürzt vom Pferd, fällt vom Himmel, den Kopf unnatürlich verrenkt, die Augen wie ein

Rind aufgerissen, aber alles Leben ist fort. Die Trümmer verrauchen und von Luftwirbeln empor getragene Geier gleiten heran. Sie haben Zeit. Sie sehen sich alles genau an.

Aber Hans lebt in einer friedlichen Welt.

Sein Vater hat gesagt, dass jetzt Friede ist, der Friede des kalten Krieges, der sich einem seiner Höhepunkte entgegenschraubt:

Die Laubstiege war bisher kein Krisenherd.

Hans hat schon oft in Schünnemanns Wäldchen gespielt, ohne belästigt zu werden.

Aber eines Tages geschieht es.

Iking der Bauernsohn, ein hochgewachsener blonder Lümmel, fängt Hans ab. "Was hast du hier zu suchen?" fragt er.

"Das geht dich nichts an", antwortet Hans und will, um eine Eskalation zu vermeiden, weitergehen. Da stürmen drei Jungen aus einem Gebüsch. Hans wird gefesselt. Man bindet ihn an einen Baum und zieht ihm einen Sack über den Kopf. Er ist empört. "Du Sohn einer räudigen Hündin!" schreit er. "Du dreckiger Halsabschneider! Dein Vater hat sich im Krieg jede Ecke Speck mit Tafelsilber bezahlen lassen. Mach den Sack los!"

Iking lacht und drückt ihm eins rein.

Hans atmet durch. Wenn er jetzt anfängt zu heulen, ist alles vorbei. "Arschloch!"

Iking und seine Bande führen einen Tanz auf. Eine Art Siegertanz muss das sein, zur Verhöhnung des Opfers erdacht, denn als er vorbei ist, nimmt man Hans den Sack vom Kopf und bindet ihn los. Iking lacht. Er tut so, als wäre alles ein Scherz gewesen. Hans schüttelt sich wie ein Hund und zieht ab.

Drei Tage später decken sich vier Jungen im Alter von zehn bis dreizehn Jahren mit Latten und Knüppeln ein. Der Feind ahnt nichts. Die Laubstiege ist wie ausgestorben. Aber das kann eine List sein. Vorsicht ist geboten. Man zieht sich in das Wäldchen zurück und hält die Laubstiege im Blick. Man wartet und wartet, und als es langweilig wird und man sich zum Zeitvertreib ausmalt, wie man dem Feind die Birne einschlägt, tauchen auf dem Weg zu Iking's Hof acht Jungen auf. Sie sind unbewaffnet.

Trotzdem – acht gegen vier – das ist nicht zu machen. Rückzug also. Vorsichtiger Rückzug, gebückt an dem kleinen Teehaus vorbei, über den Zaun, über die Wiese, hinter den Häusern der Bismarckstraße im gestreckten Galopp bis zum Bauhof.

Zufall kann es nicht sein, dass Iking und seine Leute dort warten. Anführer sind schon bald nicht mehr auszumachen. Jeder kämpft gegen jeden. Hans ist mal hier und mal dort. Und plötzlich, wie auf ein Signal, ergreifen beide Parteien siegreich die Flucht.

Hans hat eine Wunde am Schienbein und mehrere blaue Flecken. Natürlich verschweigt er, woher die Verletzungen stammen, aber die Schlacht macht schnell die Runde.

Die Erwachsenen haben sie mit gemischten Gefühlen registriert, wie immer.

Eine Mischung aus Entsetzen und Belustigung.

Was die Blagen alles machen! sagen sie.

So. Und nun reibe ich mir die Hände, zünde ich mir eine Zigarette an und bereite den Fortgang der Geschichte vor.

Es geht um den Arsch eines zwölfjährigen Jungen, der so weiß und so schön ist, dass man glauben könnte, nichts sonst hätte Gewicht. Natürlich ist das nicht so. Hätte Hans zehn

Jahre später Interesse für Männerärsche gezeigt, wüßte man mehr.

Aber er ist noch ein Junge.

Das Weitpissen, das Prahlen mit seiner Latte, das Schnellwachsen im Freibad und Ausmessen der Schwänze, all diese unter männlichen Primaten häufig zu beobachtenden Rituale stehen ihm noch bevor.

Ulli Sommerfeld ist schwächling. Hans kennt ihn von seinen Besuchen in der Polsterei hinterm Gerrit-Haus. Er wohnt dort. Ulli geht zum Gymnasium. Seine Mutter ist eine Spur zu elegant für dieses Haus. Es ist eine Eleganz knapp an der Grenze zur Vulgarität.

Sie ähnelt Frau de Roy, ohne deren Ausmaße zu haben.

Sein Vater ist eine halbe Portion. Er hat ein kleines Gesicht und feingliedrige Hände.

Hinter Dingelmanns Garten ist eine verwilderte Wiese.

Im Herbst fressen Schweine das Fallobst der sich selbst überlassenen Obstbäume. In einer Ecke der Schweinewiese entdecken sie eine überwachsene Grube. Sie beschließen, sie auszuheben, besorgen sich einen Spaten, tragen Bretter und Äste zusammen und machen sich an die Arbeit.

Zwei Stunden später ist die Grube ist so groß wie ein Grab und knapp einen Meter tief.

Aus dem Dach ragt ein kleiner Schornstein.

Ulli und Hans kriechen in ihre neue Behausung.

Sie haben sie mit Gras ausgepolstert. Es ist sehr gemütlich hier unten. Sie machen ein Feuer. Es ist so gemütlich, dass sich erst der eine und dann der andere auszieht.

Sie reiben ihre Ärsche aneinander, bekommen rote Ohren und lachen. Und weil alles Aneinanderreiben nicht ausreicht, beginnen sie, sich zu untersuchen.

Ullis Arschloch ist eine kleine dunkelrote Rosette zwischen milchweißen Hügeln.

Ich nehme an, dass meins ähnlich aussieht.

Das erste und zweite Indiz gegen den Klapperstorch

Eine Zeitlang scheint es, als wollten Ulli und Hans Freunde werden. Aber Ulli darf nicht wie andere Kinder spielen. Er muss dies tun und das, er erhält Nachhilfe in Latein und muss, wenn er nicht gerade lernt, seiner Mutter die Zeitung vorlesen. Als Hans fragt, wieso, sagt Ulli, das habe sie gern, und es diene zur Übung.

Hans versteht das nicht ganz. "Kann sie nicht sehen?"

"Doch, doch", sagt Ulli verlegen, "das kann sie wohl."

Dann schweigt er, und Hans fragt nicht weiter.

Auf seinen Streifzügen zum Bauhof trifft Hans Ulli noch ab und an, aber ihre mögliche Freundschaft verläuft im Sande. Hans ist in dieser Zeit oft mit seinem Fotoapparat unterwegs. Er verbirgt sich hinter Büschen, fotografiert Kaninchen, Vögel und Bäume. Die Ergebnisse befriedigen ihn nicht. Alle beweglichen Objekte erscheinen auf den Abzügen verwischt, oft sind sie gar nicht zu sehen.

Er gibt trotzdem nicht auf. Eines Tages hockt er mit gezückter Kamera in der Grube und späht hinaus. Nicht weit von seinem Versteck steht eine Kuh. Sie ist dick und brüllt wie am Spieß. Gebannt beobachtet er, wie etwas aus ihr heraustritt, etwas Schleimiges, Blutiges.

Es kommt stoßweise und verschwindet dann wieder.

Hans ekelt sich nicht. Er ahnt, was da vor sich geht, aber sicher ist er sich nicht. Er überlegt, ob er zum Bauern rennen und ihm von seiner Beobachtung berichten soll, aber er lässt es. Schünnemann ist ein wortkarger Klotz, der unterm Kreuz seine Mahlzeiten einnimmt und das ewige Licht über der Tür nie verlöschen lässt.

Plötzlich fällt Hans ein Gespräch seiner Eltern ein, in das er hineingeplatzt war. Sein Vater sagte, dass er

Schwierigkeiten mit seinen Hämorrhoiden habe. Er sprach von einer Salbe, die er besorgen müßte. Als er Hans sah, errötete er und sagte: "Wo kommst du denn so plötzlich her?"

Hans spürte, dass seinem Vater irgendetwas peinlich war. Er hatte das Wort Hämorrhoiden verstanden; seine Bedeutung kannte er nicht. Es klang – er wusste nicht recht, wie es klang – aber nach der Reaktion seines Vaters zu schließen, verbarg sich ein Geheimnis dahinter.

Ob es ein Geheimnis zwischen Männern und Frauen war?

Hans wurde bis auf die Haarwurzeln rot und verließ fluchtartig die Küche. Später hatte niemand mehr von diesem Vorfall gesprochen. Das bestärkte ihn in der Annahme, etwas Verbotenes mit angehört zu haben.

Er weiß zwar, dass es keinen Klapperstorch gibt, aber wie man Kinder macht, weiß er nicht. Er hat Bullen aufreiten sehen, er kennt die unterarmlangen Schwänze der Hengste und rosaroten Spieße der Straßenköter, aber das sind nur Einzelteile in einem Puzzle. Wenn er jetzt nach Hause ginge, und von seiner Beobachtung erzählte, würde sicher irgendjemand einen roten Kopf kriegen.

Wahrscheinlich er selbst, und das wollte er nicht.

Die Kuh steht in der Nähe eines Birnbaums.

Hans schleicht aus seinem Versteck, kommt bis auf wenige Meter an sie heran, richtet sein Objektiv auf sie und drückt auf den Auslöser.

Sein erstes Indiz gegen den Klapperstorch.

"This is a cow", murmelt Hans, "aber was macht sie?"

Er verwahrt das erste Indiz gegen den Klapperstorch in einem Kasten unter seinem Bett.

Manchmal nimmt er das Foto heraus und sieht es sich an. Er wird das Geheimnis lüften.

Bei seinen Anstrengungen rückt ein Körperteil in den Mittelpunkt des Interesses. Mehrmals täglich hat er es in der Hand, aber er kennt keinen unverfänglichen Namen dafür. Das muss wohl etwas mit dem Zustand der Menschen zu tun haben.

Aber keine Sorge.

Hans hat die Nikolaus Lüge überstanden, die Nichtexistenz des Christkinds hat er ohne mit der Wimper zu zucken weggesteckt, also wird er auch an diesem merkwürdigen Phänomen menschlicher Geheimniskrämerei nicht zerbrechen. Wenn er nur nicht immer gleich rot bis über beide Ohren würde.

Das Geheimnis, von dem wir sprachen, hat einen Ort. Es ist ein kleines Fichtenwäldchen am Ortsrand. Drumherum sind hohe Zäune, denn es ist Wasserschutzgebiet. Es liegt im Esch.

Hans kennt es wie seine Westentasche.

Für ihn gibt es dort keine verschwiegenen Mulden, nicht einmal im höchsten Farn könnte man sich vor ihm verstecken. Aber das alles hilft keinen Schritt weiter, wenn das Wetter nicht mitspielt.

Bei Regen werden dort keine Geheimnisse enthüllt.

Dieses Geheimnis ist auf gutes Wetter angewiesen.

Am Besten ist es im Frühling.

Die Sonne scheint, und alle haben nur eines im Sinn.

An so einem Tag rückt Hans mit einer Pfadfindergruppe aus.

In seiner Gruppe sind fünf Jungen und ein Hauptmann.

Natürlich heisst der Hauptmann nicht Hauptmann.

Er heisst Werner Scholz, ist blond, untersetzt, arbeitet in einer Textilfabrik, und das Pfadfinderspielen ist sein Hobby.

Baden Powell ist sein Held.

Einmal die Woche trifft sich die Gruppe im Jugendheim.
Sie hat einen eigenen Raum dort und eine eigene Fahne.
Hans ist ein Wölfling.
Er trägt ein blaues Hemd und ein gelbblaues Halstuch.
Wenn er andere Pfadfinder trifft, sagt er Gut Pfad. Dabei
hebt er die rechte Hand, schützt den kleinen und den
Ringfinger mit dem Daumen und streckt Zeige- und
Mittelfinger zu einem V.
Der Große schützt die Kleinen.
Werner Scholz schlägt an diesem Freitagnachmittag ein
Geländespiel vor. Die Jungen marschieren los.
Sie singen ein Lied.
Es geht so: *Wenn wir erklimmen schwindelnde Höhen, steigen
dem Gipfelkreuz zu, mit Seil und Hacken, Dünnschiss im
Nacken, hängen wir an der steilen Wand, denn wir sind
Brüder, Bergkameraden sind wir.*
Undsoweiter.
So nähern sie sich dem Esch.
Als sie sich zur Beratung in den Farn zurückziehen, macht
sich ein Paar am Zaun zu schaffen. Sofort werden alle Pläne
zurückgestellt, denn jeder weiß, was es bedeutet, wenn
Paare im Esch verschwinden.
Die Gruppe teilt sich.
Das Paar setzt sich unter eine Fichte.
Um sehen zu können, was sie dort tun, muss man bis auf
zehn, fünfzehn Meter heran. Jetzt zeigt sich, wozu
Pfadfinder fähig sind. Wort- und geräuschlos nähern sie
sich.
Das Paar hat noch nicht begonnen. Man sitzt nebeneinander
und strahlt sich an. Man hält sich bei der Hand. Man tut
völlig uninteressante Dinge.

Das geht eine Weile so. Hans überlegt schon, ob es sinnvoll ist, auszuharren, als der erste Kuß fällt. Hans-Dieter stößt ihn an. Hans nickt. Ein sicheres Gefühl sagt ihm, dass jetzt bald etwas beginnt, was man nicht alle Tage zu sehen bekommt.

Drüben im Moos macht man es sich bequem. So bequem, dass Hans einen Moment fürchtet, die zwei könnten einschlafen. Aber sie küssen sich weiter. Ob das Zungenküsse sind? Hans hat von Zungenküssen gehört. Ein Zungenkuss ist etwas Unerhörtes. Zungenküsse sind über alle Maßen obszön. Schade, dass man nicht näher herankommt.

Hans beschließt, den Standort zu wechseln. Er umkreist das Paar in einem weiten Bogen, und nähert sich von der anderen Seite. Wolfgang, Hubert und Clemens haben sich dort bis auf knappe acht Meter an das Paar herangemacht.

Die beiden wälzen sich hin und her. Manchmal ist er oben, dann sie. Hauptmann Werner will, dass die Jungen das Paar nicht länger beobachten, aber angesichts einer solchen Chance laufen seine geflüsterten Appelle ins Leere. Alle Jungen liegen flach auf dem Bauch. Alle Jungen sind froh, dass sie flach auf dem Bauch liegen, denn sonst könnte man sehn, dass sich etwas bei ihnen regt. Diese Erregung ist den meisten nicht neu, aber geheuer ist sie ihnen noch nicht.

TIRILLILI singen die Vögel. TIRILLILI.

Der Mann krempelt den Pullover der Frau hoch. Darunter leuchtet es weiß. Der Mann scheint jetzt endlich zu wissen, was er tun muss. Er krempelt das Weiße hoch. Für Momente sieht man nackte Haut. Dann sieht man nichts mehr. Eine Hand des Mannes verschwindet unter dem Weiß. Die andere macht sich unter dem Rock der Frau zu schaffen. Es sieht aus, als suche er etwas. Ja. Er hat etwas gesucht und jetzt

hat er es gefunden. Die Frau sagt "nein, bitte nicht", aber sonderlich überzeugend klingt das nicht.

Der Mann zerrt und zieht, bis ihr die Unterhose wie ein Segel zwischen den Füßen hängt. Aber es hat noch keinen Wind. Der Mann versucht es zu straffen. Das ist ziemlich schwer, denn er hat ja nur eine Hand frei. Außerdem ist er zwischendurch noch mit seiner eigenen Hose beschäftigt. Ob er pinkeln muss? – Ob sein Reißverschluss klemmt? – Armer Kerl. Endlich hat er ihn auf. Und dann hat er was in der Hand. Und dann nimmt er eine Hand der Frau und gibt ihr das, was er gerade aus seiner Hose geholt hat.

Ein Geschenk? – Man müsste noch näher ran, um Genaueres sagen zu können. Inzwischen bewegt der Mann seine Hand unter ihrem Pullover, als wolle er eine Glühbirne einschrauben. Die Frau hält das Geschenk umklammert.

Hans treibt es die Schamesröte ins Gesicht.

"Sie reibt seinen Schwanz", sagt Hubert.

Die Frau stöhnt ab und an.

"Jetzt fickt er sie gleich", flüstert Hubert gelassen.

Hubert ist ein breitschultriger Junge. Hubert weint nicht, Hubert ist rauh und herzlich und strahlt Erfahrung aus.

Wenn Hubert das sagt, wird es stimmen. Dabei ist er nicht älter als Hans. Hubert mag Hans, und das tut Hans gut.

Neben ihm fühlt er sich doppelt so stark. Außerdem kennt Hubert die heißesten Witze.

Ein Ast knackt. Es klingt wie ein Pistolenschuss durch die nachmittägliche Stille. Die Frau kreischt, der Mann richtet sich auf, links und rechts von ihnen geraten Büsche in Bewegung und die Pfadfinder stürmen davon.

Gut Pfad!

Als Hans an diesem Abend im Bett liegt, kehren alle Bilder zurück. Die Spannung des Nachmittags ist plötzlich auch

wieder da. Hans liegt auf dem Rücken. Sein Glied ist steif. Instinktsicher greift er danach. Er muss gar nicht lange reiben. Irgendetwas zieht sich zusammen, irgendetwas verursacht ein durch nichts getrübtetes Vergnügen, irgendetwas spritzt aus ihm hervor, und liegt klebrig weiß aus seinen Oberschenkeln. Wohin jetzt damit? – In die Socken. – Wenn bloß niemand etwas merkt!

Ein erstes Indiz für die Einsamkeit

Es gibt fünf Teds in Hans Klasse. Einer besitzt einen tragbaren Plattenspieler und drei Singles: Heartbreak Hotel, Kom van dat daak af, und Rock around the clock. Der Apparat sieht aus wie ein Toaster. An der Vorderseite ist eine Öffnung, in die man die Single schiebt. Während Hans auf Dixieland schwört (die Musik seiner Schwester), und bei den ersten, von fern an sein Ohr dringenden Beatles Platten noch die Nase rümpft, hat die zweite Garde des Rock'n Roll begriffen, das Elvis Soldat in Heidelberg war und träumt davon, ihm zu Ehren einen Saal zu Kleinholz zu machen. Sie haben Kontakt zu älteren Halbstarken. Einer heisst Elvis. Man sagt, dass er im Sportpalast war, als Bill Haley dort spielte. An der Wand seines kleinen Mansardenzimmers hängt ein Trommelstock. Den hat er aus Berlin mitgebracht. Sie bewundern ihn. Er hat ein durch Blutschwamm entstelltes Gesicht und lässt keine Schlägerei aus. Auf allen Kirmesplätzen wird er gefürchtet, aber sie stehen unter seinem Schutz.

Das macht sie stolz. Sie erzählen sich schlüpfrige Witze und tun so, als wüßten sie mehr. Sie summen Lieder, die sie nicht verstehen und führen sich auf, als hätten sie eine Kreidler zuhause. Dabei reicht ihr Gehabe bestenfalls für eine Zigarette vor der katholischen Kirche.

Nur einer ist dabei, der aussieht, als könnte er schon oder hätte schon mal. Er heisst Günther Groll, ist groß, athletisch und blond, trägt weiße Rollkragenpullis und eine schwarze Lederjacke.

Er wohnt im Osten der Stadt.

Gegen Ede und Werner, die Maulhelden des Trupps, ist er still. Wie sie ist auch er mit den unverzichtbaren

Accessoires seiner Zunft ausgestattet: Jeans, Mokassins und Stilkamm – aber er hat es nicht nötig, Sprüche zu klopfen. Er wirkt durch Ruhe. Er hält sich raus aus den Rempelen, doch Hans ist sicher, dass er jeden der Klasse besiegen könnte. In den Pausen steht er mit den Teds in der äußersten Ecke des Schulhofs und überblickt das Treiben der anderen.

Werner hat den Plattenspieler auf eine Bank gestellt. Ede bringt seinen Entenschwanz mit Brillantine in Form. Werner spielt mit einer Schachtel Zigaretten. Günther schnippt mit Daumen- und Zeigefinger den Takt. Hans hat ihm von seinem Erlebnis erzählt. Günther hat es Ede erzählt, und Ede hat die anderen informiert. Alle würden gern mehr erfahren, sie wissen nur noch nicht, wie sie es Hans aus der Nase ziehen sollen.

Hans setzt sich neben den Plattenspieler, um sein Brot zu essen. Ede steckt den Kamm weg und geht zu ihm.

"Na Weißkohl, weißt du jetzt, wie man fickt?" fragt er und bläht sich.

"Was geht dich das an?"

Ede ist einen Kopf kleiner als Hans, aber angriffslustig.

"Spiel dich nicht auf!" sagt er. "Sonst müßte ich dir dein Brot wegnehmen. Du weißt doch, das ist unser Gebiet."

Er baut sich breitbeinig auf, kaut sein Kaugummi, tut, als sei die Sache erledigt, macht dann aber einen raschen Schritt vor, entreißt Hans das Brot, wirft es über den Zaun in den Nachbargarten, wo die Hühner sind und krümmt sich vor Lachen.

Hans steht auf und will gehen. Ede stellt ihm ein Bein.

Hans spürt, wie ihm Tränen in die Augen schießen, er will weg, aber irgendetwas nagelt ihn fest.

Noch eh er weiß, was er tut, stürzt er sich auf ihn.

Ede klammert.
Die Teds umringen sie.
Werner will eingreifen, aber Günther hält ihn zurück.
"Ede, Ede!" rufen die anderen.
Hans ist kräftiger als Ede, er spürt, dass er ihn besiegen kann, aber er hat kein Vertrauen zu seiner Kraft.
Als Ede versucht, ihn in den Schwitzkasten zu nehmen, bäumt er sich auf. Ede zerrt an seinem linken Ohr. Hans stößt sein rechtes Knie mit aller Kraft in Edes Hoden.
Ede sackt vornüber.
Hans reckt sich und geht. Ede rappelt sich auf und will hinterher. Günther hält ihn zurück. Ede zieht seinen Kamm und kämmt sich. Die anderen Teds lachen.
Drei, vier Wochen später steht Hans mit ihnen an einem Fluss.
Sie sind auf Klassenfahrt.
Ein Foto hat ihren Gesichtsausdruck für alle Zeiten bewahrt: Ede ist verunsichert. Um Werners Mund spielt abschätzender Spott. Günther sieht aus, als suche er etwas. Auf Hans Gesicht liegt eine Spur Arroganz.
Er trägt seine Pfadfinderuniform.
Einen richtigen Freund hat er nicht.
Man hat Zelte an einem Fluss aufgebaut. Nicht weit davon stehen Ölförderpumpen. Sie quietschen und stöhnen Tag und Nacht. Die Zelte stehen mit dem Rücken zu einem Kiefernwald. Am Fluss ist eine Feuerstelle. Hans hat sie angelegt und ist gerade dabei, das Feuer vorzubereiten. Hans-Dieter hilft ihm. Auch er trägt eine Pfadfinderuniform. Die beiden sind geschickt. Sie wissen, wie man verrußte Töpfe schrubbt, Donnerbalken anlegt und Zelte vor Regen schützt.

Locke und ein paar Jungen sitzen vor einem Zelt und schälen Kartoffeln. Locke trägt kurze Hosen. Endlich weiß jeder, dass er kein Holzbein hat. Das Bein ist vernarbt. Ede und Werner kichern. Sie flüstern Günther etwas zu. Günther sieht zu Locke herüber. Hans folgt seinem Blick. Durch die Hosenbeine kann er Lockes Geschlechtsteile sehen.

"Hast du den Sack gesehen?" fragt Günther.

Hans nickt.

Am Nachmittag kommt es zu einer Wasserschlacht auf dem Fluss. Günther und Hans stehen am Bug eines halb mit Wasser vollgeschlagenen Kahns. Günther rudert. Hans winkt. "Hier bin ich!" scheint er zu rufen. "Einer, der einen Namen braucht, um zu überleben." – Wenn er wüßte, wie sehr er seinem Vater gleicht. Sein Vater war auch einmal namenlos. Alles, was er ist, verdankt er dem Fußball.

"Ein kleiner Gott war ich", sagt er. "Ja, ein kleiner Gott."

Einer, der nur von Siegen spricht.

Schade. Hans hätte auch seine Niederlagen verdient.

Aus Siegen und Niederlagen hätte er sich ein Bild ohne Verzerrungen bauen können, ein Bild für den Alltag.

Hätte er früh genug von der Möglichkeit einer ehrenhaften Niederlage erfahren, wer weiß, vielleicht wäre er ein anderer Junge geworden. Aber so bleibt ihm nichts, als den Ruhm seines Vaters zu überbieten.

Was für ein lächerlicher, uralter Fehlschluss.

Und so wie sein Vater noch immer als Held dasteht, verklärt sich Hans Bild von Günther. Er findet in ihm jemand, den er heimlich bewundert. Günther ist stark. Hans ist ein Träumer. Außer seinen Träumen zählt nichts.

Es geht ihm wie allen Träumern.

Für sie gilt die bodenlose Einsamkeit überall.

Die Schlacht auf dem Fluss geht hin und her.

Günther fällt über Bord, Hans wird ergriffen und ins Wasser gezerrt. Er schluckt Wasser, er prustet, man schleppt ihn ans Ufer, packt ihn an Armen und Beinen und wirft ihn zurück in den Fluss. Er landet auf etwas Weichem. Schreiend taucht er auf.

"Komm Weißkohl, stell dich nicht an!" ruft jemand.

"Aber da!" schreit Hans. "Ihr Arschlöcher."

Und dann sehen es alle. Da treibt ein Kadaver. Ein mittelgroßes Schwein. Es hat Ähnlichkeit mit Fred Bertelmann.

In den Sommerferien ist Hans von früh bis spät im Freibad. Tagelang übt er Kopfsprung vom Dreier: Kopfsprung mit Schraube, Kopfsprung ohne Schraube, Klappmesser, Arschbombe, hundert Arschbomben hat er hinter sich, sein Haar ist von Chlor ausgebleicht und hat einen Grünstich bekommen. Erst, als er ganz sicher ist, lädt er seine Eltern zu einer Vorführung ein. Sein Herz schlägt schnell, als er aufs Dreimeterbrett klettert. Hans konzentriert sich, läuft an, springt kräftig ab, setzt hoch an, fliegt und fliegt und noch im Flug ahnt er, dass etwas nicht stimmt. Er versucht eine Korrektur, doch auf dem Höhepunkt der ballistischen Kurve schlägt die Schwerkraft hundsgemein zu.

Er klatscht flach aufs Wasser.

Für einen Augenblick ist er wie benommen, dann taucht er tief, bis seine Lunge sich bläht und nach Luft schreit. Vom Boden des Sprungsbeckens treibt er wie schwerelos hoch, taucht prustend auf und steigt aus dem Becken. Seine Haut prickelt.

"Na, das war ja wohl nichts!" sagt sein Vater.

"Hast du dir weh getan?" fragt seine Mutter.

Hans schüttelt den Kopf und beisst die Zähne zusammen. Plötzlich weiß er, warum der Sprung schiefgegangen ist. Er hatte an das Schwein gedacht. Im Augenblick des Absprungs sah er es vor sich im Wasser.

"Ich spring noch mal", sagt er.

Dieses Mal ist er kühl wie ein Stein. Er läuft an, springt ab, fliegt hoch hinaus, dreht eine halbe Schraube und taucht ein wie ein Delphin. Dann steigt er seelenruhig aus dem Wasser und lässt sich von seinem Vater ein Eis spendieren.

Die Stadt ist in diesen Wochen merkwürdig ruhig. Die Straßen und Plätze, auf denen sonst Kinder spielen, sind leer. Viele sind mit ihren Eltern in Urlaub gefahren. Irgendetwas scheint die anderen daran zu hindern, aus den Häusern zu kommen. An so einem Tag sitzt Hans unter dem Apfelbaum im Hof. Er hat seine rechte Hand mit Marmelade beschmiert. Ein paar Wespen haben sich darauf niedergelassen. Eine kriecht in seine Armbeuge. Es sieht aus, als suche sie etwas. Dann fliegt sie fort. Hans streckt sich. Auf einer Hortensie landet ein Falter, setzt sich auf ein Blatt und klappt die Flügel, als wolle er applaudieren. Als Hans zugreifen will, taumelt er über den Gartenzaun davon.

Hans geht ins Haus und schmiert sich ein Brot.

Seine Mutter sitzt vorm Küchenfenster und liest Zeitung.

"Langeweile?" -

"Hm." -

"Hättest du nicht Lust, zur Grenze zu fahren? Wir brauchen Kaffee."

Er nickt und holt das Rad aus dem Keller.

Aber dann beginnt die Feuersirene zu heulen. Noch eh sie ihm Geld geben kann, springt Hans aufs Rad wie ein Cowboy,

rutscht vom Sattel und schlägt auf die Stange. Der Schmerz in den Hoden raubt ihm den Atem, aber er reißt sich zusammen und jagt weinend davon.

Er liebt Feuersirenen! Es sollte viel häufiger brennen.

An der Eper Straße lehnt er sein Rad gegen eine Hauswand, und setzt sich auf die Stufen des Friseursalons Korsch.

Der Schmerz beginnt nachzulassen. Korsch öffnet die Tür. Er mag Hans. Er sieht in ihm einen Seelenverwandten. In seinem Schaufenster hängen Frauenportraits mit den Frisuren der Saison. Er zeichnet sie selbst. Sie erinnern Hans an die Zeichnungen seiner Schwester.

Korsch träumt von einem eleganten Salon in einer Metropole. Seine Kundinnen sind jung und schön. In Wirklichkeit sind es Frauen zwischen vierzig und fünfzig, die sich einmal im Monat eine Dauerwelle legen lassen.

Er reckt seine Säufernase in den Wind und sagt: "Riecht nach einem Großbrand, findeste nich auch, Hans?"

Hans nickt. Der Magirus Deutz der Feuerwehr kommt näher. Hans springt aufs Rad, wartet, bis er vorbei ist und jagt hinterher. Tief über die Lenkstange gebeugt durch die Neustraße. Jemand ruft, dass das Klubhaus brennt. Es beherbergt das Büro einer Spedition und das Lager einer Süßwarengroßhandlung.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen eine Menge Zuschauer. Die Feuerwehrleute rollen Schläuche aus. Hans setzt sich auf den Gepäckträger seines Rades und beobachtet, wie die Flammen sich durch den Dachstuhl fressen. Es knallt und Funken stieben in dicken Wolken hoch. Das Prasseln der Flammen klingt wie Maschinengewehrfeuer.

"Wasser Marsch!" Der Kampf beginnt.

Hans weiß nicht recht, auf wessen Seite er stehen soll. Insgeheim feuert er beide an. Die Feuerwehr, weil der Traum, selbst einmal Feuerwehrmann zu werden, noch nicht ausgeträumt ist, und das Feuer, weil es in seiner zerstörerischen Schönheit nicht zu überbieten ist. Die Flammen tanzen geschickt. Von einem Wasserstrahl getroffen ziehen sie sich zurück, um nebenan wieder aufzulodern. Sie kämpfen einen vergeblichen Kampf, die Übermacht des Wassers wird sie früher oder später ersticken, aber sie geben nicht auf. Mit tausend gespaltenen Zungen lecken sie alles Brennbare. Der Kern der Flammen ist leuchtend Orange. Was für ein Tanz. Was für eine Grazie. Dagegen ist das aus den Rohren der Feuerwehr schießende Wasser tumb. Kein Tanz. Nur unter Druck auf das Feuer geschleudertes Wasser. Zwei natürliche Feinde treffen aufeinander, aber das Feuer hat sich wie immer einen Vorteil erschlichen. Unbemerkt brach es aus und holte sich Nahrung. Das Feuer ist schlauer als Wasser. Es richtet sich gegen die Menschen. Das Wasser ist ihr Verbündeter. Und wer immer sich mit den Menschen verbündet, verliert seine Würde. Zwei Stunden später ist das Feuer besiegt. Der Dachstuhl ist ausgebrannt, die Fenster sind geborsten. Überall tropft Wasser. Der Hof ist mit Pfützen übersät. Die Feuerwehr lässt eine Wache zurück. Hans geht auf die andere Straßenseite und schlüpft in einem unbeobachteten Augenblick durch eine halbverkohlte Tür ins Innere des Gebäudes. Aus dem verkohlten Dachstuhl tropft Wasser. Das Holz glänzt blauschwarz. Am Kopfende des rechteckigen Lagers stehen ausgeglühte Metallspinde. Der Boden ist übersät von angebrannten Kartons und qualmenden Holzpaletten. Hans bückt sich zu einem Karton. Er ist voller Pfefferminzrollen. Mit ein paar Handgriffen reißt er

den Karton auseinander, und stopft so viele Pfefferminzrollen wie möglich unter sein Hemd, in seine Hose und seine Taschen. Dann schleicht er über herumliegende Trümmer zur Tür und späht hinaus. Zwei Feuerwehrmänner unterhalten sich mit Wachtmeister Kortenbrede, ein schlaksiger Mann und stadtbekannter Trinker. Es dauert eine Ewigkeit, bis die drei sich abwenden. Hans schlüpft aus der Tür. Er hat sich vorgenommen, langsam zu gehen, aber er rennt, rennt wie vom Teufel gehetzt, verliert ein paar Pfefferminzrollen, erreicht sein Rad und fährt davon.

Das erste Indiz für die Vergeblichkeit aller Anstrengungen

Seltsam, wie wir den Sommer umkreisen. Man könnte glauben, es gäbe keine andere Jahreszeit. Sicher wäre es einfacher, den Brand in den Herbst zu verlegen, dann würde Hans sich die langen Hosen voll stopfen, aber ich glaube, es ist besser, dieses Feuer als letztes großes Ereignis der Sommerferien in Erinnerung zu behalten.

Als etwas, wovon er erzählen kann. Etwas, das den Rahmen der Ereignislosigkeit dieser Stadt sprengt, an die er gebunden ist. Ob er nun will oder nicht, er muss sich einen Zeitvertreib suchen, er muss so tun, als gäbe es nichts Aufregenderes, als im Herbst Laubhöhlen zu bauen, Kastanien von Bäumen zu werfen, und sie im Tierpark gegen Pfauenfedern zu tauschen. Und selbst die lausigen Fünf Mark, die Schünnemann für einen Nachmittag Kartoffelsuche zahlt, sind gutes Geld, wenn man es so sieht.

Hauptsache, irgend etwas passiert.

Zum Glück geht es den Kindern der Nachbarschaft nicht anders. Keines kann mit Reisen in ein anderes Land protzen, alle kleben an dieser Stadt wie die Fliegen am Leim.

Als Piep vom Gardasee erzählt, muss Hans der weiten Reise über die Alpen in ein Land, das Italien heißt, etwas entgegensetzen.

Sein Onkel hat *Kuhle* und *Webstuhl* aufgegeben, um in Billerbeck eine Gastwirtschaft zu übernehmen. Billerbeck ist ein Dorf in den Baumbergen. Es liegt in einem Tal. Wer sich ihm nähert, sieht nur die Spitzen der beiden Kirchtürme. Die Größe dieser Kirche sprengt jedes Maß der Vernunft. Wie müssen die Bauern früher gestaunt haben, wenn sie sich sonntags dem Dorf näherten. Und wie willig sie dann zu Kreuze krochen.

Der Schützenhof liegt im Schatten des Doms, eine gutbürgerliche Gaststätte. Onkel Walter gibt sich Mühe, die Vereine, die in den beiden Gesellschaftszimmern tagen, an sich zu binden. Als Nazi hat er gute Chancen. Manchmal tagen alte Herren bei ihm und singen alte Lieder.

Hinter der Gaststätte ist ein Garten. In diesem Garten ist eine Quelle. Sie entspringt zwischen Steinen am Fuß einer brüchigen Mauer. Hat Piep schon einmal eine Quelle gesehen? – Nein, hat sie nicht. – Hat sie schon einmal Hähnchen gefangen und so lange an den Beinen geschleudert, bis man sie betäubt auf einen Holzblock legen konnte? – Nein. Sie war ja am Gardasee. – Hat sie schon einmal gesehen, wie einem Hähnchen der Kopf abgeschlagen wird? – Nein. Auch nicht. Dafür weiß sie, wie man Boccia spielt.

Im Schützenhof ist ein Fest. Onkel Walter braucht fünfzehn Hähnchen. Es ist nicht einfach, sie zu fangen. Sie schlagen Haken und sind schnell. Manche kriegt Hans nur, indem er sich auf sie wirft. Sein Torwartinstinkt kommt ihm dabei zugute. Onkel Walter ist ein großer, wuchtiger Mann, der nicht viele Worte macht. Piep schlägt die Hände vors Gesicht, als Hans schildert, wie er eins nach dem andern auf den Block legt und mit der Axt zuschlägt. Ihr ist, als könne sie die kopflosen Tiere sehen. Sie sind tot, man muss sie noch rupfen und ausnehmen, aber sie rennen torkelnd über den Hof und schlagen mit den Flügeln, als wollten sie auf und davon.

"Hör auf!" sagt sie. "Hör auf, hör auf!"

Und wie war es am Gardasee? – Ein großer See? – Größer als das Meer bei Zandvoort? – Kein Meer. – Was hat sie dort getan? In der Sonne gelegen? – Ja. Sie ist braungebrannt, aber das ist Hans auch. – Weiß sie, wie es ist, wenn man mit einem Auto einhundert Stundenkilometer fährt? – Nein,

jedenfalls kann sie sich nicht erinnern. Es war eine lange Fahrt, einen Tag und noch einen halben, und alle waren zerschlagen nach dieser Reise.

"Aber ich weiß es!" sagt Hans triumphierend.

Die Straße ist gerade und flach wie ein Brett. Der Cousin summt beim Fahren. Herr Vorrink sitzt neben ihm. Hans sitzt hinten. Er hat sich vorgebeugt und starrt fasziniert auf den Tachometer. Die Nadel pendelt um neunzig. Kurz vor der Weißenburg fällt die Straße ein wenig ab. Der Volkswagen legt ein paar Kilometer zu. Die Nadel zittert. Hundert! Die Chausseebäume fliegen vorbei. Die Welt ist ein hingetuschtes Farbenmeer und der Himmel flattert wie hellblaue Gaze. "Schneller!" schreit Hans. Der Cousin zuckt die Achseln und sagt, dass es nicht geht.

Hans sieht Piep an. Piep ist beeindruckt. Hans ist stolz. Er hat den Gardasee untergebuttert. Er musste den Mangel an Weite mit der Genauigkeit eines Beobachters wettmachen, der seine Abenteuer nicht kaufen kann. Der Mangel an Abwechslung hat aus ihm einen Entdecker des ewig Gleichen gemacht.

Piep ist ein ausgelassenes, viel zu großes Mädchen, das Hans gerne mag. Wenn sie und er sich wie im Film küssen, gibt es Momente, die den eingebildeten Film sprengen.

Aber noch weiß keiner der beiden, was daraus folgt.

Im Herbst kämpft er um sie. Obwohl er verliert, bleibt sie ihm treu. Der Handel war ihr sowieso komisch vorgekommen, aber sie widerspricht nicht, als Hans und Rudi vereinbaren, sich auf der Wiese hinter dem Amtsgericht um sie zu schlagen. Morgen um drei? – Abgemacht? – Abgemacht.

Piep ist Sekundant. Hans hat den ersten Schlag. Rudi und Hans haben das ausgelost. Als Rudi vor ihm steht, sackt die Wucht, die er seinem Schlag geben will, in sich zusammen.

Er ist nicht wütend, und es gibt nichts, was ihn wütend machen könnte. Rudi fixiert ihn in Erwartung des Angriffs. Hans hat Angst. Er sieht hinüber zu Piep. Piep hat auch Angst. Hans schlägt zu und trifft Rudi am rechten Ohr. Ein schmerzhafter Schlag, aber nicht schmerzhaft genug, ihn aufgeben zu lassen. Im Gegenteil. Rudi wird wütend. Er wird so wütend, dass er Hans mit einer Serie wilder Schläge eindeckt. Hans versucht in Deckung zu gehen, aber es hilft nicht. Als Piep "aufhören, aufhören" schreit, tropft ihm Blut aus der Nase. Sein linkes Auge schwillt innerhalb weniger Minuten zu. Er ist geschlagen. Rudi erwartet den Lohn des Siegers.

Soll er doch warten, der feige Hund.

Nach dieser Niederlage erwägt Hans eine Zeitlang, Boxer zu werden. Er füllt einen Sack mit Sand, hängt ihn im Keller auf und drischt darauf ein. Die Bilder seiner Gegner wechseln mit jedem Schlag. Die Vorstellung, ihnen gewachsen zu sein, ist beruhigend. Jemand sagt Weißkohl. Nimm das zurück! – Ich denke nicht dran, Heulsuse! – Ich warne dich! Du? Der andere lacht.

Hans legt mit rechts aus und schießt ihm die Linke ins Gesicht. Der andere taumelt. Hans legt die Rechte nach. Ihre Wucht reisst den Gegner hoch.

Hans kämpft wie die Boxer von Siegfried 09.

Sein Gegner wankt. Hans schickt ihn mit einem Schlag in den Magen auf die Bretter.

Wenn Box-Kampftag ist, schleicht er durch den Hintereingang der Concordia. Siegfried 09 hat nur einen überragenden Mann, einen Mittelgewichtler. Er ist muskulös, wendig und alle Frauen schwärmen von ihm. Für jeden Schlag, den er seinem Gegner versetzt, bekommt er heftigen Beifall, so, als räche sich ein Saal einfacher Leute mit seiner Hilfe an

den Gemeinheiten, die sie Tag für Tag in den Fabriken wegstecken müssen.

Hans tänzelt. Sein Gegner ist wild. Hans weicht zurück. Links und rechts sausen die Schläge an ihm vorbei.

"Nimm die Deckung hoch!"

Hans blickt auf. Er hat seinen Vater nicht kommen hören. Niemand sollte ihn hier unten sehen. Er nimmt die Fäuste runter. Der Sandsack schwingt hin und her.

"Nicht schlecht. Aber wenn du mit rechts auslegst, musst du links auf Deckung achten", sagt sein Vater.

Und dann führt er vor, was er meint. Täuscht eine Rechte vor, trifft mit der Linken Hans Brust. Legt rechts aus, tippt seine Deckung ein paar Mal an, und schießt ihm eine Linke aufs rechte Ohr.

"Hast du gesehen, wie schnell das geht?"

Hans nickt nur. Er weiß, dass er es ihm nicht recht machen kann. Sein Vater ist Meister aller denkbaren Klassen, er behält immer recht.

Hans hat sich zu einem der besten Schwimmer der Klasse gemausert. Er ist ein guter Kurzstreckenläufer, er springt weiter als die meisten Mitschüler, er wirft sechzig Meter, heimst bei Bundesjugendspielen Ehrenurkunden ein, aber wenn sein Vater vorschlägt, er solle seine Talente ausbauen, winkt er ab.

Nein. Dazu habe ich keine Lust.

Sein Vater schluckt.

"Bitte", sagt er eingeschnappt. "Du musst es ja selbst wissen. Aber beschwer dich später nicht bei mir."

Später? – Hans sieht ihn an. Immer diese Verweise auf später. – Was soll das? – Beschwerden? – Worüber?

Wieso will sein Vater etwas aus ihm machen?

Sein Vater soll ihn mögen, mehr nicht.

Hans will nicht rennen, um ihm zu gefallen. Er rennt, weil er die Quälgeister seiner Klasse besiegen muss. Er schwimmt wie ein Fisch, um Reinhard, ein kleinwüchsiges Großmaul, endlich zu zeigen, was er kann.

Er kämpft um Ansehen in der Klasse, und das macht er gut. Um Ansehen bei seinem Vater zu kämpfen, sieht er nicht ein. Dessen Messlatte viel zu hoch.

Eines Tages wird Hans sich zurücklehnen und denken, dass alles, was er je unternommen hat, nur einem Ziel galt: seinem Vater zu imponieren. Er schafft das, doch sein Vater versteht nichts von dem, was er tut.

Aber bis dahin ist noch viel Zeit.

Hans wird seine einzige wirklich große Niederlage.

Dagegen lösen sich alle anderen in Nichts auf.

Niederlagen eines Mannes, der zusieht, wie Freunde kleine Karrieren machen, weil sie zur rechten Zeit buckeln.

Diener sind nicht seine Sache.

Fuzzi und die Spaghettifelder

Sonntagnachmittags reitet Fuzzi durch Arizona. Seine Nase reicht ihm fast bis zum Kinn, er hat listige Augen, sein Hut ist zerknautscht, und wer ihn nicht kennt, würde nie glauben, dass er sich seiner Haut wehren kann.

Am Großen Fluss ist er in einen Hinterhalt geraten, man hat ihn ausgelacht, das Blei ist ihm um die Ohren gesaust, niemand wollte mehr einen Pfifferling auf ihn setzen, aber dann hatte er doch noch gesiegt.

Hans klebt sein Kaugummi unter den Kinositz.

Man hört Pferdegetrappel, eine Mundharmonika seufzt und jemand pfeift den Refrain. Dann geht das Licht an, und bereitet dem Wilden Westen ein Ende.

Einhundertfünfzig Jungen erwachen. Aber richtig wach werden sie nicht. Sie halten das Park Theater für einen Canyon. Die breiten Seitentüren werden geöffnet: Tageslicht flutet in breiten Streifen, auf denen Staub tanzt, herein. Die Jungen schütteln sich wie nach einer unruhigen Nacht, drängen aus den Stuhlreihen und reiten hinaus in die blendende Sonne.

Hans lädt seinen Colt. Sein Pferd wiehert ungeduldig. Er sieht sich um. Die Cowboys strömen in Scharen auf den Hof, sammeln sich, und galoppieren auf ihren Hengsten durch ein breites Loch in der Hecke auf den Kirmesplatz.

"Hoooo!" Hans sitzt auf, gibt Fury die Sporen, überquert den Platz auf dem kürzesten Weg und reitet über die Parkstraße. Am alten Pissoir (das erbärmlich stinkt) scheut sein Pferd, bricht aus und stürmt durch das Gebüsch zur Umflutböschung. Hans lenkt es mit Mühe hinab. Die anderen Rächer traben durch den Fluss. Hans trabt hinterher, nur

fort von diesem Gestank. Fort, auf offenes Feld, der Fußballplatz liegt am anderen Ufer.

Man reitet wie vom Teufel gejagt. Man reitet und schießt und reitet und schießt und schießt. Dann hält man an. Man verbirgt sich hinter Bäumen. Man hat beschlossen, das Pissoir hochzunehmen. Jeder kennt Geschichten von Männern, die sich bei Einbruch der Dunkelheit dort treffen. Die Männer machen da irgendetwas.

Man sagt, sie rieben sich gegenseitig die Pimmel. Die reitenden Rächer teilen sich auf.

"Ihr reitet da lang! Wir kommen von links!"

Fuzzy und Hans führen das Wort.

Sie reiten durch den Fluss. Die Pferde scheuen. Verdammt! Unterm Wehr lauert die Kirmes-Platz Bande, ein ausgefuchstes Völkchen, aber nicht einer kann reiten, geschweige denn schießen.

Fuzzy schnäuzt sich, zieht den Colt, lässt ihn kreisen und schießt in die Luft.

"Ärsche!" ruft einer der Bande.

"Schießt ihm in die Eier!" ein anderer.

"Haut ab, ihr Säcke!" sagt Hans.

Die Kirmesplatz Bande verschwindet unter der Brücke.

Hans schnippt mit Daumen und Mittelfinger, beugt sich zu Fuzzi und erklärt ihm seinen Plan.

Die Bande unter der Brücke fühlt sich sicher.

Hans steigt vom Pferd, watet zum Wehr und schießt den Dicken vom Pfeiler. Fuzzy taucht auf der anderen Seite der Brücke auf, lacht kräczend und pustet den übrigen Blei um die Ohren. Sie springen entsetzt ins Wasser.

"Lass gut sein!" ruft Hans. "Sie haben genug."

Fuzzi schiebt einen Zigarrenstumpen von links nach rechts. Und so reiten sie in den Sonntagnachmittag.

Auf dem Fußballplatz jagen Itaker einem Ball hinterher. Hans bindet sein Pferd an einen Baum, setzt sich in den Schatten und beobachtet sie. Es gibt schon eine ganze Menge dieser dunkelhaarigen Männer und Frauen in der Stadt. Sie arbeiten in den Textilfabriken und wohnen im Mädchenheim an der Mühlenmathe. Hans weiß nicht genau, ob sie gefährlich sind, aber gehört hat er einiges. Erstaunlich oft fielen dabei die Worte Rasiermesser und Stilett.

Ein Ball fliegt auf Hans zu.

"Prego!" ruft einer der Itaker.

Hans treibt den Ball mit einem mächtigen Schuss zurück aufs Spielfeld.

"Grazie!"

Und dann winkt ihn einer heran. Hans kaut auf einem Grashalm. "Ich?"

"Si, si."

Die Itaker fragen Hans, ob er mitspielen will. Sie sprechen mit Händen und Füßen und lachen viel. Einer schnappt sich den Ball und führt Kunststückchen vor.

Hans mag ihre Art, fröhlich zu sein. "Ja", sagt er.

Und dann ist er für den Rest des Nachmittags Torwart. Er erntet viel Lob für seine Paraden. Eines Tages wird er sie fragen, ob es wahr ist, dass Spaghetti auf Feldern wachsen wie Roggen. Von Piep weiß er, dass es in Italien hohe Berge gibt. Von den Bildern in der Eisdiele weiß er, dass es auch viele Flüsse gibt. Flüsse mit Booten, die von Gondolieri gesteuert werden. Er weiß auch, dass Gondolieri gern singen.

Das ist alles, was er von Italien weiß.

Das heißt, er weiß auch, dass es in Capri Fischer gibt und dass zwei kleine Italiener von Napoli träumen.

Nach dem Spiel geht er mit den Itakern in die Eisdiele. Sie haben ihn eingeladen. Die Eisdiele ist neu in der Stadt. Hans hat sich in die Bedienung verliebt. Sie heißt Angela, hat schwarzes Haar, rot geschminkte Lippen und schenkt ihm manchmal eine Kugel Eis. Die Itaker scherzen mit ihr, zeigen auf Hans und recken den Daumen in die Luft. Hans ist ganz stolz. Als Angela lachend sagt, "du, gute Torwartte" wird er rot wie eine Tomate. Ihr gebrochenes Deutsch verleiht ihr einen unwiderstehlichen Charme. Angela! - Wie das klingt.

Brüder zur Sonne

Das Roxie, ein weiteres Kino im Ort (es gibt insgesamt vier) ist Schauplatz der nächsten Episode, denn es ist Zeit für den ersten Erguß. Ja, Sie haben richtig gehört. Es geht nicht um verzehrende Liebe oder zärtliche Küsse mit geschlossenem Mund (Zungenküsse kommen später), es geht nicht um mit heißer Tinte geschriebene Briefe, es geht um ein Mädchen, das es in jeder Stadt gibt, ein Mädchen, dessen Name man hinter vorgehaltener Hand weitergibt. Sie heisst Ellen. Möglich, dass sie älter als Hans ist, möglich, dass sie jünger ist, vielleicht ist sie gleichaltrig, aber eins hat sie anderen Mädchen voraus: sie hat, was Jungen in Hans Alter für die Hauptattribute einer Frau halten und in die Wände der Umkleidekabinen im Freibad ritzen: einen Schlitz und zwei Titten.

Die hinter vorgehaltener Hand weitergegebene Botschaft lautet, dass sie jeden, der wissen will, wie sich so etwas anfühlt, bedient. Ellen ist groß und blond und wohnt in der Hollandsiedlung. Hans kennt sie vom Sehen, aber geredet hat er noch nie mit ihr.

Das Roxie liegt jenseits der Dortmunder Bahn. Die Hollandsiedlung ist nur einen Steinwurf entfernt.

Hans muss vorsichtig sein. Ein Realschüler ist ein gefundenes Fressen für Volksschüler aus der Eilermarschschule. Da er allein ist, lässt er sich auf nichts ein. Er versucht, unsichtbar zu werden. Das ist eine seiner Strategien, sich herauszuhalten. Er sitzt auf einem harten Klappstuhl in der fünften Reihe und lutscht einen Zitronendrops. Zwei Jungen hinter ihm schießen Papierkrampen auf Mädchen in der vierten Reihe. Ein paar Reihen hinter ihm versucht ein

Junge einen anderen Jungen über die Lehnen zu ziehen. Der andere Junge wehrt sich. Er teilt, während er im Schwitzkatzen ist, Schläge in die Eier aus. Eh sich der Platzanweiser einmischen kann (er kommt durch den Seitengang und wettert mit erhobenem Zeigefinger) verlöscht langsam das Licht. Das Geschrei weicht gespanntem Raunen. Hans lässt den Zitronendrops durch die Mundhöhle wandern. Links neben ihm ist ein Platz frei. Rechts neben ihm sitzt ein schwächlicher Junge und erkundet, wie lang sich ein Kaugummi ziehen lässt. Für Augenblicke ist es völlig dunkel. Langsam schwingt der an einer Stelle eingerissene, tiefrote Vorhang zur Seite. Das gespannte Raunen schlägt wieder in vorlautes Geschrei um. Plötzlich gerät Reihe Fünf in Bewegung. Jemand drängt von rechts außen zu dem einzig freien Platz neben Hans. Es ist Ellen. Sie streift mit der Hand seine Knie, lässt sich in ihren Sitz fallen und legt ihren Ellenbogen neben Hans auf die Lehne. Hans zieht seinen Ellenbogen zurück. Das Geschrei hat Orkan-Stärke angenommen. Die Fox Tönende Wochenschau beginnt. Hans mag, wie der Kameramann sein Objektiv auf die sich schnell drehende Weltkugel richtet. Die erste Reportage beginnt. Ein Kriegsschiff fährt in einen Hafen. Eine Blaskapelle spielt. An der Reling stehen herausgeputzte Matrosen. Aber wen interessiert, dass ein Staatsmann einen anderen Staatsmann empfängt, sich mit ihm in eine schwarze Limousine setzt und davonfährt? – Niemand. – Die kleine Stadt ist das Zentrum der Welt aller Anwesenden. Wer behauptet, es gäbe Wichtigeres, wird ausgepfiffen. Ein Kriegsschiff lässt man gerade noch hingehen. Ellen hat Hans angestoßen. Hans zuckt zusammen. "Was lutscht du da?" "Drops."

"Hast du einen für mich?"

Hans fingert einen aus der Tüte und gibt ihn Ellen.

"Hmmm. Lecker", sagt Ellen.

Ein Gong ertönt. Der Vorhang schließt sich quietschend, das Licht geht an, aber mehr als ein Dämmern bringt es nicht zustande, dann senkt sich wieder die Dunkelheit über die Jungen und Mädchen. Noch ein Gong, der Vorhang schwingt zurück, der Hauptfilm beginnt.

Pat und Patachon reparieren einen Hühnerstall. Hans starrt auf die Leinwand. Der Zitronendrops zieht allen Speichel im Mund zusammen. Sein Knie berührt aus Versehen Ellens Knie. Er zuckt zurück, als habe er einen elektrischen Draht berührt. Er weiß alles von Ellen. Ellen schiebt ihr Knie nach. Hans wird hart wie ein Stock. Eine Ewigkeit sitzen sie nebeneinander und tun so, als verfolgten sie das Geschehen auf der Leinwand. Ellen lacht ab und an laut. Hans kriegt keinen Ton raus. Sein Mund ist trocken und sein Herz schlägt bis zum Hals. Patachon fällt in eine Pfütze. Hans vergisst Ellen für einen Augenblick. Patachon ist von oben bis unten mit Schlamm verschmiert. Hans lacht. Als er Luft holen will, legt sich Ellens Hand auf seinen Oberschenkel.

Hans wird ein großer, summender Transformator.

Funken sprühen in alle Richtungen. Kriechströme ziehen ihre Bahn, seine Haare stehen zu Berge, sicher fängt das Kino jeden Augenblick Feuer, wenn ihm nicht einfällt, was er mit Ellens Hand anfangen soll. Sie liegt da, als sei das die natürlichste Sache der Welt. Sie liegt einfach da, fordert nichts und ist doch die größte Herausforderung, die er sich vorstellen kann. Seine Knie beginnen zu zittern. Die Hand rutscht höher. Hans gibt sich einen Ruck und legt seine Hand auf ihr Knie. Sie trägt einen Rock. Ellen preßt seinen

Oberschenkel. Hans arbeitet sich Millimeter für Millimeter unter ihren Rock vor. Die Richtung ist klar. Hans macht sich bereit für seinen ersten Kontakt mit der Sonne. Ellen tut so, als ginge sie das alles nichts an. Sie hat kein Ziel. Sie wünscht nur, dass es auf die ein oder andere Weise vorwärts geht. Sie hat schon oft erlebt, wie Jungen neben ihr zu zittern begannen. Warum, ist ihr nicht klar, aber es macht ihr Spaß. Sie spürt, dass sie Macht hat. Ihr Zauberstab ist die Sonne.

Hans ist steif wie ein Brett. Als er den Rand von Ellens Schlüpfer erreicht, wird die Aufregung zu groß.

"Wie war's Hans? Erzähl schon, wie war's, war es ..."

Es war warm. Es war feucht. Irgendwie ...

Sein Finger ist unterm Bund ihres Schlüpfers.

Weiter schafft er es nicht. Er spürt, dass da etwas feucht ist, es ist sehr warm da. Warm und feucht schießt etwas aus ihm heraus. Er zieht seine Hand zurück. Er will wegrennen. Er sackt in sich zusammen.

"Hast du noch einen Drops?"

"Ja."

Patachon schafft das nicht mit der Torte, nie im Leben kriegt er die Kurve, jeden Moment fällt er hin.

Das Licht geht an. Hans wirft Ellen einen flüchtigen Blick zu, stürmt aus der Reihe, verlässt das Kino und geht eilig stadteinwärts. Die Ochtruper Straße ist unsicher. Die rivalisierenden Viertel achten darauf, dass man ihr Gebiet nicht verletzt. Vorm Schlachthof steht Kalli. Kalli ist mongoloid. Wo immer er auftaucht, wird er gehänselt. Wer ihn einmal geärgert hat, muss sich vor ihm in acht nehmen. Hans hänselt ihn oft. Er wechselt die Straßenseite, überquert die Bahn und biegt zum Gräbchen ab. Langsam verfliegt seine Unsicherheit. Er beginnt sich besser zu

fühlen. In der Erdhöhle auf Schünnemanns Wiese überprüft er seine Hose. Es ist kein Fleck zu sehen. Der Stoff fühlt sich stockig an. Er reibt, bis er wieder geschmeidig ist und gibt ihm schließlich mit Spucke den Rest.

So präpariert macht er sich auf den Heimweg.

Sein Vater und Onkel Hans sitzen am Küchentisch.

Onkel Hans ist betrunken.

"Mensch Hemmann, nu hap dich nich so. Komm, wir machen 'ne Runde", sagt er. Es ist einer dieser Sonntage, die Onkel Hans nicht verträgt. Eigentlich beginnen sie für ihn schon am Freitag. Die Unruhe, die ihn dann überkommt, ist ihm unheimlich. Er weiß kein Mittel dagegen, also trinkt er. Und irgendwann taucht er dann meist bei seinem Bruder auf. Hermann Vorrink ist der einzige, der ihn maßregeln kann, wenn es sein muss. Auf ihn hört er.

"Mach du man", sagt er. "Ich nich. Ich kann das Saufen nicht mehr vertragen."

"Glaubst du ich?" sagt Onkel Hans.

Dann zieht er Hans zu sich, lacht, sagt: "Weisst du, dein Onkel hat einen gehoben", und zwinkert ihm zu.

Hans lächelt. Er bewundert ihn. Niemand der Familie hat so ein Schandmaul und kümmert sich so wenig um das Geschwätz der Verwandten. Onkel Hans greift um Hans Bizeps und nickt aufmunternd. Hans wird rot, windet sich los, geht auf sein Zimmer und schließt hinter sich ab.

Im Haus ist alles ruhig. Er setzt sich aufs Bett, zieht seine Hose runter und nimmt sein Glied in die Hand. Es hat Dicke und Länge seines Ringfingers und sieht harmlos aus. So wie jetzt hat er es schon tausendmal in der Hand gehalten, ohne genauer hinzusehen. Die Pimmelhaut ist milchig. Es ist gar nicht einfach, sie zurückzuziehen und sich die Eichel anzusehen. Ein treffsicherer Name, wäre da

nicht die abgeschrägte Rückseite, die von einem Hautbändchen wie zerschnitten aussieht. Ein Hut, der seinem Träger in den Nacken gerutscht ist. Ein Pilz mit kleinem Schleckermaul obenauf. Wenn man es öffnet, sieht man, dass es fein ausgebildet ist. Ober- und Unterlippe schließen ganz fest, wenn es sein muss.

Aber woher ist die milchweiße Flüssigkeit gekommen?

Noch dazu mit solcher Wucht?

Als er an Ellen denkt, richtet sich sein Glied wieder auf. Auch das ist mehr als geheimnisvoll. Es steht wie ein Signalmast und pulst leicht vor und zurück, ein sanftes Schaukeln.

Ständer! nennen große Jungs so was.

Diethelm, der jüngste und frechste der Lipping-Brüder, hat ihm auf der Freibadbrücke einmal erzählt, eine Frau habe seinen Ständer geküsst.

Hans starrte über das Geländer gebeugt in das über eine Stufe stürzende Wasser, und wartete darauf, dass sich die Brücke zu bewegen begann. "Geküsst?"

Diethelm grinste wie ein Pferd.

Hans traut ihm nicht. Er traut keinem Lipping.

Die Lippings sind Großmäuler. Ihr Vater ist ein versoffener Lampenhändler. Wenn er auf Tour geht und die Mutter zu ihrer Schwester flüchtet, feiern die Söhne wilde Feste.

Einmal spielen sie mit Piep Schauspieler küsst Schauspielerin. Piep musste im Bett liegen (das Ehebett der Eltern) und sich küssen lassen. Die Brüder stritten sich, wer als nächster zu ihr durfte. Hans durfte nur einmal, aber da Piep seine Freundin war, blieb er extra lang unter der Decke.

Sein Ständer taumelt und sackt schließlich in seine alte Position. Hans zieht noch einmal die Vorhaut zurück und

besieht sich die Eichel. Sie gefällt ihm nicht. Er hat das Gefühl, dass mit dem Häutchen etwas nicht stimmt. Aber was? Vielleicht ist es doch besser, die Finger davon zu lassen. Vielleicht trocknet einem wirklich das Mark ein. Und was, wenn man blöd davon wird? Seine Überlegungen werden von Schritten auf der Treppe unterbrochen. Hans zieht hastig die Hose hoch und hat gerade noch Zeit, die Tür aufzuschließen. Drei Augenblicke darauf kommt sein Vater herein und sagt drohend: "Weisst du, wo Karin ist?" Hans zuckt die Achseln. "Die kann war erleben!" sagt sein Vater und geht. Hans schließt wieder ab und denkt ganz fest an Ellen. Sein Glied hebt sich. Er stülpt eine Socke darüber und reibt, bis er kommt. Danach zieht er sie wieder an, bis sie steif ist vor Schmutz. Er spricht mit niemand über diese Methode. Eine Zeitlang prüft er täglich seinen Gesundheitszustand. Die vom Religionslehrer prophezeiten Ringe unter den Augen bleiben aus; seine Leistungen im Sport lassen nicht nach, die Naturwissenschaften (allen voran die Mathematik) bleiben ihm auch weiter ein Rätsel.

Der Skandal

Hans hört, dass etwas zu Bruch geht (eine Kaffeekanne, die den Kopf seiner Mutter verfehlt und gegen die Wand schlägt), Sätze donnern durchs Haus: "Ein Fetzen ist das! Ein Fetzen für Flittchen!" – "Ich bitte dich! Wie sprichst du von deiner Tochter?" – "Sieh dir doch an, wie sie rumläuft!" – etwas kracht gegen die Tür, seine Mutter schreit "Hermann!" – sein Vater: "Es hat sich ausgehermannt!", noch ein Poltern, ein zur Seite gestoßener Tisch, Schritte, das Stampfen eines Ochsen, eine Haustür, die mit Wucht ins Schloss geschlagen wird, dann ist es beängstigend still.

Hans Magen zieht sich von einer mächtigen Faust getroffen zusammen. Er rennt nach unten.

Seine Mutter beruhigt ihn. "Es ist doch nur wegen Karins Mantel", sagt sie. Der neue Mantel ist rot und hat handtellerergroße Knöpfe. Karin ist sehr stolz darauf. Es ist ein Modell, sieht teuer aus und steht ihr gut.

Der Küchenfußboden ist voller Scherben.

Es riecht nach Gefahr, so, als sei nur ein Teil seines Vaters verschwunden. Hans setzt sich an den Küchentisch. Seine Mutter fegt die Scherben zusammen. "Du musst deinen Vater verstehen", sagt sie. "Er hat es nicht leicht gehabt im Leben."

"Muss er deshalb so schreien?"

"Nein, aber du kennst ihn doch."

Hans nickt und verschwindet wieder nach oben.

Sein Magen ist ein nervös flatterndes Tuch, ein Bote, der sich nie irrt.

Alles sollte richtig sein, aber alles ist falsch!

Hans beugt sich über den Atlas.

Die Kontinente verwischen die Furcht, die ihn befallen hat, diese Angst, dass zwischen seinen Eltern alles vorbei ist, und er bald allein auf der Welt ist.

Sein Atlas hat magische Kraft. Er tippt mit dem Finger auf einen Punkt und fliegt um die Welt. Von London nach Paris, von Paris nach Dakhar, von Dakhar nach Neu Dehli und immer so weiter.

Er beginnt zu vergessen. Die Welt bekommt einen anderen Klang. Er muss nur aufstehen und gehen. Ganz allein.

Irgendwohin. Weit weit fort.

Heute wird er niemandem mehr in die Augen sehen.

Er könnte es nicht ertragen, angelogen zu werden.

"Es ist nichts, Junge, es ist alles in Ordnung"

Der Regen trommelt aufs Dach und gluckert die Regenrinne hinab. Über der Stadt liegt gespannte Ruhe. Schünnemanns Wiese sieht aus wie ein See, und das Gräbchen hat sich in einen reißenden Bach verwandelt.

Das Wasser der Dinkel schäumt wild und braun. Die Wiesen im Esch, die Pappelallee und der Damm zwischen Stadtparkteich und Umflut sind überflutet.

Vor den Brücken bildet das Wasser wütende Wirbel.

Als Hans gestern im Esch war, hat er nasse Füße gekriegt.

Und gesehen hat er etwas: Lockes Fahrrad an einem Baum und einen Polizeiwagen. Aber weder die Polizisten noch Locke waren zu sehen.

Hans öffnet das Fenster.

Durch den Regen hört er das Summen der Transformatoren des E-Werks. Er faltet eine Papier-Schwalbe und wirft sie hinaus. Eine Bö trägt sie hoch, dann ist das Papier durchnässt und stürzt außer Form geraten hinab.

Hans schließt das Fenster und geht nach unten. Seine Mutter sitzt am Fenster und stopft Socken.

"Kann ich einen Pfefferminztee haben?"

"Sicher", sagt sie, und dann sprechen sie über den Regen und über die Überschwemmung, die jeder erwartet.

Am Abend ist sein Vater noch immer nicht zurück.

Hans, längst im Bett, hört, dass seine Mutter unruhig durchs Haus streift. Am Morgen ist er auch noch nicht da.

Frau Vorrink hat die ganze Nacht kein Auge zugetan.

"Vielleicht ist etwas passiert", sagt sie. "Ich rufe die Polizei!" Als sie das Haus verlässt, um bei Nachbarn zu telefonieren, prallt sie mit ihrem Mann zusammen. Er steht vor der Tür und sucht seinen Schlüssel. Bleich und übernächtigt sieht er aus. "Die Überschwemmung", murmelt er, "ich konnte nicht raus aus der Kneipe." Dann wirft er seinen Mantel über das Treppengeländer und poltert nach oben. Wenig später stürzt er zum Klo und erbricht sich.

Hans zieht Stiefel an und geht auf Tour.

Der Stadtpark ist ein Meer. Das Wasser schießt von der Parkstraße auf die Eper Straße. Ein Radfahrer will sie überqueren. Er gerät in einen Sog und stürzt. Korsch stapelt Sandsäcke vor den Eingang seines Salons.

"Noch zwei Stufen. Dann ist es soweit", sagt er.

Hans arbeitet sich über Gartenmauern und Stege zur Innenstadt vor. Das Haus an der evangelischen Kirche steht bis zur Türklinke unter Wasser.

Ein Boot kommt. Juppi der Feuerwehrmann rudert.

"Nimmst du mich mit?" fragt Hans. - "Wohin denn?" - "Einmal durch die Stadt?" - "Naja, steig ein."

Die Schaufenster der Geschäfte sind geräumt. Altstadt und Neustraße gleichen Kanälen. "Die verdammten Patjacken!" sagt Juppi. "Sie haben in den letzten Jahren nichts getan, um den Abfluss des Wassers zu erleichtern."

Auf deutschem Gebiet ist die Dinkel begradigt. In Holland windet sie sich, als hätte sie jede Orientierung verloren. Juppi holt bei Silderhuis einen Kollegen, rudert über die Parkstraße zurück und lässt Hans an der Eper Straße aussteigen.

Sein Vater bricht Galle. Seine Frau umsorgt ihn. Erst am nächsten Morgen ist er wieder auf den Beinen. Er tut so, als sei nichts gewesen, sitzt vor einem Teller Haferschleim und rührt den Löffel darin. – Ob er sich schämt?

Das Wasser geht langsam zurück. Nach drei Tagen ist der Spuk vorbei. Die Straßen sind verschlammt. Die Leute räumen auf. Nach ein paar Tagen ist wieder alles beim Alten.

Karin verkündet, dass sie ausziehen will.

"Ich kann in Münster ein billiges Zimmer bekommen", sagt sie. "Ich habe das ewige Fahren satt. Außerdem bin ich bald achtzehn!"

Ihr Vater verprügelt sie. Karin sagt keinen Pieps. Ihre Mutter weint. "Macht doch, was ihr wollt!" brüllt ihr Mann. Das Haus wird eng. Eigentlich ist es groß genug, sich auszuweichen, aber niemand traut sich. Alleinsein ist so etwas wie ein Verbrechen gegen die Familie. Jeder hockt irgendwo und versucht den anderen zu übersehen. Herr Vorrink liest Zeitung. Seine Frau hört Radio. Dr. von Hollander moderiert eine Sendung, die sich mit Familienproblemen befasst. Frau Vorrink träumt schon lange davon, ihn anzurufen. Er ist eine Autorität. Seine Stimme ist gefaßt, kein Problem scheint ihm unlösbar, die besprochenen Schicksale aber, die vorgeschlagenen Lösungen bleiben immer Lösungen für andere.

"Ruf ihn doch an, deinen Doktor", sagt ihr Mann. "Aber sag ihm auch, wie ihr mir in den Rücken fallt."

"Du siehst Gespenster."

"Ein achtzehnjähriges Mädchen allein im Münster, und ich sehe Gespenster. Ihr seid verrückt!"

"Du bist es doch, der sie aus dem Haus treibt!"

"Natürlich. Warts nur ab, bis unser feines Töchterchen ein Kind im Bauch hat."

"Wie kannst du so etwas sagen."

"Sieh dir die Bengel doch an, mit denen sie sich rumtreibt!"

Hans hört schon gar nicht mehr hin.

Er spürt, dass ihn Dinge umgeben, die so eigentümlich, so groß, so komplex und so unverständlich sind, dass man sich von ihnen lösen muss. Aber wie? Er kann Lüge und Wahrheit nicht mehr unterscheiden. Er weiß nur, dass etwas nicht stimmt. Ob seine Mutter ahnt, dass er sich wegträumt? Fällt ihr auf, was mit seinen Socken los ist? Fällt überhaupt jemandem etwas auf?

Als die letzten Spuren des Überschwemmung beseitigt sind, platzt in der Stadt eine Bombe. Locke wird vom Unterricht beurlaubt. Man sagt, er sei ein Kinderverderber. Man behauptet, er sei im Esch erwischt worden.

Wobei, sagt man nicht. Ein Homo sei er, sagt Herr Vorrink. Hans ist verwirrt. Locke stand auf der Seite der Kinder. Dass er ein Homo sein soll, kann er nicht glauben.

Überhaupt: was ist eigentlich ein Homo? Einer, der mit anderen Männern in den Pissoirs an der Umflut steht? - Nein. So einer kann Locke nicht sein.

Locke ist ein fairer Mann.

Hans hat bei ihm Erdkunde und Biologie gehabt. Locke verstand sein Fach. Er wusste auf jede Frage eine passende Antwort. Und nun ist er von einem Tag auf den anderen zur Un-Person geworden. Jeder spürt, dass man besser nicht nach ihm fragt.

"Wo ist Locke?"

"Locke? Wer ist das? Kennen wir nicht. Haben wir nie
gesehn."

"Locke! Sie wissen doch - der mit dem steifen Bein und den
Seidenschals!"

"Nein. Sie müssen sich irren."

Das Schweigen, das Hans Eltern so oft überfällt, hat
offensichtlich Methode.

Im Orbit

Hans öffnet die dunkle Eichentür des Kolonialwarenladens Kant. Ein heller Dreiklang ertönt. Er tritt ein, schließt die Tür und taucht in eine merkwürdig braune Dämmerung, in der alles blitzt. Der Kolonialwarenladen Kant ist ein eingeführtes Familienunternehmen. In der Mitte steht ein Kohleofen. Das Ofenrohr führt quer durch den Raum zum Kamin. Sämereien und Schnürsenkel, Hanfseile und Bohnerwachs, Atta und Weckringe, Weingeist und Müllers Natron, alles findet man hier und darüber hinaus vieles sonst. Aus dem Halbdunkel taucht einer der Besitzer auf, Heribert Kant der Ältere. Er trägt einen gestärkten weißen Kittel, ein Hemd mit Fliege und riecht nach Kernseife und Hanf.

"Was kann ich für dich tun?" fragt er bedächtig.

"Ich hätte gern Drachenband. Ganz festes Drachenband."

Der alte Mann faßt sich ans Revers, zieht mit einer schnellen Bewegung den Kittel zurecht und nestelt an seiner Fliege. "So... Drachenband?" Er lächelt, dreht auf dem Absatz, geht zu einem Regal im hinteren Teil des Geschäfts, zieht eine Trittleiter heran, und steigt vorsichtig hinauf. Er murmelt, dann genügt ihm ein Griff und er hat, was er braucht: festes Band, das beste am Lager. "So etwas?" Hans nickt. "Wieviel brauchst du?" - "Hunderfünfzig Meter."

"Drei Rollen also." Herr Kant nimmt sie, steigt von der Leiter und geht zur Kasse. Hans trödelt hinterher. Der Alte tippt den Preis ein und dreht eine silberne Kurbel. Die Kassenlade springt heraus. Hans kramt passendes Geld aus seinem Portemonnaie und gibt es ihm. Er bedankt sich, legt es in die Kasse, schiebt die Lade zu und dreht eine Kurbel. In einem Sichtfenster erscheint ein Schild.

Danke steht darauf.

Hans verabschiedet sich und verlässt das Geschäft.

Er träumt von seinem Drachen. Es wird der größte Drachen aller Zeiten, so groß, dass er mit ihm ins All fliegen kann, wie John Glenn. So groß, dass er mit ihm kämpfen kann, er ganz allein. Der Wind gegen ihn und er gegen den Wind. Er prüft das Band. Es ist gut und fest.

Dann kauft er im Tapetengeschäft Billig Leisten.

Zu Hause bindet er sie zu einem Kreuz, kerbt die Enden und führt eine Schnur herum. Weil der Drachen groß werden soll, bespannt er ihn mit Zeitungspapier.

Er arbeitet konzentriert. Seine Zungenspitze dirigiert jede Bewegung. Leim klebt auf der Tischdecke, überall liegt Papier, Hans schwitzt, aber schließlich ist es so weit: die Führungsschnur muss so angebracht werden, dass der Winkel stimmt, denn Rautendrachen kippen leicht aus dem Wind, wenn sie nicht richtig ausbalanciert sind.

Sein Vater gibt ihm Ratschläge.

"Ich hab ja auch mal Drachen gebaut", sagt er, aber Hans hört nicht hin. Dieser Drachen gehört ganz allein ihm, niemand sonst.

Er pendelt ihn aus. Ja. So wird er gut in der Luft stehen. Es reicht ihm bis zum Hals. Fehlt nur noch ein kräftiger Wind, je härter, desto besser.

"Aber pass auf!" sagt sein Vater. "Bleib von den Hochspannungsmasten weg."

Hans nickt. Er weiß schon, was kommt. Sein Vater wird von Herrn Wolff erzählen. Er ist Bote in der Fabrik, ein kleiner Mann, der eine braune Aktentasche an einem Gurt um den Hals trägt, weil er keine Arme mehr hat. Als Junge ist er seinem Drachen in einen Hochspannungsmast nachgestiegen. Ein Glück, dass er überhaupt noch lebt.

"Natürlich", sagt Hans.

Der Wind lässt ein paar Tage auf sich warten, dann ist es soweit. Wölfi und er marschieren zur Wiese am Bahndamm. Hans prüft die Windrichtung. "Alles klar?" Wölfi nickt und hält den Drachen gegen den Wind. Hans entfernt sich mit der Bandrolle. Nach dreißig Metern dreht er sich um, gibt Wölfi ein Zeichen und startet. Der Drachen steigt wie eine Rakete, die Schnur singt, Hans gibt ihm Leine, bis nichts mehr da ist. Mit in den Nacken gebeugten Köpfen stehen die Jungen und staunen in den wolkengefleckten Himmel. Wie ein gebändigter Traum treibt dieser Vogel aus Holz und Papier hin und her. Mit ihm kann Hans die Erde verlassen. Er sendet ihm Grüße, kleine Bögen Papier, die auf der Leine langsam nach oben schweben. Er fantasiert sich tief ins schwarzblaue All, das – seit Astronauten es zu erforschen begonnen haben – noch begehrenswerter ist, als vorher. Hoch und höher steigt er in Gedanken, bis er schwerelos wird. Die Drachenschnur singt, und sendet Grüße von der anderen Seite der Welt. Plötzlich fährt ein Ruck durch die Schnur. Der Drachen bäumt sich auf. Hans rennt ihm entgegen, um ihn aus dem Wind zu nehmen, aber es ist zu spät. Die Schnur reisst, der Drachen taumelt, und verschwindet mit dem Wind in Richtung Umspannwerk.

"Scheiße!" schreit Hans.

"Lass uns abhauen!" sagt Wölfi. "Komm, Hans, nix wie weg." Hans zögert, aber dann sieht er ein, dass es nichts mehr zu retten gibt. Die beiden rennen über die Wiese, gehetzt von der Vorstellung, dass es gleich einen furchtbaren Blitz gibt, einen gewaltigen Kurzschluss, der das Umspannwerk lahm legt. Sie springen über das Gräbchen, hasten über ein Feld, steigen über Zäune und erreichen schwer atmend die Grube auf Schünnemanns Wiese. Alles bleibt ruhig.

Ein paar Tage darauf macht Hans einen Ausflug.
Sein Vater hat sich Onkel Hans Motorrad geliehen.
Die alte DKW spuckt Feuer und Rauch, als er den Starter tritt, tuckert ein paar Mal und geht aus.
Er versucht es noch mal.
Sie läuft eine Minute, er gibt Gas, sie versäuft. Mit ein paar Handgriffen am Vergaser erledigt er das Problem.
Es ist einer der Herbsttage, die man golden nennt.
Das Korn ist gedroschen, die Stoppelfelder sind gepflügt, wenn eine Wolke über die Sonne witscht, spürt man die Kühle der kommenden Tage, dann ist es wieder warm und man schwitzt leicht.
Die DKW schnurrt durch den Ort. Bei Silderhuis steht der versoffene Polizist Kortenbrede und ruft: "Fahr nicht zu schnell, Hermann!" Herr Vorrink winkt, biegt in die Alstätter Straße und gibt Gas. Hans klammert sich an den schwarzen Hartgummigriff. Die Bäume laufen Spalier, die Sonne rennt vor ihm her, man kann machen, was man will, man kommt ihr nicht näher. Es ist eine Straße mit vielen Kurven. Sie nehmen sie mit Vollgas. Sie fahren durchs Amtsvenn, wo der Blick weit ist und man nur Birken sieht, langes, braunes Gras und aufgestapelten Torf. Sie nehmen Wege, die außer ihnen niemand kennt. So gelangen sie zum Schöppinger Berg. Auf der Kuppe steht eine tausendjährige Linde. Darunter ist eine Bank. Herr Vorrink bockt die DKW auf. Wind streicht über die Felder. Das Licht der Sonne bricht sich auf den frisch gepflügten Schollen.
"Setz dich", sagt Herr Vorrink und beginnt zu erzählen: der Schöppinger Berg ist die höchste Erhebung weit und breit. Er ist ausgehöhlt. Soldaten schieben in den langen, trüb beleuchteten Gängen Wache. Von hier wurden im 2. Weltkrieg V-2 Raketen nach England geschossen. Sie zogen wie Kometen

über den Himmel der kleinen Stadt an der Grenze, bestaunt und gefürchtet, die sichtbare Nahrung für den Glauben an Hinkebeins Wunderwaffe. Dann war der Krieg vorbei und die NATO vergrub ihre Raketen. Die unterirdischen Gänge wurden modernisiert, die alten Losungen durch NATO Losungen übertüncht. Überirdisch ist dem Berg kaum etwas anzusehen. Es gibt ein paar Erdhügel, ein paar Wellblechbaracken und natürlich Zäune drumrum.

"Und da oben, da waren die V-2. Sie flogen gen Engelland." Hans sieht nichts außer milchigem Horizont, Baumgruppen und Felder. Eine Falke steht keine fünf Meter über einem Feldrain.

"Paß auf!" sagt Herr Vorrink.

"Hab schon gesehen", sagt Hans.

Der Falke rüttelt, dann sinkt er lautlos, langsam die ersten Meter, dann wie ein Stein, und dann hockt er mit ausgebreiteten Flügeln über der Beute.

"Und - sind sie nach England gekommen?" fragt Hans.

Sein Vater nickt.

Als er die DKW anwerfen will, streikt sie. Die beiden sitzen auf und lassen sich den Berg hinabrollen. Auf halbem Weg lässt sein Vater die Kupplung kommen. Es knallt und dann surrt die DKW wie vorher. Er gibt Gas. Hans legt den Kopf in den Nacken. Endlich ist er seinem Vater ganz nah. Keiner kann ein falsches Wort sagen, und wenn, geht es unter. Wenn Hans will, dass sein Vater die Kurve nicht kriegt, kriegt er sie nicht. Er lässt sie ihn kriegen, jede einzelne, bis nach Hause.

"Hermann!" sagt seine Frau. "Wie konntest du das machen? Stell dir vor, es wär was passiert. Du hast doch gar keinen Führerschein."

Von Pickeln und Frauen

Eines Morgens entdeckt Hans auf seiner Nase ein fettes kleines Gewächs mit senfgelber Kuppe, überlegt, was es sein könnte und drückt es aus.

Eine Stunde später hat er den Pickel vergessen.

Berger lässt eine Mathematikarbeit schreiben. Dass Berger Lockes Platz als Klassenlehrer einnimmt, gefällt keinem. Seine Anzüge sind langweilig; er hat eine Vorliebe für Strickwesten und ungeschickt gebundene Krawatten. Manche nennen ihn Goldzahn, andere Schneekoppe.

Während Hans über seinen Aufgaben brütet, erreicht ihn von hinten ein fein gefalzter Zettel: *Goldzahn diese alte Sau, liegt splitternackt auf seiner Frau* steht darauf.

Als er den Zettel weiterreicht, blickt Goldzahn auf.

Hans errötet.

"Ist was, Hans?" Berger ist aufgestanden.

Hans faßt sich ans Ohrläppchen und stutzt. "Ich hab nen Pickel am Ohr!" sagt er.

Die Schüler wiehern. Berger umrundet das Pult, ein goldenes Lächeln fliegt über sein glattrasiertes Gesicht und geht langsam durch die Reihen. Emsiges Schweigen breitet sich aus. Klassenarbeiten sind grundsätzlich kein Spaß, aber in Bergers Nähe potenziert sich das Unbehagen. Nicht, dass er böse wäre, nein, er hat nur überhaupt keinen Sinn für Humor. Der Zettel ist inzwischen zwei Bänke weiter.

Während Berger dem ein oder anderen über die Schulter schaut, glüht hier und da ein Kopf für Momente so hell, dass es eigentlich jeder merken müsste. Aber Berger merkt nichts.

Der Zettel wandert weiter.

Was wohl hinter der dritten Aufgabe steckt?

Hans wird nie begreifen, was eine Funktionalgleichung ist. In der Pause verzieht er sich auf die Toilette. Sein Ohrläppchen ist dick und rot. Er nimmt es zwischen Daumen und Zeigefinger, beisst sich auf die Zähne und drückt, bis Eiter und ein Tropfen Blut austreten, und noch während er sich vom Spiegel wendet, kollidiert er mit Ede.

"Pickel, Weißkohl?" sagt er.

"Du hast ja nicht mal Haare am Sack", sagt Hans und fühlt sich gleich wohler. Möglich, dass Pickel und Haare am Sack ein und dieselbe Ursache haben, wer weiß.

Jeden Tag blüht ihm ein neues Gewächs. Immer sucht es sich die schönsten Stellen in seinem Gesicht. Eine verdammte Sauerei ist das. Leider hat er nur vage Erklärungen für dieses Phänomen. Locke hätte eine Erklärung gehabt.

Goldzahn hat keine. Auch sonst ist niemand in Sicht, der ihn aufklären könnte.

Vielleicht ist es ja doch eine Seuche!

Und das gerade jetzt, wo er Vera so liebt. Vera hat Mandelaugen. Leider hat sie ihm noch kein Zeichen gegeben. Aber das könnte sich ändern, wenn er mit dem Schulchor im Frühjahr zum Halterner Stausee fährt.

Vera wird auch dabei sein.

Jeden Morgen steht Hans vorm Spiegel und drückt Pickel aus. Seine Mutter sagt, dass er aufpassen soll, mit einer Blutvergiftung sei nicht zu spaßen. Ansonsten tut sie so, als sei das gar nichts besonderes.

Blutvergiftung? – Heimtückisch, diese Seuche.

Und dass ausgerechnet Gitte (die mit den Gurkenbrüsten) ihm kichernd vorschlägt, er solle Steppin Pulver nehmen, kränkt ihn. Noch schlimmer ist, dass er nicht einmal genau weiß, was ihn mehr kränkt: ihr dummes Kichern oder ihr offensichtliches Kokettieren mit diesen Brüsten.

Er würde sie zu gern einmal sehen, und sie weiß das. Eine komische Zeit. Nirgendwo ist ein Partner. Sind Mädchen nicht seltsam? Sie stehen beieinander und haben nichts Besseres zu tun, als grundlos zu kichern, wenn ein Junge sich nähert. Und gerade ihn trifft das hart, wo er doch immer noch rot werden kann wie ein Kind. Nicht einmal mit Marita ist noch etwas anzufangen. Ihr Vater ist Hausmeister im Amtsgericht. Sie ist burschikos, trägt lange Zöpfe und gilt im Viertel als akzeptabler Fußballer. Sie klettert auf Bäume, spielt Pingelmännchen und ist auch dabei, als die Wiese an der Dortmunder Bahn in Flammen aufgeht. Hans und ein paar andere haben sie angesteckt. Nichts Ungewöhnliches eigentlich, denn Flämmen gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen eines Jungen im Herbst, aber dann kommt Wind auf, und das Feuer gerät außer Kontrolle. Der Bahndamm brennt. Zu allem Überfluss nähert sich auch noch ein Ölzug. Alle nehmen Reißaus, denn sie sind sicher, dass der Zug explodiert. Mit klopfenden Herzen liegen sie an der Gräbchenböschung und warten auf den Knall. Vierundvierzig Tankwagen rattern unbeschadet Richtung Ruhrgebiet, während Hans sich vor Angst fast in die Hosen scheisst. Als die Feuerwehr kommt, hat er den Tatort verlassen. Am nächsten Tag gibt es Ärger zu Hause. Irgendjemand hat ihn gesehen. Irgendjemand hat ihn verpiffen. Dieser Irgendjemand kann nur einer gewesen sein – Gärtner Berger. Das soll er büßen, dieser Verräter! Hans sucht sich ein Versteck und schießt auf eine Zeitung, legt sie vor Bergers Tür, deckt eine andere darüber, zündet sie an, schellt und ist mit ein paar Sätzen auf dem katholischen Friedhof verschwunden. Berger öffnet, sieht die brennende Zeitung und tritt sie aus.

Hans verlässt sein Versteck, rennt über die Straße und schreit: "Berger, Berger".

Das hätte er nicht tun sollen.

Er wird noch einmal bestraft. Er ist voller Pickel, er hat tausend Fragen, aber seinen Eltern fällt nichts anderes ein, als ihn zu bestrafen.

Man flämmt keine Wiesen. Man scheisst nicht vor Türen.

Sein Vater predigt und predigt, doch Hans spürt, dass er ihn insgeheim bewundert, ja, vielleicht ist er sogar ein bisschen neidisch auf ihn.

Beeindruckt ist Hans jedenfalls nicht.

Strafen sind etwas ganz anderes.

Einmal hatte er Ulli Sommerfeld beim Indianerspiel an einen Baum gefesselt, mit gezücktem Messer einen Tanz aufgeführt und ihn stehengelassen. Am späten Nachmittag waren Ullis Eltern unruhig geworden. Sie suchten die Gegend ab und fanden Ulli weinend am Baum gefesselt.

An diesem Abend warf Herr Vorrink seinen Sohn auf den Küchenfußboden, kniete sich über ihn und bedrohte ihn mit dem gleichen Messer, mit dem er Ulli bedroht hatte.

Hans wurde starr vor Angst. Sein Vater hatte die Welt der Erwachsenen verlassen, und war in die Welt der Kinder zurückgekehrt. Ursache und Wirkung, Tat und Strafe, Sieg und Niederlage, Starke und Schwache.

Hans dachte: Jetzt ist alles vorbei.

Sein Vater war Häuptling geworden, Herr über Leben und Tod: endlich sprach er die Sprache, die Hans verstand. Ein Häuptling hatte alle Mittel der Mächtigen auf seiner Seite. Hans war bereit, das zu akzeptieren.

Dann griff seine Mutter ein.

"Hermann! Nimm dich zusammen!" schrie sie.

Hans wusste nichts von den Prinzipien der Diplomatie und des Ausgleichs. Die Wut seines Vaters war echt, alles andere interessierte ihn nicht. Es war ihm gelungen, die Wurzeln seines Vaters freizulegen.

Er weinte vor Angst und Bewunderung.

Sein Vater brüllte "Halt dich da raus!", aber dann räumte er doch das Feld. Hans war gerettet, aber er schwankte zwischen Verzweiflung und Glück.

Seine Mutter hatte sich zu seiner Komplizin gemacht.

Das, fand er, stand ihr nicht zu. Nicht in diesem Fall.

Dies war ein Streit unter Männern.

"Was hast du damit zu schaffen?" rief er empört.

Seine Mutter sah ihn verständnislos an und überschüttete ihn mit wohlgemeinten Ratschlägen. Aber was waren Worte gegen die urtümliche Gewalt echter Wut.

Nichts – keinen Pfifferling waren sie wert, sie gingen links rein und rechts wieder raus.

Nach einem verfrühten Wintereinbruch ist es bis Mitte Januar regnerisch mild, dann wird es kalt.

Innerhalb weniger Tage friert der Stadtparkteich zu.

Hans besorgt sich einen am Ende gekrümmten Stock, nimmt seine Schlittschuhe und geht zum Stadtparkteich. Er schnallt seine Schlittschuhe unter und mischt sich unter die Jungs, die auf dem Teich Eishockey spielen. Der Puck ist ein Stein. Die Regeln sind hart. Der Puck wird kreuz und quer über das Eis getrieben, jeder jagt mehr oder weniger jeden und alle jagen den Puck. Die Tore, durch Mützen an den gegenüberliegenden Ufern markiert, werden berannt.

Wenn sich die Dämmerung über den Stadtpark senkt, ist es am schönsten. Die Leuchten der Pergola werfen ihren Schein bis aufs Eis. Der Teich ist ein Zauberspiegel.

Hans hat aufgehört, dem Puck hinterher zu jagen.

Er zieht jetzt eigene Kreise, gefährlich knisternde Stellen, große weiße Luftblasen, im Eis festgefrorene Karpfen, das interessiert ihn. Er genießt. Er gehört schon zu den Größeren, die nicht gleich nach Einbruch der Dämmerung nach Hause müssen. Das ist ein gutes Gefühl. Er will nicht mehr klein sein. Er will groß werden, ganz groß, und so schnell es geht. Rückwärts fahrend streift er mit dem Kopf die übers Wasser hängenden Weiden, springt bei vollem Tempo in kleine Pirouetten, versucht Achten auf einem Bein und vergisst. Der Frost beisst sich in seinem Gesicht fest, kriecht durch Hemd und Hose, aber was macht das, wenn das Eis singt, und die frostige Luft sich in den dünnen Ästen festsetzt wie Kristallzucker.

Es gibt keinen größeren Zauberer. Er kann die Welt zwingen, einen Schritt langsamer zu gehen. Er fordert Klarheit für den Preis rotgefrorener Ohren.

Um so angenehmer wird es sein, nachher in der Küche beim Ofen zu sitzen, sich die Gelenke zu reiben und darauf zu warten, bis sich die Füße wieder ihm zugehörig anfühlen. Beim Übersetzen in einer Kurve bleibt Hans mit dem linken Schlittschuh in einer Eisspalte hängen, stürzt, schlägt mit dem Kopf aufs Eis und ist für einen Augenblick wie betäubt. Jetzt ist der Frost sein Feind. Jetzt heisst es, er oder ich. Eis ist hart und gemein. Er muss sich aufraffen, sich schütteln, den Schwindel bekämpfen, und so lang die Augen zu Schlitzen verengen, bis die Sterne am Himmel zu tanzen aufhören.

Am nächsten Tag fährt er mit dem Fahrrad nach Glanerbrug.
Dort wird im Winter ein Fußballplatz überflutet. Wenn es
friert, installiert die Gemeinde Licht und Lautsprecher,
jemand baut eine kleine Imbissbude auf, wo es heißen Kakao
und Kaffee und Pommes Frites gibt.
Auf dieser Eisbahn zieht Hans seine Bahnen.
Aus den Lautsprechern quäkt ein Beatles Lied.
Hans nimmt den Rhythmus auf und fährt im Takt.
Das Lied gefällt ihm sehr.
Die Beatles singen von einem Mädchen.
Sie wollen seine Hand halten.
Das will Hans auch.
Der Wasserspiegel des Stadtparkteichs hat sich über die
Frosttage gesenkt. Als es taut, bricht das Eis an den
Rändern. Der Teich ist eine einzige große Eisscholle. Das
Eis ist dick genug, die Jungen zu tragen. Es taut weiter.
Man spürt, dass der Winter seine Kraft an den nahen
Frühling verbraucht. Das Eis zerbricht in kleine Schollen,
die noch immer dick genug sind, einen Jungen zu tragen.
Manche sind gerade so groß wie ein Boot. Die Jungen spielen
Schollenspringen. Mit großen Sätzen quer über den Teich.
Man fühlt sich einsam bei diesen Sprüngen, sehr einsam.
Alle sehen zu. Jeder hofft auf seine Weise, der Sprung des
anderen möge mißlingen, dann gäbe es was zu lachen.
Als Hans ans Ufer will, passiert es: die Scholle kippt beim
Absprung nach unten weg, der Sprung gerät zu kurz und er
landet im eisigen Wasser. Vom Schock wie gelähmt klammert
er sich an Grasbüscheln fest. Aber gerade an dieser Stelle
ist das Ufer sehr steil. Das Wasser reicht ihm bis zum
Hals. Er versucht sich hochzuziehen, rutscht aber jedes Mal
ab. Er gerät in Panik. Die anderen Jungen sehen nicht oder
wollen nicht sehen, wer weiß.

Zum ersten Mal in seinem Leben spürt er Todesangst.
Versaufen wird er, aber so einfach ist er nicht zu haben.
Er kämpft, bis ein Mann kommt und ihn mit einem
Spazierstock an Land zieht. Der Mann lacht freundlich.
"Hast man noch Glück gehabt", sagt er. "Renn mal schnell
nach Hause." Hans nickt. Tränen laufen ihm die Wangen
hinab. Frierend macht er sich auf den Weg. Seine Mutter
macht Wasser heiß und gießt es in eine Zinkbadewanne. Hans
hockt sich rein so gut es geht.
Dabei passt er auf, dass seine Mutter ihn nicht von vorn
sieht. Und als es ans Abrubbeln geht, sagt er, dass er das
lieber selbst macht und sie sich umdrehen soll.

Der Schuss

Als Hans (wie so oft morgens) die scharfe Rechtskurve des Treppengeländers freihändig rutschend nimmt, verliert er das Gleichgewicht. Für Augenblicke gleicht er einem Rodeoreiter, der verzweifelt versucht, durch Schenkeldruck auf dem wie von Furien gejagten Pferd zu bleiben. Seine Mutter, vom Keller auf dem Weg in die Küche, erstarrt.

"Hans!"

"War doch nichts, Mutti", sagt er und reißt, um ihr Angst einzujagen, die Arme hoch, schwankt mit dem Oberkörper wie eine Pappel im Wind und saust nach unten.

Der Frühstückstisch ist heute für ihn gedeckt, denn er hat Geburtstag. Mit Ausnahme einer Ananas sieht er eigentlich aus, wie immer: Teller mit blauem Rand, die dazugehörigen Tassen, die rostfreien Messer, das Brotbrett, der Aufschnitteller mit jungem Gouda, Leberwurst, Kinderwurst und ein Glas holländische Marmelade.

Die Ananas hat Tradition. Sie ist die Frucht der Tropen. Bei dem Gedanken daran läuft Hans das Wasser im Munde zusammen. Sie wird süß sein und sauer und schürt seine Sehnsucht nach Ländern, in denen alles anders sein muss.

"Herzlichen Glückwunsch!" sagt seine Mutter und gibt ihm einen kühlen Kuß auf die Wange. Hans wischt ihn mit dem Handrücken ab, reckt sich und schaut sich verstohlen um. Neben dem Spülstein, halb von Küchenhandtüchern verdeckt, steht ein Luftgewehr. Der Lauf ist mattschwarz, der Kolben aus schwarzbraunem, glänzenden Holz.

Sein Vater kommt herein. "Na Herr Sohn, gut geschlafen? Hab gehört, du hast heute Geburtstag?"

"Möglich."

"Denn man herzlichen Glückwunsch. Für 'n Geschenk hat's leider nicht gereicht. Du weißt ja, wie's aussieht. "

"Hm", macht Hans und spielt mit.

Der Tick, Geschenke nicht zu verpacken, sondern sie wie etwas, das schon immer im Haus war, in eine Ecke zu stellen, gehört zu seinem Geschenkritual. Er sieht bedeutungsvoll aus dem Fenster, nimmt die Zeitung und verschanzt sich dahinter. Hans steht auf, tut so, als wolle er ein Glas von der Spüle holen und macht ein überraschtes Gesicht. Das fällt ihm nicht schwer, denn er hat mit allem gerechnet, mit einem Luftgewehr nicht. Er nimmt es, wiegt es in der Hand und legt an.

"Na?" sagt sein Vater, der die Zeitung beiseite gelegt hat.

"Toll!" sagt Hans.

Sein Vater steht auf, nimmt das Gewehr, knickt den Lauf nach unten, schiebt eine Kugel hinein, die wie ein kleines Jojo aussieht, und drückt den Lauf zurück in die Arretierung.

"Seid bloß vorsichtig." Frau Vorrink macht ein entsetztes Gesicht.

"Schieß mal!" sagt sein Vater.

"Aber doch nicht in der Küche", sagt seine Mutter.

"Natürlich nicht. Komm, wir gehen in den Garten."

Es ist kurz vor sieben und noch dämmrig. In einem der Apfelbäume hängt ein Meisenring. Hans legt an, zielt, bringt aber Kimme und Korn nicht übereinander.

"Du musst ruhiger atmen", sagt sein Vater.

Hans atmet durch, hält die Luft an und drückt ab.

"Knapp vorbei ist auch daneben", sagt sein Vater. "Komm, lass mich mal." Er nimmt das Gewehr, lädt, legt an und schießt. -

"Gleichfalls." sagt Hans.

"Na ja." sagt sein Vater. "Jetzt muss ich zur Arbeit. Sei vorsichtig mit dem Ding. Schieß bloß nicht auf Leute."
Hans will sich noch bedanken, aber da ist sein Vater schon fort. Er läßt nach, legt an, und deckt die Nachbarschaft mit einem imaginierten Kugelhagel ein. Dann geht er ins Haus. Seine Mutter sitzt am Frühstückstisch. Sie trägt einen dicken, nachtblauen Bademantel aus einem Material, das wie das Fell einer zerrupften Katze aussieht. Sie gehört nicht zu den Frauen, die ihren Kindern an solchen Tagen erzählen, wie es war, als sie geboren wurden. Sie hat das vergessen, zumindest sagt sie das.

"Wie lang hast du heute Schule?" fragt sie.

"Bis eins", antwortet Hans.

Der Gedanke, sechs Stunden festzusitzen, ist unangenehm. Jeder Morgen ist wie eine Parade. Hans tritt vor die Wissenden und läßt sich belehren. Im Panoptikum dieser Besserwisser gibt es natürlich Ausnahmen, aber es gibt eine ganze Reihe, die sind ängstlich bemüht, sich keine Blöße zu geben. Manche sind sogar gefährlich. Ihre Furcht vor Bloßstellung ist so groß, dass ihnen jedes Mittel der Demütigung recht ist.

Wenn es geht, verträumt Hans ganze Vormittage. Er starrt aus dem Fenster, blinzelt in die Sonne und hört, wie die Vögel singen. Der Rest verrauscht. Niemand will wissen, wer er ist und wofür er sich interessiert.

Er ist jetzt vierzehn, und ist Himmel und Hölle so nah, wie in kaum einem anderen Lebensalter. Am Morgen kann er himmelhoch jauchzend die Wohnung verlassen, und schon eine Stunde darauf an allem verzweifeln. Er glaubt, dass er alles kann, er ist fest davon überzeugt, dass ihm die Welt eines Tages zu Füßen liegt, nur warum sie das tun sollte, weiß er nicht.

Er pfeift, als er zur Tür hereinkommt. Er hängt seine Jacke auf, pfeffert seine Schultasche auf den Treppenabsatz, und geht in die Küche. An Geburtstagen kann er sich wünschen, was er essen möchte. Er zieht einen Stuhl an den Tisch, setzt sich und lässt sich bedienen. Es gibt (der ein oder andere hat es sicher erraten) weiße Bohnen in saurer Sauce mit Speck, Kartoffeln und Bratwurst.

Seine Mutter sieht ihm beim Essen zu und ist für Momente sehr glücklich. Sie liebt seine Fröhlichkeit. Sie hat so etwas Unverdorbenes. Das schätzt sie an ihm.

Mein Junge, denkt sie. Was wohl aus ihm wird.

Im Frühjahr will man ihn konfirmieren.

Er ist aufgeregt.

Gott ist so groß und beängstigend, dass er sich oft vor ihm fürchtet. Wenn er betet (und das tut er oft in diesen Monaten) hat er das Gefühl, Gott ganz nah zu sein. Aber diese Nähe hat einen Haken. Gott kommt ihm sehr bekannt vor. So bekannt, dass ihm die Erkenntnis, die sich ihm aufdrängt, so einleuchtend und ungeheuer erscheint, dass er sie niemandem anvertraut: Wenn ich nach Gottes Ebenbild gemacht bin, und wenn Gott nur ein Bild ist (sagt Karin), das die Menschen sich erdacht haben, um die Welt zu begreifen und jeden Tag neu zu erschaffen, dann bin ich Gott.

"Du denkst zuviel!" sagt seine Mutter, wenn er schüchtern fragt, wie es steht mit Gott und der Welt.

"Beschäftige dich!" sagt sein Vater.

Verdammt! Wusste denn keiner der beiden, dass ihn nichts so sehr interessierte, als herauszukriegen, wer er war, wieso er hier war und wozu?

Wer bin ich? – Wieso bin ich hier? – Wozu?

"Du sollst nicht ...", das Credo der christlichen Bemühungen, Hans zu einem vollwertigen Mitglied der Gemeinde zu machen, findet er Krampf.

"Du sollst..." wäre ihm lieber gewesen.

Du sollst ein verdammter Idiot werden! Du sollst dich in einer Fabrik kaputt machen! Du sollst Starfighter fliegen und Schallmauern durchbrechen! Du sollst reich und berühmt werden. Du sollst scheitern!

Am Nachmittag gibt es Kaffee und Kuchen.

Am späten Nachmittag geht er auf sein Zimmer, setzt noch einmal den alten Stetson auf und zielt mit dem Luftgewehr in den Garten. Er ahnt, dass bald alles anders wird. Vera hat ihm einen Korb gegeben. Warum, hat sie nicht gesagt. Vielleicht ist es wegen der Pickel, denkt er. Aber bald merkt er, dass sich die Mädchen seiner Klasse nur für ältere Jungen interessieren. Dafür haßt er sie. Mädchen und Pickel.

Zur Konfirmation ist Hans herausgeputzt wie ein Mann. Alle finden, dass er gut aussieht. Endlich haben sie ihren kleinen Erwachsenen, wenn auch nur für einen Tag. Der Anzug ist braun, die Schuhe sind braun, der Schlips ist weinrot. Das weiße Hemd ist ein Nyltesthemd. Alles an ihm verdammt ihn zur Unauffälligkeit. So ausstaffiert geht er vom Gemeindehaus mit den anderen im Gänsemarsch zum Haupteingang der Kirche.

Was für ein Trauermarsch! Wer will schon in eine Gemeinschaft aufgenommen werden, die einen dazu verdammt, ernst und gefaßt zu sein! Ernst und gefaßt durch den Mittelgang bis zum Altar. Die renovierungsbedürftige Orgel heult und pfeift. Die Konfirmanden setzen sich. Hans hat Schweiß auf der Stirn. Sein Hemdkragen ist viel zu eng. Der Anzug ist ungewohnt.

So hat er sich das Erwachsensein nicht vorgestellt.
Vera sieht gut aus in ihrem schwarzen Kleid. Aber sie sieht ihn nicht. Die Kirche platzt aus allen Nähten. Überall sitzen Väter, Mütter, Onkel und Tanten. Bald wird ein heimliches Schluchzen und Schnäuzen einsetzen, während sich die Konfirmanden vorm Altar kniend fragen, wie lange das noch weitergeht. Ist nicht endlich bald Schluss? – Kann man nicht endlich nach Hause gehen und das geschenkte Geld zählen?

Kalli, der Idiot vom Schlachthof, steht während des Abendmahls verloren in der Reihe der Wartenden und kratzt sich ausgiebig den Hintern. Der Pastor legt Hans eine Hand auf den Kopf und sagt einen Spruch, den Hans nicht versteht. Er lutscht eine Oblate, nimmt einen Schluck Wein, man spricht ein Gebet und dann ist das vorbei.

Beim Abschied schütteln ihm die Kirchenältesten die Hand. Noch ein Gebet? Himmel Herrgott!

Und dann (aber das wissen Sie längst) kippt Hans um.

Als er erwacht, fragt er sich, ob er gerettet ist.

Seine Eltern sind besorgt. Hans aber gewinnt schnell wieder Farbe. Er will nach Hause. Er will jetzt sein Geld zählen und am nächsten Tag (falls das Geld reicht) endlich ein Grundig-Tonbandgerät kaufen.

Vorm Portal wird er noch einmal fotografiert.

Sein Blick schweift in die Ferne, wie immer.

Im Wohnzimmer ist schon gedeckt. Es wird gegessen, getrunken, später gibt es Kaffee und Kuchen und früher oder später gehen die Sticheleien wieder los, der alte Familienhickhack, der schon Onkel Hans Hochzeit hatte aufliegen lassen. Eine Weile funkt und giftet es zwischen Tante Tita und Tante Mine, doch die Männer halten sich raus.

Niemand ist richtig betrunken, vielleicht liegt es daran. Am späten Nachmittag holt Hans sein Luftgewehr aus dem Schrank, lehnt sich aus seinem Zimmerfenster und schießt Tulpen vom Stängel. Auf dem Birnbaum in Jordans Garten sitzt eine Meise. Er hat noch nie auf lebende Ziele geschossen, aber dieser Vogel bietet sich geradezu an. Hans zielt und schießt. Die Meise fällt auf den Rasen. Wie hingestreckt liegt sie da.

Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Frau Jordan sie entdeckt. Frau Jordan ist eine vornehme Frau: groß, korpulent, sorgfältig gekleidet. Sie ist sehr tierlieb. Oh, das gibt Ärger!

Hans (noch in Konfirmations-Uniform) schleicht nach unten, klettert unbemerkt über den Zaun und holt den Vogel, um ihn in eine Mülltonne zu werfen. Aber der Vogel zittert. Ihm tropft Blut aus einer Wunde unter dem Flügel. Was jetzt? Noch einen Schuss traut er sich nicht zu. Retten kann er den Vogel auch nicht. Nach langem Hin und Her entschließt er sich, ihn mit dem Spaten zu töten. Einfach ist das nicht und er fühlt sich verflucht elend danach.

Er hat Nelly um ihren Sonntagsknochen gebracht, Bullen mit Steinen beworfen, Schwäne geärgert und Enten gejagt, er hat Würmer zerhackt und Fliegen zerrupft. Er wollte sehen, was eine Fliege tut, die nicht mehr fliegen kann und wohin die Einzelteile eines Wurms kriechen. In der Dinkel hat er Stichlinge gefangen, im Glas mit nach Hause genommen und feststellen müssen, dass sie nach einem Tag an Sauerstoffmangel starben. Zum Wohle der Forschung natürlich, aber das mit der Meise ist etwas anderes, das spürt er.

Er schläft schlecht diese Nacht und macht in den folgenden Tagen einen Bogen um Jordans Garten.

Das Erbe

Heinz Stroink halten alle für ein wenig verrückt. Man sagt, er redete mit sich selbst, und einige behaupten, manchmal verließe er sein Geschäft tagelang nicht. Sein Blick ist oft an allem vorbei in eine undefinierbare Ferne gerichtet. In seinem Reich aus Transistoren und Bildröhren bewegt er sich mit traumwandlerischer Sicherheit.

Herr Vorrink kennt ihn aus alten Fußballerzeiten, und deshalb soll Hans sein Tonbandgerät bei ihm kaufen. Er blättert sein Konfirmationsgeld hin, sein Vater handelt Prozente aus, Heinz Stroink sagt: "Mach mich nicht arm, Hermann", und Herr Vorrink antwortet: "So schlimm wird's nicht werden." Dann gehen Hans und er nach Hause.

"Das schöne Geld." sagt Frau Vorrink, als sie das Tonbandgerät sieht.

Hans setzt seinen Vater in Position, macht das Gerät aufnahmebereit und hält ihm das Mikrofon hin.

"Sag mal was."

"Eins." sagt sein Vater. "Eins, zwei, drei. Heute ist Montag."

Hans spult zurück und spielt ihm die Aufnahme vor.

Er lacht wie ein Kind und ruft seine Frau. "Komm mal rüber und sag auch mal was."

"Was soll ich denn sagen?" sagt sie.

Hans hat das Tonbandgerät mitlaufen lassen.

"Komm mal rüber und sag auch mal was. Was soll ich denn sagen?"

"Was es alles gibt!" sagt sein Vater.

"Das soll ich sein?" fragt seine Mutter.

Das Tonbandgerät steht von nun an auf dem Nordmende Radio neben der Wohnzimmertür. Es ist das modernste Gerät im

Haus. Seine Existenz verschlägt jedem die Sprache. Niemand findet eine Erklärung für die ungewöhnlichen Fähigkeiten, die in diesem Kasten, stecken.

Abends sitzt Hans vor diesem Ding und nimmt mit dem Mikrofon Musik von Radio Luxemburg auf. Er versteht kaum, was der Discjockey sagt, aber die Musik gefällt ihm.

"Psst", sagt er. "Seid doch mal ruhig."

"Verdammt!" sagt sein Vater. "Wo sind wir denn hier."

Hans starrt auf das grüne magische Auge, das sich mit jedem Ton nervös bewegt und rutscht noch näher an den Lautsprecher. Verrauscht und manchmal überlagert von anderen Sendern hört er eine Musik, die genau das ist, worauf er gewartet hat.

She loves you! schreit jemand. Yeah! Yeah! Yeah!

Refrains, die wie Kreisel in seinem Kopf tanzen, und ihn auf merkwürdige Art lösen von allem, was ihn bedrängt. Es ist, als wäre diese Musik nur für ihn. Eine Musik, die Väter außen vor lässt. Eine Musik, die wie ein eigenes Zimmer wirkt, eins, dass man abschließen kann.

"Himmel Herrgott! Was ist das?" fragt sein Vater.

"Die Beatles!" sagt Hans.

"Stell das ab!"

"Nein."

"Stell das ab."

"Nein."

Sein Vater schiebt Hans zur Seite und stellt das Radio ab. Zwei Tage später pinnt Hans ein Poster an seine Zimmerwand. Es zeigt vier junge Männer. Sie tragen kragenlose Jacken und ihre Haare reichen bis über den Kragen.

"Was sind das für Affen?" fragt sein Vater. "Häng das ab!"

"Nein!" sagt Hans. "Das ist mein Zimmer."

"Aber mein Haus!" schreit er.

"Hermann!" sagt seine Frau. "Du machst den Jungen verrückt. Was ist denn dabei?"

"Das will ich Ihnen gern sagen, gnädige Frau!" sagt er spöttisch. "Nicht ich mache den Jungen verrückt, diese Affen werden es tun. Du wirst schon sehn! Sie werden ihm den letzten Funken Vernunft austreiben."

Hans nimmt das Tonbandgerät mit auf sein Zimmer, kriecht ins Bett und hört all die neuen Lieder, die er aufgenommen hat. Sie erinnern ihn an den Winter und Vera. Treibende Gitarren, Bässe, stampfende Schlagzeuge und eingängige Melodien. Während der Westdeutsche Rundfunk Chris Howland, Bill Ramsey und Catarina Valente (*Catharina Valente hat nen Arsch wie ne Ente, hat nen Titt wie ne Kuh, und raus bist du*) sendet, schaltet Hans um.

Er hat Radio Hilversum entdeckt.

Wieder sind es die Holländer, die ihm ein Fenster in die dicken Wände seiner Provinz reißen. Von früh bis spät kann er hören, wie in England auf Gitarren Musik gemacht wird. Und das Schönste ist, dass es die Erwachsenen ärgert. Es bringt sie zur Weißglut. Überall werden Zeigefinger emporgereckt, und der ein oder andere wittert schon den Untergang der Jugend.

Hans ist im siebten Himmel. Er hat Pickel, er hat Vera verschmerzt, er würde seine Familie lieber heute als morgen verlassen, aber er hat ja Ersatz. Seine neue Familie kommt aus England. Er kann verstehen, wovon sie sprechen, er begreift, dass er mit ihnen den Absprung schafft, wohin weiß er noch nicht, aber dass er springen muss, weiß er. Er hat sich in Enschede eine englische Jugendzeitschrift gekauft. Sie heisst *rave*. *rave* sucht Briefpartner für junge Leute aus aller Welt. Hans schreibt einen Brief. Vierzehn Tage später kommt Antwort aus England. Auf der Briefmarke

ist die Queen. Hans dreht und wendet den Brief wie einen Schatz. rave hat ihm die Adressen eines vierzehnjährigen Mädchens aus Singapur und einer dreizehnjährigen Schwedin geschickt. Er ist begeistert.

Singapur! Auf dem Atlas ist das ein Fleck nicht weit von Australien. Das Mädchen heisst Alice, enttäuschend unasiatisch. Da klingt ihre Anschrift schon besser: 21 Jalan Selanting. Jurong Park. Die Schwedin heisst Ingered. Sie wohnt in Visby. Das ist ein Ort auf Gotland.

Aber was schreibt man Mädchen aus so entgegengesetzten Winkeln der Welt – wie das Wetter ist? – Nein.

Er könnte sagen, dass er die Beatles liebt.

Er könnte sagen, dass er sich noch nicht entschieden hat, wen der vier er am Besten findet. Er könnte sagen, dass man da, wo er wohnt, jetzt Jeans mit Glockenfalten trägt. Und dass er auch schon eine hat. Und dass er, obwohl er die Stones gut findet, sie doch nicht so liebt, wie die Beatles. Und dass er überhaupt englische Bands gut findet. Und genau darüber schreibt er.

Ingered antwortet schnell. Sie liebt die Stones mehr als die Beatles. Die Beatles sind ihr zu nett. Wenngleich sie zugeben muss, dass Ringo ein guter Schlagzeuger ist. Und ob er eine eigene Hitparade führt?

Alice fragt, ob er ihr ein Foto schicken kann. Er schickt ihr eins. Sie sagt, dass sie die Beatles auch liebt. Und sie fragt, ob er ihr Briefmarken schicken kann.

So beginnt seine Leidenschaft, Briefe zu schreiben.

Er streckt sich in alle Himmelsrichtungen aus. Das Haus in der Bismarckstraße liegt plötzlich im Mittelpunkt der Welt. Seine Klassenkameraden beneiden ihn, wenn er Fotos von seinen Brieffreundinnen mitbringt.

Ingered hat sich auf einem Pony fotografieren lassen. Sie hat blondes, in der Mitte gescheiteltes Haar bis auf die Schulter. Alice steht unter einer Palme. Minato Kitagawa winkt auf einer großen stählernen Brücke.

Wilma. Brigitta. Jackie. Linda!

Fast jede Woche kommt eine neue hinzu.

Hans kauft einen Leitz-Ordner und heftet jeden Brief sorgfältig ab. Wohin er auch schreibt, alle haben die gleichen Interessen. Das wundert ihn. Und es freut ihn, dass niemand ihn blöd findet, weil er aus Deutschland kommt, denn er weiß jetzt, was mit diesem Land los war. Endlich hat er eine Erklärung für die Feindseligkeiten, die er hin und wieder erlebt, wenn er über die Grenze geht. Ein Moff zu sein ist nicht weiter schlimm, aber ein Moff mit so einer Vergangenheit schon.

Eine unglaubliche Vergangenheit.

Eine Erbe, vor der man wegrennen möchte. Etwas, das nie wieder gutzumachen ist. Nie. Niemals.

Er beginnt zu hassen. Er hasst die alles erstickende Ruhe des Landes, er hasst seine Vergangenheit, das Land selbst liebt er. Und er fühlt sich betrogen. Sein Vater hatte ihn betrogen, sein Land hatte ihn betrogen, man hatte ihn um die Möglichkeit gebracht, stolz auf etwas zu sein.

Sein Vater gibt immer noch keine Auskunft.

Er weicht aus, höchstens, dass er einmal sagt, "was hätten wir denn tun können?"

Der dritte Mann

Heimbach macht einen verschlafenen Eindruck. Auf Weiden grasen kaffeebraune Kühe, die Erde ist trocken, braun und von scharfkantigen Steinen durchsetzt. Grillen zirpen. Es ist ruhig und warm. Hans setzt sich, lehnt sich gegen seinen Rucksack, streckt die Beine und trinkt einen Schluck Sprudel. Überm Tal kreist ein Raubvogel. Hubert, Hans-Dieter und Wölfi brechen Steine aus einem kleinen Bruch. Ohne Warnung bricht ein unmenschliches Heulen über diese Sommeridylle. Es kommt über die Wipfel, füllt das Tal und bannt die Welt unter sich so gemein, dass jeder Gedanke verstummt. Hans reisst die Arme hoch, duckt sich und blinzelt nach oben. Starfighter – Flügelspitze an Flügelspitze – werfen sich in eine Kurve. Hans stellt sich vor, wie sie den Himmel aufspießen, und den Schall hinter sich lassen, eine Schleppe, die überm Land hängt wie ein Leichentuch. Wie sie noch mehr Gas geben und steil in den Wolken verschwinden. Hoch und immer höher hinauf. Wenn er bloß wüßte, wie man Schall hinter sich lassen kann! Die Jungen schultern ihre Rucksäcke und wandern weiter. Bald haben sie eine Lichtung oberhalb der Rur-Talsperre erreicht. Sie ist von Buchen umgeben. Zum Westen fällt ein Hang ab zum See. Gerd ist mit einem Bulli vorausgefahren und hat die Zelte aufgebaut. Die Jungen begrüßen ihn. Er trägt kein Pfadfinderhemd, aber er ist Pfadfinder, einer in Jeans und weiten Pullovern. Hans mag ihn sehr. Es dämmt, als die Jungen sich in ihren Zelten einrichten. Zur Nacht sitzen sie auf der Lichtung und bestaunen die Glühwürmchen, kleine Irrlichter, die zwischen den Bäumen tanzen. Kurz vom Einschlafen denkt Hans an zu Hause.

Irgendwann wacht er schluchzend auf. Er muss geträumt haben, aber was, weiß er nicht. Es ist stockdunkel und so ruhig, dass sein Atem wie eine Störung des Friedens klingt. Er starrt auf das Leuchtzifferblatt seiner Konfirmationsuhr. Halb drei. Er späht nach draußen. Die Buchen sind dunkle, vielarmige Wächter. Von fern hört er den Schrei eines Vogels. Das Gras ist feucht. Im Nebenzelt spricht jemand im Schlaf. Hans mummelt sich in den Schlafsack und rückt dicht an Hans-Dieter. Plötzlich ist der Traum zurück: ein Mann hatte ihn bedroht. Er war groß und zum Fürchten warm. Der Mann wusste alles. Er hatte ein dickes Buch, in dem stand die Zukunft.

"Sag sie mir!" bat Hans.

"Die Zukunft?" Der Mann lachte.

Was er dann sagte, war nicht zu verstehen.

Während Hans versucht, sich zu erinnern, fährt ein Wind über die Lichtung. Die Zeltplane schlägt und die Bäume ächzen. Hans gähnt und fällt zurück in einen unruhigen Schlaf.

Als er erwacht, ist der Himmel strahlend blau.

Nach Mittag marschieren die Pfandfinder los.

In der Nähe zeltet eine französische Jugendgruppe. Außer Gerd spricht niemand Französisch, aber die Jungen verstehen sich schnell. Sie organisieren ein Fußballspiel. Nach der Halbzeit steht es sieben zu fünf. Kurz vor Spielende vierzehn zu zwölf. Als Hans den Anschlußtreffer schießen will, stolpert er über den Fuß eines großen, schwarzhaarigen Jungen und verrenkt sich den Fuß. Elfmeter! Hubert trifft sicher. Dann ist das Spiel vorbei.

Jemand fotografiert. Hans postiert Arm in Arm mit einem dicken, x-beinigen Franzosen. Er heisst Jean Michel, ist blond, hat eine Igel-Frisur und trägt eine randlose Brille

mit stark geschliffenen Gläsern. Hans trägt eine kurze Lederhose, ein blaues Pfadfinderhemd mit Halstuch, er hat die Hände vorm Bauch gefaltet und ein Bein etwas vorgestellt. Er wirkt merkwürdig distanziert. Jean Michel blickt in die Kamera, als wolle er sagen, na, wie findet ihr meinen deutschen Freund.

2 amis a la vie et a la mort wird Jean Michel auf die Rückseite der Fotografie schreiben. Hans kann nur stammeln und gestikulieren, aber das reicht, um den Gefühlen Beine zu machen. Ein Deutscher und ein Franzose. Zwei Freunde auf Leben und Tod. Beide glauben, dass ihre Blutsbrüderschaft für ein Leben hält.

Am Abend werden sie in der Glut eines Lagerfeuers Kartoffeln backen, Lieder singen und sich wundern, wie sehr diese Lieder sich gleichen. Der große Schwarzahhaarige erzählt Hans von Lille. Es ist eine Stadt mit Textilindustrie, genau wie seine. Glühwürchen tanzen zwischen den Büschen. Ein leiser Wind weht von der Staumauer her. Über ihm spannt sich ein tiefschwarzer, sternenübersäter Himmel. So klar hat er die Sterne noch nie gesehen. Wenn er lange genug hochschaut, wird ihm schwindlig. Er verliert jedes Gefühl für oben und unten. Jean Michel und er sitzen beieinander, träumen den Traum der ewigen Freundschaft und sind einsam.

Spät in der Nacht geht Hans mit den anderen zurück zum Lager. Der Mond hängt am Himmel wie ein großes Stück Gold. Hans kriecht ins Zelt, kuschelt sich in seinen Schlafsack, hört eine Weile auf die Geräusche der Nacht und ist froh, dass er jetzt nicht allein ist.

Eines Morgens beschließen die Jungen, über den See zu schwimmen. Werner schwimmt mit einer Luftmatratze voran. Nach einer halben Stunden erreichen sie die Insel. Sie ist

so groß wie ein Fußballplatz. Zwischen den Bäumen steht eine zerfallene Hütte. Drin ist ein alter Tisch und ein Stuhl. In einer Ecke liegt eine verrostete Säge und eine Schuppe mit abgebrochenem Stiel.

Die Jungen erklären die Insel samt Hütte zu ihrem Besitz und schwimmen zurück.

Kurz vorm Ufer greift Hans etwas unter den Bauch.

Es sind die Spitzen stehen gebliebener Bäume, die ihn streifen, aber das weiß er ja nicht. In seiner Fantasie greift jemand nach ihm und will ihn in die Tiefe zerren. Er schlägt um sich, schluckt Wasser und schreit. Werner ist mit seiner Luftmatratze heran und zieht ihn hinauf.

Am Ufer fängt er an zu heulen. Die anderen lachen.

Er versucht es auch, aber der Schreck sitzt zu tief.

Dieses Lachen macht einsam. Es wird ihn noch dazu bringen, Dinge zu tun, die sie sich nicht trauen. Eine Weile wird er glauben, dass Einsamkeit großartig sei.

Nachdem das Lachen verstummt, wird es Leute geben, die ihn um diese Einsamkeit beneiden, aber dann ist er schon wieder weiter.

Dann sehnt er sich in den Kreis der Lacher zurück.

Doch wer der dritte Mann ist, hat Pech.

Er bleibt außen vor, so sehr er sich auch bemüht, zu ihnen zu gehören. Aber einen Vorteil hat man vor allen andern: mit der Zeit verliert man die Angst, weil man weiß, dass es niemanden gibt, der einen schützen kann. Wer lang genug mit dem Lachen der andern gelebt hat, hat keine Lust mehr, in Herden zu flüchten. Wer lang genug so gelebt hat, weiß, dass es nichts als grenzenlose Einsamkeit gibt.

Aber zum Glück gibt es ja Hoffnung!

Hoffnung, die, grch. **elpis**, lat. **spes**, die innere, emotional gestützte Zuversicht auf das zukünftige Eintreten erwünschter Zustände. Hoffnung, die!

Manchmal scheint sie wie weggeblasen, dabei ist Hans noch so jung und hat (seine Mutter sagt das zu jeder Gelegenheit) das ganze Leben noch vor sich.

Wenn nur der dritte Mann nicht immer in seiner Nähe wäre!

Der, der sich überall einmischt.

Der, der sich vor den Zug werfen wollte.

Der in Träumen auftaucht. Dieses feige Schwein.

Hans ist in einem schwierigen Alter.

Ganz gleich, wie viele Kapitäne (die Beatles zum Beispiel) ihre Kommandos von der Brücke brüllen. Er hat gerade sein Beiboot gesetzt und treibt ohne Ruder vom Mutterschiff (Vaterschiff) fort.

Seine merkwürdig wirkende Distanz und die plumpe, besitzergreifende Zutraulichkeit Jean Michels sind nur Zeichen der bevorstehenden Reise in unbekannte Gewässer.

Als die Pfadfinder nachmittags einmal nach Heimbach wandern, fällt Hans zum ersten Mal in seinem Leben in eine ganz und gar andere Welt. Sie haben die Burg besichtigt und machen Picknick an einem blankgewienerten Holztisch im Innenhof. Sie sind jetzt fast zwei Wochen von zu Hause fort und haben die ganze Zeit so getan, als hätten sie nichts vermisst. Werner muss kurz zur Post. Hans bestellt sich ein Bier, trinkt es aus und bestellt noch eins. Als Werner zurückkommt, hat er einen Liter dieses germanischen Kraftbräus intus und torkelt. Die andern Jungs finden ihn toll. Werner ist entsetzt. Aber wer zum Henker ist Werner, dass er ihm das Trinken verbieten könnte!

Genau an dieser Stelle reißt der Film.

Als Hans wieder zu sich kommt, ist eine halbe Stunde vergangen. Der Dolch, den er in einer Scheide am Gürtel trägt, ist nicht mehr da.

Werner hat ihn ihm weggenommen.

Hans Schädel brummt. "Was war denn los?" fragt er.

"Du hast mit dem Dolch rumgefuchelt", sagt Werner. "Du wolltest mich killen." Dann lacht er.

Der Weg zurück zum Lager ist lang.

Lang genug um die Knackwurst vorverdaut auszukotzen, lang genug, um sich vorübergehend zu schämen, lang genug, Vorsätze zu fassen, und auch lang genug, um die stille Bewunderung der anderen zu genießen.

Baden Powell hätte sich das nicht träumen lassen.

Noch ein paar Tage, dann fährt Hans heim.

Jean Michel wird als dicker Junge aus Lille in seinem Gedächtnis haften. Warum gerade er und Hans sich Freundschaft auf Leben und Tod geschworen haben, können wir nicht rekonstruieren.

Dass es aber einen dritten Mann gibt - daran besteht kein Zweifel.

Das Komplott

Hans brummt das Intro von I feel fine, eine merkwürdig schnarrende Gitarre, gangdadadadingdangdada ... I feel fine, die Beatles. Sein Haar ist länger geworden.

"Du siehst aus, wie ein Affe!" schreit sein Vater, kreist um den Küchentisch und vernichtet Hans mit Blicken. Seine Frau steht kopfschüttelnd in der Ecke. "Und du!" schreit er. "Hältst dich vornehm zurück, wie? - Blöde Ziege!" Er reißt die Küchentür auf, dreht sich noch einmal um, greift er sich ans Herz, macht ein schmerzverzerrtes Gesicht (niemand versteht mich), schüttelt traurig den Kopf und knallt die Tür zu.

"Lass dir doch wenigsten die Spitzen abschneiden", sagt sie. "Dieses Gefussel ist wirklich nicht schön. Was sollen denn die Mädchen im Tanzkursus sagen?"

"Die blöden Ziegen!" sagt Hans.

Nach vier Jahren Realschule ist er zum ersten Mal in näheren Kontakt zu den Mädchen seines Jahrgangs getreten. Bisher galt strenge Geschlechtertrennung, nur bei den wenigen, geschlechterübergreifenden Veranstaltungen aufgehoben. Im Schulchor zum Beispiel. Oder im Orffschen Orchester, wo Margrit, ein Mädchen von beängstigenden Ausmaßen und hoffnungsloser Hässlichkeit die Triangel schlägt, verbissen die Takte auszählend, während der Musiklehrer, dieser feingliedrige, dunkelhaarige Mann, der in jeder Eisdiele für einen Südländer durchgeht, den Taktstock durch die Luft zischen lässt, noch immer von der Hoffnung durchdrungen, aus diesem Pingelverein einmal einen akzeptablen Klangkörper zu schmieden.

Eins, zwei, drei, vier. Die dicke Margrit pingelt sich durch die letzte Strophe. Hans, in der ersten Reihe der

Sänger ganz links, hat wieder einmal Mühe, nicht in die Stimme seines Nachbarn abzurutschen, aber er schafft es. Am ersten Abend des Tanzkurses sitzen ihm all die Mädchen, die er aus den Intermezzi der Chorproben kennt, gegenüber. Ihm ist der Kragen zu eng. Er hat sich rausgeputzt, frisch gewaschen und vor Eintritt in die Concordia noch schnell Pfefferminzbonbons in seine Backentaschen geschoben. Natürlich dauert es noch, eh die Tänzerinnen und Tänzer in der Lage sind, Walzer zu tanzen, und linksrum werden es nur wenige schaffen. Aber Hans hat Glück. Er ist talentiert. Ohne es zu ahnen tritt er ein weiteres Erbteil seines Vaters an.

Erst viel später wird ihm aufgehen, dass Tanz die einzige Art ist, Frauen in Sicherheit zu wiegen. Nur beim Tanz hat man sie fest im Griff. Nur beim Tanz kann man sie drehen, an einer Hand fortschleudern und so tun, als habe man sie endgültig satt, um sie dann doch nicht fahren zu lassen. Nur beim Tanz gibt es tausend und eine Möglichkeit, ihnen den Kopf zu verdrehen, genau, wie es sein Vater damals getan hat.

Aber erst einmal hält die Tanzlehrerin eine Rede. Hans starrt versunken auf die gegenüber sitzenden Damen, aufgereiht wie Perlen an einer Schnur. Vier gefallen ihm. Vera, Inge, Liesel und Hanne. Eine von ihnen muss es sein. In Gedanken sieht er sich schon beim Abschlußball Kreise drehen, von allen beneidet.

Die Tanzlehrerin stelzt mitten durch seine Träume. Sie führt vor, wie man grüßt: Links, rechts, links, Kopf wenden: Guten Tag. – Oder, wenn der zu Grüßende von rechts kommt: Rechts, links, rechts: Guten Tag.

"Und nun, meine Damen und Herren, üben wir das."
Großes Gelächter.

Werner nestelt an seinem Entenschwanz. Ede starrt auf seine blankgewienerten Schuhe und gluckst. Links, rechts, rechts, links: Guten Tag. Oh, Entschuldigung. Das große Duo der Jungenklasse, Pat und Patachon, ausgezeichnete Helden der Unsportlichkeit, wird in diesem Kurs eine Katastrophe nach der anderen erleben. Die Damen, die ihnen in die Arme geraten, können einem leid tun. Wechselschritt. Auf den Damenfuß. Linksrund und rechtsrund.

Autsch! Große Freude bei allen.

Die Tanzlehrerin bittet alle, sich hinzusetzen, um demonstrieren zu können, wie ein Herr eine Dame zum Tanz auffordert. Ihre Demonstration bleibt eine der wenigen formvollendeten Aufforderungen, denn das Leben ist hart, wenn es darum geht, die Dame der Wahl noch vor den anderen zu erreichen. Die zu überwindende Distanz beträgt fünfzehn Schritt über gebohnertes Parkett. Drüben harren Damen erwartungsvoll aus, bis sie von einem auf sie zuschitternden jungen Mann aufgefordert werden. Ganz schnell schälen sich Favoritinnen heraus, und es ist nur der Geistesgegenwart der Tanzlehrerin zu verdanken, dass auch die Mauerblümchen jemanden finden, um Etikette zu praktizieren.

"Darf ich Sie zum Tanz auffordern?"

Die ein oder andere Dame würde liebend gern nein sagen, aber sie traut sich nicht. Im Tanzkursus tut man das nicht, aber in den Tanzsälen, da schlagen sie zu. Werfen schnippisch den Kopf, tun so, als sei man Luft, kichern ihre Freundinnen an, und verschwinden mit ihnen gackernd auf der Toilette.

"Darf ich Sie zum Tanz auffordern?"

Hans ist schon einen Schritt weiter.

Er hat die Grundregeln der Etikette gelernt (Run for your life), er weiß, dass es verboten ist, Beat zu tanzen (I feel fine), und benimmt sich einmal die Woche eineinhalb Stunden wie ein Herr von Welt. Dabei scheut er sich nicht einmal, Mädchen aufzufordern, die aus dem Mund stinken und nach einer Runde Walzer in Schweiß ausbrechen.

Auf der Bühne der Concordia steht ein leierndes Tonbandgerät und spielt all die Lieder, die keiner hören will. Hans Favoritinnen sitzen an einem Tisch, trinken Cola und wissen genau, welchen Jungen sie wollen.

Komisch, dass Hans Ohren nicht klingeln. Es hat sich herumgesprochen, dass er gut tanzen kann, aber die, auf die es ankommt, finden ihn noch "zu klein irgendwie", und machen sich einen Spaß daraus, ihn verlegen zu machen.

Hans fürchtet ihre Blicke genauso, wie er den Blick seiner Mutter gefürchtet hat. Aber vielleicht ist es nichts weiter als sexuelle Ratlosigkeit, die ihm die Schamesröte ins Gesicht treibt. Man weiß ja nicht. Man hat ja nur das ein oder andere gehört.

Er tanzt gern Cha-Cha-Cha und Bossa. Den Allerweltsfoxtrott tanzt er mit jeder, aber bei Cha-Cha und Bossa muss Hanne her. Mit sicherem Instinkt hat er sich eine der besten Tänzerinnen ausgesucht. Er findet sie toll. Gute Tänzerinnen heben das Selbstvertrauen und schonen die Füße. Hanne und er fallen auf, aber auf den Abschlussball hat er sie noch nicht angesprochen. Als er kurz vorher feststellt, dass Hanne vergeben ist, denkt er nicht lange nach. Der Schnösel, der Hanne für sich gebucht hat, muss aus dem Rennen. Hans spricht mit Hanne. Hanne sagt ja. Hanne sagt, sie habe diesem Heini nur zugesagt, weil er sie gefragt habe. Hanne sagt: "Wieso hast du mich nicht gefragt?"

"Ich weiß nicht", sagt Hans.

"Aber du musst zur Tanzlehrerin, du musst ihr das sagen."
Hans findet gar nichts dabei, die Paarungen so kurz vor dem großen Ereignis zu sprengen. Die Tanzlehrerin ist schockiert. Hat dieser Junge denn keinen Anstand? Aber dann hört ihr altes Herz die Stimme der Jugend. Dem Schock folgt ein wenig Rührung. Wenn es denn sein soll, denkt sie, also gut. "Unter einer Voraussetzung!" sagt sie. "Sie werden am Abend des Balls an meinem Tisch sitzen."

Au Scheiße. Alle wissen, was geschehen ist. Alle haben erst einmal die Nase gerümpft, dann, im engeren Kreis, haben sie über so viel Unverschämtheit gestaunt. Den Schnösel haben sie bedauert, Hanne haben sie für verrückt erklärt, aber je länger sie sich die Sache durch den Kopf gehen ließen, desto größer wurde ihr Respekt.

Hans hatte sich durchgesetzt. Und er hatte gesiegt.
An diesem Abend werden ihn alle beneiden. Und alle werden gespannt sein, wie Hanne und er sich aus der Affaire ziehen. Der ein oder andere munkelt schon, die beiden wären verliebt.

In der letzten Stunde vor dem großen Ereignis werden die Formalitäten besprochen. Am Hans am Nachmittag des großen Tages rausgeputzt mit einem Strauß roter Rosen vor Hannes Haustür steht, schlägt sein Herz bis zum Hals. Dann sitzt er im Wohnzimmer ihrer Eltern (ohne recht zu wissen, wie er die Begrüßung überstanden hat), trinkt Kaffee und fühlt sich unbehaglich. Hannes Vater, ein vierschrötiger, untersetzter Mann, ist gerade von der Arbeit nach Hause gekommen. Er hält von dieser Inszenierung genauso wenig wie Hans. Hannes Mutter ist gerührt. Wenn doch die Rosen bloß für sie gewesen wären. Wunderschöne Rosen. Sie stehen in einer Vase auf dem Couchtisch.

"Vielleicht noch einen Kaffee?" fragt sie.

"Quatsch, gib ihm ein Schnäpsken, das braucht er", sagt Hannes Vater und brüllt vor Lachen.

Hans kippt das farblose Getränk in sich hinein und hustet. Hanne lacht. Ihre Mutter lacht. Ihr Vater lacht und Hans hat wieder mal rote Ohren. Aber die Todesverachtung, mit der er das Zeug runtergespült hat, zeigt Wirkung bei Hannes Vater. Er nickt abwechselnd Hans und seiner Tochter zu, als sei er Mitwisser eines Komplotts.

Die Concordia ist festlich geschmückt. Dieser Saal hat die merkwürdigsten Feiern erlebt. Zigeuner haben hier Stühle balanciert und Feuer gespuckt, Hans Vater hat den Ehebrecher gespielt, blutig geschlagene Boxer sind aus dem Ring gewankt, Prinz Karneval hat sein Zepter geschwungen und der schwarze Pit der anderen Fabrik hat die Kinder geängstigt. Vorm ersten Krieg war die Concordia Garnison, und während des zweiten war sie ein Lazarett.

Heute abend wird die altrömische Göttin nicht drumherum kommen, ein Mindestmaß an Eintracht zu garantieren. Der alte Dornbusch, Wirt der Concordia, hat den Saal höchstpersönlich geschmückt. Überall hängen Papiergirlanden. Die Säulen sind mit Blumengestecken geschmückt, auf der Bühne stehen Palmenkübel, der Prospekt ist mit dem Stadtwappen verziert.

Hans Anzug signalisiert gedämpfte Festlichkeit, vorm Spiegel hat er verschiedene Krawatten probiert, und sich schließlich für die weinrote entschieden. Sogar die Spitzen seiner Haare hat er sich abschneiden lassen. Zur Feier des Tages trägt er ein neues Hemd mit abgerundetem Kragen und einer Nadel, die, der Mode der Zeit folgend, die Kragenden verbindet. Sein Vater stellt ihm Rasierwasser zur Verfügung (wofür, ein Bart ist nicht in Sicht, nur Pickel), seine Mutter steckt ihm ein mit 4711 getränktes

Taschentuch in die Brusttasche, seine spitzen Schuhe sind auf Hochglanz gewienert: es kann losgehen.

Links, rechts, links: Guten Abend.

Rechts, links, rechts: Guten Abend.

O, er bringt die Schrittkombination durcheinander, denn die zu Grüßenden strömen von allen Seiten auf ihn ein. Um der Etikette gerecht zu werden, müsste er sich drehen wie ein Kreisel.

Guuuuuten Aaaaabend.

Während die meisten versuchen, unbemerkt zu ihren Plätzen zu gelangen, probt Hans die Flucht nach vorn. Hoch erhobenen Hauptes steuert er quer über die Tanzfläche auf den letzten Tisch rechts vor der Bühne zu – ein waghalsiger Akt jugendlicher Selbstdarstellung. Er ist schüchtern, aber er liebt es, sich zur Schau zu stellen. Ein Bad in der Menge erfordert Konzentration. Nur jetzt nicht stolpern. Weder nach rechts noch nach links blicken. Nicht am Hintern kratzen. Verdammt! Warum jucken Hintern immer dann, wenn andere zuschauen?

Die Stadtkapelle, ein Verein sauflustiger Männer aus den verschiedensten Berufen, ist an diesem Abend in kleiner Besetzung angetreten, und es steht zu befürchten, dass der blonde Trompeter nach fortgeschrittenem Alkoholkonsum Il Silenzio blasen wird.

Die Tanzlehrerin zeichnet mit ausgestreckten Armen zwei Reihen junger Tänzerinnen und Tänzer aufs Parkett. Die Polonaise! Der Aufmarsch des hoffnungsvollen Nachwuchses. Gewiss wird sich die Tanzlehrerin diesen Aufzug nicht nehmen lassen, sie, eine der letzten Bastionen des guten Benehmens, ein Bollwerk gegen die überall aufflackernden Brände des wilden, partnerlosen Beat-Gehopses.

Die Kapelle intoniert die Musik zum Einmarsch der Finalisten. Von links und rechts streben sie auf einen imaginären Punkt in der Mitte der Tanzfläche zu, treffen sich, reichen sich die Hände und laufen so gekonnt wie möglich zum Ende der Tanzfläche, fächern sich auf und drehen noch eine Runde, damit jeder sie sieht und bewundern kann.

Hans reicht Hanne den Arm. Sie trägt ein hochgeschlossenes, samtrot glänzendes Kleid mit einer Rose über der linken Brust, hat braune Augen und kastanienbraunes Haar.

Dann kommt der Eröffnungstanz. Die Herren fordern die Mütter ihrer Damen auf. Hannes Mutter ist eine kräftige, kleine Frau mit der Spur eines Damenbarts.

Als der Tanz (ein Walzer, was sonst) beginnt, lacht sie wie ein junges Mädchen. Hans gibt sich Mühe. Mit der richtigen Partnerin macht er den Dreivierteltakt auf den Fußballen federnd zu einem beschwingten Ereignis. Hannes Mutter ist ein wenig schwerfällig. Es kommt zu zwei, drei Kollisionen mit anderen Paaren, Pat stakt vorbei und man glaubt seine Partnerin vor Schmerz schreien zu hören.

Schließlich geleitet Hans die Dame zurück zu ihrem Platz. Die Tanzlehrerin hält eine Rede. Während sie spricht, gießt der Schlagzeuger der Stadtkapelle ein Pils in sich rein, Treibstoff für die komplizierten Tänze, die er heute abend begleiten muss. Musik ist sein Hobby. Wie alle Hobbyisten hat er ein unerschütterliches Zutrauen zu seinen Fähigkeiten. Aber tief in seinem Herzen wohnt doch der gewaltige Bumms, den er verursacht, wenn die Stadtkapelle marschiert. Ein Bumms, der auch nach zwanzig Pils noch ins Bein fährt. Er wird diesen Bums heute Abend vermissen. Beim ziselierten Cha-Cha-Cha wird er daran denken, und irgendwann, das schwört er sich, wird er ihn einflechten.

BUMM-Cha-Cha-Cha. Die Kellner eilen durch den Saal. Zur Feier des Tages trinkt man Wein von der Mosel: Piesporter, Kröver Nacktarsch und Kellergeister.

Die Eltern unseres jungen Paares sitzen an einem Tisch. Als es auf Mitternacht zugeht, rufen die Väter Hanne und Hans zu sich. Sie wollen etwas verkünden, aber was...? Hannes Vater schlägt Hans krachend auf die Schulter und sagt: "Ja Junge, ich meine es ernst, ich meine, Hermann und ich, nich, Hermann, wir meinen es ernst."

"Was?" sagt Hans.

"Also Hans, wenn du willst"

"Machs doch nicht so kompliziert", sagt Hans Vater.

"Also du und Hanne, ich meine"

Hanne und Hans sehen sich an und würden am liebsten im Boden versinken.

"Ihr macht die Kinder ja ganz verlegen", sagt Hannes Mutter.

"Quatsch", sagt Hannes Vater. "Die beiden sind doch ein feines Paar. Du kannst sie haben, Hans, wenn du willst." Ihre Mütter sitzen und lächeln beschämt.

"Nun lasst sie doch feiern", sagt Hans Mutter.

"Aber..." sagt Hans Vater, "...ist doch nicht schlecht was Karl da sagt. Ist doch hervorragend Karl! Die passen doch zusammen. Guckt sie euch doch mal an. Sind doch ein hübsches Paar!"

Schweigen.

Verlegenes Lachen.

Und dann ... nichts wie weg.

Kurz vor Schluss gelingt es Hanne und Hans, Beat zu tanzen. Schüchtern zwar, aber immerhin. Die ersten Schritte sind getan. Hans glaubt, die Revolution steht bevor. Er weiß nicht genau welche, aber irgendetwas liegt in der Luft.

Wenn er die Arme schwenkt und den Kopf hin und herzucken lässt, schwappt das bisschen Hirn so erregt, dass es an die Veränderung glaubt.

Übrigens – der blonde Trompeter war zu betrunken, um ein Solo zu blasen.

BUMMM-Cha-Cha-Cha.

Doch ganz ohne Solo kommen Sie mir nicht davon.

Es ist von anderer Art, und es geht hier und da in ein Duett über. Zum Instrumentarium gehören kalte Tücher, ein Eimer, Alka Selzer und Spalt-Tabletten.

Herr Vorrink (der Solist) liegt in einem abgedunkelten Raum. Jeder im Haus versucht leise zu sein.

Hans hat die ganze Nacht sein Stöhnen gehört.

Immer wieder dieses Geräusch: ein Stöhnen, ein von tief drinnen kommenden Würgen, manchmal von Husten gefolgt, das Solo danach: ein Schwall kalter Kotze.

Dann (wenn es übergeht in ein Duett) Schritte von unten, Rufe, noch schnellere Schritte und dann Auftritt Frau Vorrink. Sie stützt ihrem Mann den Rücken, wischt ihm die Stirn und bringt ihm, was immer er will. Er hat sich das feuchte Tuch auf die Stirn gelegt und sagt, dass er jetzt stirbt.

Diese Zwiesprache mit dem Tod, dem herbeigewünschten oder dem angedrohten, ist ein merkwürdiges Ritual dieser Familie. Karin hat es auch schon einmal gespielt. Damals ging es um ihren holländischen Freund, ein schlaksiger, blonder Kerl. Ihr Vater hatte ihr jeden weiteren Umgang mit ihm verboten. Eines morgens ritzte sie sich die Pulsadern an. Sie wollte nicht sterben. Sie riskierte nicht einmal einen größeren Blutverlust. Es sollte nur Blut fließen, alles um sie sollte mit Blut verschmiert sein, damit ihr Vater sah, was er angerichtet hatte.

Da liegt er jetzt.
Herr Vorrink kotzt Galle und stirbt.
Was für ein Held!

Teil 2

My generation (why dont you all fade away)

Mein Vater umkreiste den Küchentisch.

Ich hatte einen Köder gelegt, und er war drauf reingefallen. "Es war nicht alles schlecht damals", hörte ich ihn sagen. "Denk nur mal an die Autobahnen. An die Arbeitslosen, die Hitler von der Straße geholt hat."

Noch zwei, drei Sätze, und er würde in der Trickkiste seiner Jugend kramen.

Dann könnte ich beweisen, dass er Unrecht hat.

Meine Mutter starrte mich an. Sie wusste, was auf mich zukam, aber sie ahnte nicht, was ich mir vorgenommen hatte. Dabei war der Auslöser lächerlich.

Es ging um ein Konzert. Die Swinging Blue Jeans würden in der Concordia spielen und ich wollte sie sehen.

Mein Vater hatte es mir verboten.

Für ihn waren das langhaarige Affen, die froh sein konnten, dass man sie nicht in den Zoo zurückbrachte.

"Untermenschen?" fragte ich provozierend.

Er zuckte mit keiner Wimper. Vielleicht war es noch zu früh. Vielleicht hatte ich mich verschätzt. Vielleicht war er noch nicht so weit.

Zum hundertsten Mal begann er die Mär von der guten alten Zeit. Von der Arbeit in Holland und den Triumphen auf Fußballplätzen, vom Krieg und den Vergünstigungen, die ihm der Fußball eingebracht hatte.

"Ich weiß", sagte ich. "Der Präsident von Preussen war Standortkommandant in Neapel. Er hat dich für ein Spiel aufgestellt, obwohl du am Abend nach Afrika fliegen solltest. Das hat dich gerettet, denn von den Maschinen kam keine an."

"Genauso war's!" sagte er triumphierend.

Sein Krieg war Abenteuer.

Man sah ferne Länder und fuhr auf Motorrädern herum. Das Schießen machten die anderen.

Langsam wurde er warm, das spürte ich.

"Erzähl das doch deiner Oma!!" sagte ich provozierend.

Meine Mutter zog die Augenbrauen zusammen.

Ich verstand, aber ich konnte nicht mehr zurück.

Ich wollte, dass er sagt, du darfst zu den Swinging Blue Jeans, mehr nicht. Sonst würde ich ihn und seinen Krieg exekutieren.

"Was weißt du denn von damals?" fragte er, und da wusste ich, dass er loslegen würde.

Ich musste nur noch auf Stichworte warten.

Und die Stichworte kamen. Eines nach dem anderen.

"Auch wenn du hundert Polinnen geholfen hast!" sagte ich.

"So? – Aaron Silberstein war dein bester Freund?"

"Ich weiß, ja. – Und was haben sie mit Aaron gemacht?"

"Ach, geflüchtet ist er?"

"Nach Israel – so – und die anderen?"

Es war nicht das erste Mal, dass ich ihm solche Frage stellte. Eigentlich war es das Dümme, was ich tun konnte, denn der Absolution kam ich damit nicht näher. Aber seine gute alte Zeit machte mich rasend, und was noch wichtiger war: meine Fragen wirkten.

"Wir wussten das doch nicht!" rief er empört.

"Ach, ihr wusstet es nicht? Das ist natürlich etwas ganz anderes." Ich schaffte es, meiner Stimme soviel Verachtung beizumischen, dass er erstarrte. Jetzt hab ich dich, dachte ich, und er wusste, dass ich das dachte.

"Du bist viel zu jung, um das zu verstehen!" schrie er.

"Soll ich dir was sagen?" flüsterte ich. "Feiglinge wart ihr. Wenn ihr wenigsten Nazis gewesen wärt, aber nein, nicht mal das. Einfach nur feige!"

"Muss ich mir von diesem Bengel so etwas sagen lassen!" schrie er. "Die Nazis waren überall!"

"Ich weiß", flötete ich. "Aber das ändert nichts daran, dass ihr den Kopf in den Sand gesteckt habt."

"Hans!" warnte meine Mutter, aber ich hatte die Grenze längst überschritten. Ich hatte ihn, wo ich ihn haben wollte, und auf einmal tat er mir leid. Doch statt einzulenken, setzte ich noch eins drauf.

"Schlag mich doch zum Krüppel! Dresch mit der Kehrschaufel auf mich ein, so wie du es mit Karin immer gemacht hast!" schrie ich.

Er wurde puterrot. Er stampfte um den Küchentisch, er riß die Sauciere vom Schrank und schmetterte sie gegen die Schiebetür, er zertrat einen Stuhl, dann wendete er sich plötzlich ab, stöhnte, griff sich ans Herz, damit alle sahen, wie übel man ihm mitgespielt hatte und zog sich zurück. Türen schlugen. Die Wände wackelten. Ruhe. Die Ruhe nach dem Sturm.

"Warum hast du mich das nicht machen lassen?" sagte meine Mutter. Ich sah sie an. Mir liefen Tränen übers Gesicht. Ich wusste es nicht. Es war über mich gekommen. Es war, als hätten diese Sätze seit Jahren darauf gewartet, ausgesprochen zu werden.

Peitschenhiebe sollten es sein.

Schläge ins Gesicht meines Vaters. Ich hatte mich befreit.

Ich war aufgetaucht. Ich war lang genug unter Wasser gewesen. Jetzt würde ich atmen. Ich wusste, dass meine Eltern schreckliche Zeiten durchgemacht hatten.

Wahrscheinlich hatte mein Vater sogar recht. Wahrscheinlich

hatte niemand Schuld oder alle. Wer weiß, ob ich nicht auch einer von *denen* geworden wäre. Trotzdem. Ich hatte das sagen müssen. Und jetzt war es gesagt. Und alles nur, weil die Swinging Blue Jeans in der Concordia spielten. Ich verließ das Haus und ging in die Stadt. Hatte ich nun gewonnen oder verloren? - Mein Kopf schwirrte. Ab und an grüßte jemand. Ich grüßte nicht zurück. Mir waren alle egal. Ich kannte fast jeden, aber richtige Freunde hatte ich nicht. Ich glaube, ich war drauf und dran, mir leid zu tun. Aber hatte ich einen Grund? - Nein. Er war es, der einem leid tun konnte. Er und seine gute alte Zeit. Wer weiß, was er mit mir anstellen würde, wennn ich jetzt nach Hause ginge. Als ich an meine Mutter dachte, bekam ich ein schlechtes Gewissen. Sie würde alles ausbaden müssen. Um mich abzulenken, ging ich zur Milchbar. Herr Engel stand hinter der Ladentheke und sortierte Negerküsse. Er hatte die Statur eines Preisboxers. Ich ging an ihm vorbei, setzte mich in die hinterste Ecke der Mix und wartete. Irgendwer würde schon kommen. Frau Engel stand hinter der nierenförmigen Bar. Sie hatte graublaue Augen, war mittelgroß, vollschlank und wurde gefürchtet. Wer ihr quer kam, flog raus. Neben der Theke hockte ihr uralter Spitz, ein neurotischer Beißer, den man zur Weißglut brachte, wenn man ihn ansah. Ich bestellte Cola und beobachtete die Gymnasiasten am Nebentisch. Einer machte sich über meine Pickel lustig. Wie ich diese Söhnchen und Töchter aus gutem Haus haßte. An der Bar saßen zwei Mädchen mit schulterlangem Haar. Sie trugen schlampige Pullover. Eins hatte grünbraune Augen. Sie unterhielten sich, sahen zu mir und kicherten. Ich hielt

mich an der Cola fest und betete, dass etwas passiert.
Hinter den Milchglasscheiben verwischte der Tag, als hätte es ihn nie gegeben. Einer der Gymnasiasten stand auf und steckte Geld in die Wurlitzer. Der Plattenwagen summte, es knisterte, dann explodierte eine Gitarre. Keith Moon warf sein Schlagzeug ins Publikum, Pete Townsend schlug seine Gitarre kaputt, die Verstärker pfffen und heulten.

People try to put me down, talking bout my generation....

"Why dont you all f-f-f-fade away ..." stotterte ich und knallte einen Trommelwirbel auf den Tisch. Frau Engel warf mir einen strengen Blick zu. Ihr Mann trug einen Marmeladeneimer vorbei und verschwand durch die Tür zum Hinterhof. Der Spitz mit ihm. Ich knibbelte einen Pickel auf, als die Tür aufging und ein paar Leute reinkamen.

"Hey!" sagte ich.

"Hey!" sagten sie und setzten sich zu mir: der schwitzende Karl, Heiner, der Schwarm aller Frauen, Fanny, der Mann mit dem grausamen Schweißfuß, Schladdy, der einzige Mod in der Stadt, Hustinetten-Bär und Minitou: die Realschulfraktion. Sie bestellten Cola und fütterten die Musikbox.

Dreimal hintereinander lief My generation, dann wurde es Frau Engel zuviel.

Wir verließen die Mix, kauften eine Flasche Lambrusco und verschwanden im Park. Unterwegs stieß Paganini zu uns. Er kam von der Geigenstunde.

Wir gingen zum Kriegerdenkmal. Paganini spielte, ich trommelte auf einer Bank, Schladdy versuchte zu singen und Minitou bewunderte uns. Der Lambrusco setzte uns zu.

Der schwitzende Karl trank am meisten.

Als die Flasche leer war, schlug er vor, noch mal in die Mix zu gehen. Ich ging als einziger mit. Karl setzte sich an die Bar und begann mit Frau Engel um blaue Engel zu

knobeln. Er gewann ein Spiel nach dem andern. Eine Stunde später torkelte er sturzbetrunken zur Wurlitzer. Als er sich zu den Knöpfen beugte, konnte er die Erdrotation nicht mehr ertragen und kotzte auf die Box.

Ich musste lachen. Der Nachmittag war gerettet. Der schwitzende Karl hatte mich gerettet.

Karl war bleich. Frau Engel drückte ihm einen Lappen in die Hand, und ließ ihn die Box säubern. Karl merkte nicht, was er tat. Als er fertig war, drückte er My generation.

"Why don't you all f-f-fade away..." schrie er sabbernd und spuckend. Dann sackte er weg und schlief ein.

Auf dem Heimweg traf ich Peter, den Bassmann der Lightnings. Die Lightnings waren Helden im Kaff. Er erzählte mir, dass die Swinging Blue Jeans am Samstagnachmittag von Holland kämen. Sie würden sie an der Grenze empfangen. Ob ich mitkommen wolle? -

Mein Gesicht leuchtete auf. Keine Frage. Natürlich!

Als ich nach Hause kam, war alles totenstill.

Ich schlich nach oben. Kurz vor der Kurve spürte ich, dass mich jemand ansah. Mein Vater stand in der Küchentür. Er sagte kein Wort. Sein Blick war so hart, dass ich lange nicht einschlafen konnte.

Am Samstagmorgen fielen die entscheidenden Sätze. Mein Vater hatte im Garten gearbeitet und war guter Laune. Meine Mutter hatte mich vorbereitet.

"Ich habe mit ihm geredet", sagte sie, "komm ihm entgegen. Sei freundlich. Tu so, als wenn nichts gewesen wäre."

"Hmmm", brummte ich. Wohl war mir nicht.

Wir aßen zu Mittag.

"Was ist nun mit heute Abend?" fragte mein Vater plötzlich. Meine Mutter trat gegen mein Knie.

"Was soll sein?" Ich versuchte zu lächeln. Harmlos!

"Mit diesen Affen da. Willst du da immer noch hin?"

Ich nickte.

"Was meinst du dazu, Irmgard?"

Meine Mutter nickte und sagte, er solle mich gehen lassen.

Ich versicherte, ich würde um zehn Uhr zuhause sein, spätestens um halb elf, er solle sich keine Sorgen machen.

"Also gut. Spätestens um halb elf!"

"Danke", sagte ich strahlend.

"Schon gut", sagte er, schob seinen Teller beiseite und ging wieder hinaus in den Garten.

Ich sah ihm nach und liebte ihn wieder.

Um sechs war ich an der Grenze.

Um kurz vor sieben tauchte ein Ford-Transit auf. Er war alt und schmutzig. Die Zöllner begutachteten ihn misstrauisch. Sie hatten für Langhaarige nicht viel übrig.

Peter ging zu dem Fahrer der Band, sagte, er wäre von den Lightnings, sie würden als Vorgruppe spielen, und sie sollten ihm folgen, er würde sie zur Concordia bringen. Die Leute im Saal warteten schon. Ich trug das Schlagzeug und einen Vox-Verstärker auf die Bühne. Heiner stand am Bühnenrand und beneidete mich. Minitou winkte. Ich war ein Held, ich spürte es deutlich. Am Bühnenaufgang fragte ich den Schlagzeuger der Band, was Liverpool für eine Stadt sei.

"A bloody fuckin rat-hole!" antwortete er.

Bloody fucking rat-hole?

Die Concordia platzte aus allen Nähten. Nach den ersten Riffs verwandelte sie sich einen von hüpfenden jungen Leuten geschüttelten Ballsaal. Die Luft war stickig. Es war laut. Die Lautsprecher verzerrten. Alles war genau, wie es sein musste.

Vor der Bühne hatten sich Wirbel gebildet, hier war es warm, alle holten sich, was sie kriegen konnten.

Vergessen waren die Maßregelungen zu Hause, alles war vergessen, an diesem Abend wurde die Welt auf den Kopf gestellt.

Es gab nicht einen Erwachsenen, der verstand, worum es hier ging. Endlich konnte man es ihnen zurückzahlen. Jahrelang hatten sie Phrasen gedroschen.

Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernt ihr! hatten sie gesagt. Und jetzt, wo das Leben begann, waren sie ratlos.

Sie verstanden es nicht, diese alleswissenden Eltern, die langsam aber sicher in ihren Niederlagen verödeten. Sie hatten nicht die geringste Ahnung, was an diesem Abend gespielt wurde.

Konnte es ein besseres Gefühl geben?

Als die Band Hippie Hippie Shake spielte, waren meine letzten Zweifel beseitigt. All meine Hoffnungen waren berechtigt. Irgendwann würde es vorbei sein mit dem kalten Krieg. Irgendwann gäbe es die warme Welt.

Und ich gehörte dazu. Mein Vater hatte sie verspielt.

Ich würde aufpassen, soviel stand fest.

Schlag zehn verließ ich die Concordia. Es war ein warmer Abend im Juli. Neben mir lief Ineke. Ineke kam aus Holland.

Wir setzten uns auf eine Bank unter den Kastanien. Ich hielt ihre Hand. Ich hatte nicht viel zu sagen, aber das schien auch nicht wichtig. Hauptsache, sie saß neben mir. Für eine Viertelstunde gehörte sie mir.

Würde ich sie nächste Woche im Freibad treffen?

Auf der zweiten Wiese, da, wo ich immer lag?

Ganz bestimmt? – Ganz bestimmt!

An unserem Treff in der hintersten Ecke der zweiten Wiese waren immer fünf, zehn, manchmal fünfzehn Jungen und Mädchen. Die Mädchen waren jünger als die Jungen.

Viele kamen aus Holland.

Alles, was an so einem Nachmittag im Freibad geschah, diente nur einem Zweck. Die Arschbomben, das Rennen, Springen, Tauchen und Jagen sollte vom Mut und der Furchtlosigkeit der jungen männlichen Primaten künden, damit die Mädchen vor Ehrfurcht erbleichten und zitternd darauf warteten, dass einer sich ihrer annahm, möglichst von hinten heranschwimmend, um sie mit dem Kopf unter Wasser zu drücken. Einmal, zweimal, dreimal, um sie dann, den Arm um ihre Hüfte gelegt, zu retten.

Die Ecke, in der wir lagen, war vor Blicken geschützt. Das Radio war auf Hilversum 3 eingestellt. Hilversum spielte von früh bis spät Hits. Ineke hatte schwarzes, schulterlanges Haar. Es war in der Mitte gescheitelt. Genau wie das von Françoise Hardy. Sie lag neben mir. Wir rauchten Zigaretten. Ineke alberte rum und goss mir Cola auf den Rücken. Ich schnappte sie mir, zerrte sie über die Wiese zum Pissbecken und stieß sie hinein.

Am Horizont zogen Wolken auf. Ineke und ich verzogen uns unter die Büsche. Als es zu regnen begann, krochen wir unter eine Decke. Wir kicherten. Wir sahen uns an, und dann legte ich meinen Arm um sie. Ineke rückte näher. Es grummelte. Das Gewitter war heran. Unter unserer Decke war es gemütlich. Der Regen fing sich im dichten Blattwerk. Wir küssten uns. Erst drückten wir unsere Lippen aufeinander, dann stießen wir mit den Zungen vor.

Ineke schmeckte nach Zigaretten und Pommes.

Ein Blitz zuckte über den verdunkelten Himmel. Der Donner kam gleich hinterher. Ineke sagte "huuuch" und griff in

meine Hose. Ich zuckte zusammen und zog sie an mich. Sie nahm meine Hand und schob sie in ihre Hose. Das war schön, aber es hatte nichts mit Liebe zu tun. Ich war ein Kundschafter des anderen Geschlechts, etwas anderes interessierte mich im Augenblick nicht.

Ich glaube, das war mein erster Sommer. Ich hatte Herzklopfen, wenn ich schöne Mädchen sah, ich hielt Händchen, ich schmuste, aber verliebt war ich nicht. Vielleicht lag es an meinen Augen. Meine Augen waren überall und reagierten sofort. Meine Augen interessierte nur die Anatomie. Ich merkte schnell, dass ich die Mädchen, die sich mir verweigerten, interessanter fand als die, mit denen ich auf der Decke oder im Wasser spielte. Es gab da ein Kribbeln, das ohne Berührung unter die Haut ging. In einem Mädchenheim an der Alstätter Straße wohnten spanische Arbeiterinnen, die in den Textilfabriken beschäftigt waren. Am Wochenende sah man sie in Gruppen in der Stadt, im Park oder im Freibad. Wenn man sie grüßte, kicherten sie. Aber es war kein albernes Kichern, eher ein Kichern, das durch Fremdsein auslöst wird. Ich war Feuer und Flamme. Das Fremde dieser Frauen zog mich an. Eine hieß Justis Arranjez und kam aus Santander. Sie war schlank, groß, hatte tiefschwarzes Haar und sprach kaum ein Wort Deutsch. Ihre Schüchternheit machte Eindruck auf mich. Ich traf mich mit ihr im Freibad. Sonntags besuchte ich sie im Heim. Das war verboten. Das Heim war exterritoriales Gebiet. Ich schlüpfte durch die Hintertür in die Küche und saß dort mit ihren Freundinnen, trank Kaffee und versuchte mit ihr zu sprechen. *Spanien ist ein schönes Land.*

Santander ist eine schöne Stadt.

Die Mädchen strahlten mich an.

Ich fühlte mich gut. Ich war der Hahn im Korb.

Justis Freundin hieß Marie Carmen. Sie war noch schüchterner als Justis. Manchmal ging ich mit beiden, später nur noch mit Carmen spazieren. Wir hielten uns an der Hand. Wir gingen um den Stadtparkteich, setzten uns auf die Bank unter den großen Pappeln und lächelten uns an. Carmen sprach von Spanien. Ich verstand wenig, aber ich begriff, dass sie Heimweh hatte. In solchen Momenten war sie mir näher, als es Ineke oder irgendwer sonst es je waren. Carmens Sehnsucht kam mir entgegen.

Es war meine Sehnsucht.

Justis und Carmen schickten mir bunte Ansichtskarten, als sie zu Ende des Sommers nach Hause fuhren. Eine Bucht, eine Landzunge mit steilen Hängen, Strand und Grüße.

Ich bin froh in Spanien.

Ich habe immer einen Gruß für gute Freunde. Mari Carmen.

Admirar una vista de mi tierra. Justis.

Die beiden hatten Fotos von mir gemacht. Vielleicht zeigten sie diese Fotos ihren daheimgebliebenen Freundinnen.

Vielleicht kleben diese Fotos noch heute in einem Album.

Vielleicht steckt mein Foto in einem Couvert, und das Couvert ist nur eines von vielen, die mit einem Seidenband zusammengebunden in einer Schublade aufbewahrt werden.

Vielleicht bin ich ein Schatz irgendwo, eine heimliche Erinnerung, vielleicht bin ich längst vergessen.

Ingeborg träumte davon, Fotomodell zu werden.

Sie würde so berühmt werden wie Twiggy.

Als ich an einem Spätnachmittag Hand in Hand mit ihr durch die Stadt ging, sah uns ein Nachbar.

Am Abend rief mein Vater mich zu sich.

"Sei bloß vorsichtig!" sagte er.

Ich ahnte, woher der Wind wehte. Für den Fall der Fälle hatte ich seit kurzem Kondome im Portemonnaie. Ich brauchte sie nicht, aber Blausiegel im Portemonnaie hoben das Ansehen.

Mein Vater hatte sie gefunden. Er hatte geschwiegen, aber als die Nachricht von Ingeborg zu ihm drang, ging ihm auf, dass ich älter wurde. Da er mich nie aufgeklärt hatte, wusste er nicht, was ich wusste.

Er war verunsichert.

"Ich hab da was in deinem Portemonnaie gefunden", sagte er.

"Wie?"

"Du weißt schon."

Ich zuckte die Achseln.

"Tu nicht so! Das Päckchen. Hier, ist doch deins, oder?"

Ich errötete.

Mein Vater sah mich an und dachte an seine Zeit.

Dann steckte er das Päckchen zurück in mein Portemonnaie und konnte nichts mehr sagen. Ich spürte, dass es ihm weh tat, zu sehen, wie ich blühte, während er Tag für Tag älter wurde. Ich war am Drücker, und ich hatte es ihn oft genug spüren lassen. Dies war meine Zeit. Ich war ein hartnäckiger Fall, und er wusste es. Ich würde faul sein, nur weil alle anderen fleißig waren. Ich würde nur das tun, was mir mein Dickkopf befahl. Und das alles nur, um es ihm heimzuzahlen.

Bald darauf tauchte Ingeborg unter.

Ich behielt nur ein Foto von ihr. Ein paar Jahre später ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Im Apollo lief ein Soft Porno. Und wer spielte mit? – Ingeborg! Natürlich Ingeborg. Sie wollte ja immer schon höher hinaus. Sie spielte ein Modell, das sich in einer Agentur vorstellt.

Der Boss, ein Ausbund an Fett und Hässlichkeit,
begutachtete sie, kaute auf seiner Havanna und träumte von
der nackten Ingeborg. Und siehe da: sie war nackt.

Splitternackt.

Das hatte sie jetzt davon.

Hallo Ingeborg. Grüß dich. Wie geht's? Die Szene dauerte
eine Minute, danach tauchte sie wieder unter und niemand
hörte je wieder von ihr.

Der Sommer verging. Mein letzter Schulsommer, ich wusste
das ganz genau, aber ich tat alles, nicht daran zu denken.

Dass es Probleme gab in der Welt, dass in Vietnam auf
liebreizende Weise gegrillt, versaftet und entlaubt wurde,
davon wusste ich noch nichts. Das war kein Thema.

Solange der Himmel blau war, war ich zufrieden.

Die Hauptstadt

Der Herbst war so ungemütlich, dass mir nichts Besseres einfiel, als mich treiben zu lassen. Die andern sprachen von der Zukunft. In meiner Klasse wurden Berufe gehandelt. Jeden Tag beschleunigte die Zeit. Die Zukunft baute sich vor mir auf wie ein Gespenst. Es gab Jungen, die genau wussten, was sie nächstes Jahr tun würden.

Ich zählte nicht dazu.

Ich wollte kein Ingenieur sein, ich wollte nicht zur Bundesbahn, ich wollte nicht zur Post, und Industriekaufmann wollte ich auch nicht sein. Ich wollte nichts, was mit Arbeit zu tun hat. Schon, um meinen Vater zu kränken.

Die Vorbereitungen für unsere Abschlussfahrt nach Berlin lenkte mich ab.

Ich schob die Zukunft vor mir her. Berlin war das Aushängeschild des freien Westens. In Berlin hatten die Guten über die Bösen triumphiert. In Berlin würden wir sehen und spüren, was kalter Krieg ist.

Unser Chemielehrer erinnerte wieder einmal daran, wie die Russen ihm das linke Bein "weggefetzt" hatten. Er haute mit dem Lineal auf einen Tisch. "Verdacki! Rums war es weg. Diese Schweine!" sagte er, hockte sich aufs Pult und legte das besagte Bein auf die Ecke.

"Zeigen!" schrie ich von den oberen Rängen des Chemiesaals.

"Holz, Vorrink!" sagte Wiszoreck und klopfte mit dem Fuß des Bunsenbrenners gegen sein Schienbein.

Die Klasse johlte.

Wiszoreck war klein, kompakt und rothaarig.

Bei Klassenarbeiten konnte man mit ihm Zensuren aushandeln.

"Wie lange noch bis Schulschluss?" fragte er.

"Zehn Minuten", sagte einer.

"Dann haut ab."

Es dauerte keine Minute und der Chemiesaal war leer.

Wizoreck öffnete seine Thermoskanne, und goss sich einen Schluck Tee ein. Es war Rum drin, jeder wusste das.

Ich war in der Tür stehen geblieben.

Er sah mich erstaunt an. "Was ist?"

"Das mit den Russen", sagte ich.

Russen – jeder kannte solche Geschichten – hatten Frauen vergewaltigt, aus Klosettschüsseln getrunken und Uri Uri gebrüllt. Und Dawei. Und was nicht niet und nagelfest war, hatten sie mitgehen lassen.

"Waren die wirklich so schlimm?"

"Nicht schlimmer als alle anderen", sagte er.

Ich nickte und dachte daran, dass ich bald welche zu sehen bekäme.

Gleich nach Weihnachten ging es los.

Wir waren präpariert:

Man darf keine Zeitungen mitnehmen! –

Nicht einmal die Bravo? – Nein, nichts, die Kommunisten fürchten die Bravo.

Aus wie vielen Teilen besteht die Stadt? –

Aus vier! Oben, unten, links und rechts. – Hahaha. –

Wer hat Berlin über die Blockade gerettet? –

Die Alliierten. –

Rings um die Berlin sind...? – Todesstreifen!

Ich hatte von den Todesstreifen gehört, aber in das Bild meiner Grenze passten sie nicht. Meine Grenze war Alltag.

Ein Schlagbaum, der sich hebt und senkt. Man ging von hüben nach drüben und schmuggelte Kaffee, Tee und Zigaretten. Die Grenze, auf die man mich vorbereitet hatte, musste merkwürdig sein.

Der Morgen der Abfahrt war kalt und grau, und es sah nicht so aus, als würde sich daran etwas ändern. Jeder erwartete schreckliche Dinge. Aber im Grunde interessierte sich niemand dafür. Alle freuten sich auf die große Stadt. Hinter Braunschweig wurde das Land weit, die Felder verloren sich am Horizont, und der Himmel war hoch und ohne Trost. Im Bus wurde gealbert.

Als er sich in einer langen, etwas abfallenden Geraden dem Ende der Welt näherte, wurde es schlagartig ruhig.

Am Straßenrand standen Schilder, die ankündigten, dass man den freien Westen verließ.

Und dann war sie da: die Grenze.

So hatte ich mir das nicht vorgestellt. Schlagbäume.

Betonsperren. Panzersperren. Ein frisch geharkter Todesstreifen. Auf Wachtürmen Soldaten mit umgehängten Maschinenpistolen. Die Zäune wiesen mit ihren Spitzen nach Osten. Mein Magen zog sich zusammen.

Ein leibhafter Kommunist in olivgrüner, schlecht sitzender Uniform betrat den Bus. Keiner muckte. Der Grenzer sagte nichts. Ich hielt ihm meinen Pass hin. Der Grenzer nahm ihn mit unbewegtem Gesicht, schlug ihn auf und fragte nach meinem Namen.

Irgendwo hinten kicherte jemand vor Nervosität.

Ich sagte meinen Namen.

Neben einer grünen Baracke wuchteten Bauarbeiter Betonpfähle von einem Lastwagen. Die Bauarbeiter wurden von Soldaten mit Maschinenpistolen bewacht.

Der Grenzer steckte meinen Pass in eine Mappe.
Ich sah ihn an. Seine Pupillen zuckten weg. Er ging durch den Mittelgang weiter.
"Was ist das?" fragte er plötzlich. Er hielt eine Bild in der Hand. Werner hatte hochrote Ohren und druckste herum. Man konnte eine Stecknadel fallen hören.
Der Grenzer klemmte sich die Zeitung unter den Arm und verließ wortlos den Bus. Die Pässe waren weg und der Grenzer kam und kam nicht zurück.
Die Stimmung war gedrückt.
Wir saßen in der Falle!
Wenn wenigstens die Sonne geschienen hätte, aber nein, es war neblig trüb, und ich fand, über einem Land mit so einer Grenze dürfte die Sonne nie scheinen.
Nach über einer Stunde kam der Grenzer lachend aus einer Baracke, reichte dem Busfahrer die Pässe und wünschte eine gute Reise.
Wir atmeten auf.
Der Bus ruckte an und dann ging es hügelan ins sozialistische (kommunistische) Land.
Das Dorf da, gleich links von der Autobahn, was für ein trübsinniges Bild. Verfallen sah es aus, sogar die Rauchfahnen über den Schornsteinen waren geduckt.
Überm Hang segelte ein Raubvogel.
"Mensch Werner! Du Arsch!" schrie jemand.
Alle lachten. Alle hatten plötzlich Hunger. Alle fanden, dass die Autobahn in einem saumäßigen Zustand war.
Da hinten, die Schornsteine, der Hafen, die schwarzen Kräne, das musste Magdeburg sein. Die Elbe führte Hochwasser. Die Brücke sah aus, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen.
Da hinten, Vopos in langen weißen Mänteln.

Merkwürdige Reklamen an Brückengeländern. Plaste Elaste!
Kurz vor Berlin eine Raststätte. Hieß sie
Völkerfreundschaft? – Möglich. Der Bus hielt. Wir stiegen
aus und gingen hinein. Es gab gritzegrünen Sprudel und
einen Abklatsch von Cola, der uns jungen Kapitalisten ein
müdes Lächeln abrang. Alles sah billig und schlecht aus.
Unmöglich!

So ein weites, unbesiedeltes, trauriges Deutschland.
Nichts als Kiefern und da, ein See und ein Dorf, und dann
auch schon die Avus. Noch einmal die Grenze und zur
Begrüßung ein russischer Panzer.

Die Grenzer schoben Spiegel unter den Bus. Sie öffneten die
Gepäckräume. Sie kontrollierten die Ausweise.
Und dann atmeten alle auf.

Wir wussten, Berlin schwamm wie eine Insel in diesem Meer
von Ignoranz, Besserwisserei und Menschenverachtung.

Die Hauptstadt begann mit Wald und von Brennnesseln und
Unkraut überwucherten Bahngleisen und Laubenpipern und Reif
auf Gräsern.

Am Abend waren wir schon auf dem Ku-Damm.

Auf der Kunsteisbahn im Europa-Center drehte eine Frau
Pirouetten. Sie trug eine schwarze Strumpfhose und einen
weißen Ballettrock. Ich kaufte mir eine Bulette. Die
Eistänzerin fiel auf den Hintern. Ich fror. Die
Gedächtniskirche sah aus wie ein Gespenst.

Es waren viele Menschen unterwegs.

Im Hühner-Hugo trank ich Weiße mit Schuss, aß ein halbes
Hähnchen, und wusch mir die Hände an einer Pumpe. Auf dem
Rückweg sah ich einen Cadillac. Er parkte vorm Big Eden. Am
Kranzler kam mir Drafi Deutscher entgegen.

Oder war es Chris Howland?

Die Fassaden der Bernauer Straße waren heruntergekommen, die Fenster zugemauert, und wo keine Wand war, war Stacheldraht. In Ecken, auf Türmen, überall standen Soldaten. In einem Museum sah ich Fotos von Flüchtlingen, die sich an Bettlaken abseilten. Das Bild eines Soldaten, der seine Maschinenpistole wegwirft und mit einem Satz über die Drahtverhaue springt, fesselte mich.

Da war einer entschlossen.

Da setzte einer alles auf eine Karte.

Das imponierte mir.

Ich versuchte mich zu erinnern, was die Lehrer über kalten Krieg und zu dieser Mauer gesagt hatten, aber es waren nur Bruchstücke. Die Touristen, die sich vor den Schaukästen drängten, diese lauten Amerikaner, das waren die, die gegen die Kommunisten kämpften. Es waren auch die, die Deutschland vom Faschismus befreit hatten.

Das hatten die Deutschen nicht selbst gemacht.

Sie hatten's nicht hingekriegt.

Dafür konnten die Deutschen andere Sachen viel besser.

In Plötzensee hatten sie Menschen fünf, sechs Mal an Haken gehängt. Immer so lang, bis sie blau wurden.

Da war es wieder, dieses Gespenst!

Ganz lebendig.

Hinterm Todesstreifen kämpfte es für andere Ideale.

Und wir sind jetzt die Guten, oder? dachte ich.

"Wie heißt der Bürgermeister von Wesel...." rief ich von der Führertribüne im Olympiastadion. "...Esel...."

Wie klein man sich in diesem Stadion fühlte!

Sogar der Himmel sah aus wie bestellt.

Ringsum flatterten Fahnen für die Völker der Welt.

Hier hatte **er** gestanden und nicht Esel zur Antwort bekommen. Nicht einmal im Sportpalast hatten sie Esel gerufen.

Ja! hatten sie geschrieen.

Ja (ihr Arschlöcher)!

Die Henker hatten die Halbtoten vom Haken genommen.

"Kommen Sie, stellen Sie sich nicht so an", hatten sie gesagt, und sie wieder aufgehängt, bis sie tot waren.

Mein Vater hatte ihre Uniformen getragen.

30 Jahre später feiern wir unterm Funkturm, um das Jahr 1965 zu empfangen. Ein riesiger Saal mit kalten Wänden und viel zuviel Licht, gut angezogene Damen und Herren, ein Orchester, das Walzer und Rumba spielt und die Klasse 6b an einem viel zu langen Tisch, gelangweilt.

Dies soll der Höhepunkt unserer Reise sein.

Ich drehte ein paar Walzer, aber wohl war mir nicht. Ich trank etwas. Alle tranken etwas, es war ja Silvester.

Mitten in der Nacht stieg ich betrunken in einen Bus.

Jetzt bloß nicht kotzen! dachte ich.

Die Rückfahrt begann.

Eine Zeitlang wurde getuschelt. Dann wurde es ruhig.

In Helmstedt wurde Ede grün und kotzte auf seine Jacke.

Ich hatte eine Hühthose im Gepäck. Sie war aus dunkelbraunem Cord, hatte ausgestellte Beine und hing knapp überm Hintern. Damit sie nicht rutscht, wurde sie von einem schwarzroten Gürtel gehalten.

Schon am nächsten Abend probierte ich den Hüftschwung in dieser Hose. In der Concordia spielten die Lightnings. Die Hose passte wie angegossen. Wie immer glaubte ich, dass alle Blicke auf mir haften. Um den Erwartungen gerecht zu

werden, setzte ich zu einem Sprung mit ganzer Drehung an. Die Lightnings sangen "round, round, get around, I get around", ich schmetterte das "ahuhuuuuuund", hob ab, drehte, landete, knickte weg, und fiel mit dem rechten Schienbein in ein Bierglas. Das Glas splitterte und zerschnitt Hose und Bein.

Ernst

Wusste ich, was ich wollte? Hatte ich fundierte Kenntnisse?
Hatte ich irgendetwas, was andere nicht hatten, etwas, das
der Welt nutzte, das man addieren, subtrahieren,
multiplizieren, oder auf andere Art für das Leben eintopfen
konnte, damit es Frucht trug?

Nein. Hatte ich nicht.

Nur diese blauen Augen, die sich im Himmel verlieren.

Ich sprach Holländisch, ich sang jeden Beatles Text
auswendig, ich schrieb gute Aufsätze, aber fleißig war ich
nur, wenn mein Interesse geweckt wurde.

War ich sensibel? Oder musisch begabt?

Irgendetwas musste aus mir doch zu machen sein.

Nachdenklich war ich? -

Einer, der Gedichte schrieb oder schreiben sollte?

Himmelherrgott, nur das nicht!

Wäre es nicht möglich, mich mit plötzlichem Reichtum zu
überschwemmen, statt mich unter den Hut des Lebens zu
bringen? Ich war doch erst sechzehn. Und eine Ausnahme war
ich nicht. Meine Mitschüler waren doch von der gleichen
Ratlosigkeit befallen wie ich.

Nur eines hatten sie mir voraus:

"Man muss ja was tun!" sagten sie.

Ich träumte schlecht. Die Wochen und Monaten nach Berlin
flogen dahin. Über jedem Atemzug schwebte die Ahnung, das
etwas Großes begann. Etwas unangenehm Großes.

Das Leben vor dem Tod oder der Tod selbst?

Noch eine Woche, und die Klausuren wurden geschrieben. Noch
eine, und die Verlierer zogen sich kleinlaut zurück.

Unser Nachbar war Chef einer Spedition.

Er schlug meinen Eltern vor, ich sollte doch bei ihm anfangen. Mein Magen zog sich zusammen. Was für eine Vorstellung. Letztes Jahr hatten die Rolling Stones die Waldbühne zu Kleinholz gespielt, und ich sollte Spediteur werden?

Mein Kopf summte wie ein Bienenstock.

Dieser verdammte Rock 'n Roll brachte alles durcheinander. Warum zum Teufel kaufte ich mir kein Schlagzeug und überließ den Ernst des Lebens den anderen? Wenn Keith Moon über sein Schlagzeug stürzte, konnte mir der Ernst des Lebens doch egal sein.

Dead End Street, mein lieber. Der Ernst des Lebens war stärker, und ich war noch nicht mutig genug.

Also würde ich Spediteur. Basta! Das Büro, das Büro, das macht froh. Ich schloss einen Lehrvertrag. Im Lehrvertrag stand, was ich tun musste, und was ich verdiente.

100 DM im ersten, 120 im zweiten und 150 im dritten Lehrjahr.

"Ist das nichts?" sagte mein Vater.

"Doch", sagte ich. "Dooooch."

Die Beatles hämmerten aus jedem Lautsprecher. I'm a loser war mein Lieblingslied. Ringo Starr heiratete. Jeder Furz der fantastischen Vier war eine Sensation.

Ich konnte furzen so viel ich wollte. Keiner hörte mich.

Am 1. April 1965 um 7.15 Uhr setzte ich mich auf mein Rad und fuhr los. Ich hatte Herzklopfen und Magenschmerzen.

Um 7.20 bog ich von der Neustraße in die Bahnhofstraße.

Das Büro kam näher. Mein Impuls zur Flucht war kaum noch zu bändigen. Hau ab Junge! Mach irgendetwas, aber geh nicht in dieses Büro. Schlag Trommeln kaputt. Biege Mikrofonständer krumm. Raste aus Mann, so lange noch Zeit ist.

Da ist das Büro.

Ob sie hinterm Fenster stehen? Ob sie auf mich warten?
Was haben sie mit mir vor? Was muss ich ihnen beweisen?
Dass ich willig bin? – Dass ich gern arbeite?

7.21 Uhr. Ich stellte mein Rad an die Wand und Schloss ab.

7.22 Uhr. Hau ab! Schließ dein Rad auf und hau ab!

7.23 Uhr. Ich drehte mich noch einmal um. Es war bewölkt.
Ich atmete durch, stieg die Treppe zur Laderampe hoch und
verschwand in einem dämmrigen Lager. Noch zehn Schritt,
dann würden alle mich mustern. Noch fünf Schritt, dann war
es mit dem Wetter für die nächsten acht Stunden vorbei.
Noch vier Schritt, dann tauchte ich ein in das andere
Leben. Es war unvermeidlich.

Alle hatten gesagt, dass es unvermeidlich ist.

7.24 Uhr. Neben der Tür zum Büro (**BÜRO** stand auf einem
emaillierten Schild) war eine Durchreiche. Ich sah einen
großen Raum, aneinandergestellte Schreibtische, Telefone
und Rechenmaschinen. Unterm Fenster in der Ecke zur
Bahnhofstraße stand ein Fernschreiber. Ablagekörbe. Noch
mehr Schreibtische. Dicke, milchweiße Lampenkugeln. Eine
weitere Tür und ein großer, gußeiserner Ofen.

7.24 Uhr. Why don't you all fade away ...

Die Türklinke. Das Schlüsselloch. Schritte auf den
Holzdielen im Lager. Ein Telefon klingelt. Die Türklinke.
"Guten Morgen." (INRI)

Die Tür schlug hinter mir zu.

An jedem Schreibtisch saß einer. An jedem Schreibtisch hob
einer den Kopf. Das waren alles Speditionskaufleute. Wenn
jemand sie fragte, was sie sind, sagten sie
"Speditionskaufmann", als sei man auf der Welt, um so etwas
von sich sagen zu müssen.

"Guten Morgen."

Why don't you all f-f-f-f-ade away...

7.25 Uhr. Jemand stand auf und kam auf mich zu. Er war dunkelblond, mittelgroß und hatte ein entschlossenes Gesicht. Er gab mir die Hand. Ich sah in seine graublauen Augen, witterte und wusste Bescheid.

Herr Matz gehörte zu der Sorte, die ich nicht riechen kann. "Dann komm mal mit zum Chef", sagte er.

Unser Nachbar glühte auf, als Matz und ich eintraten. Er wollte neutraler erscheinen, als er sein konnte, möglich, dass er als Chef ein anderer war, jedenfalls zeigte er keine nachbarschaftliche Regung, sondern hielt eine Rede. Er sprach vom Ernst des Lebens und von Rechten und Pflichten, und wie die Dinge standen, würde ich ähnliche Reden noch häufiger hören.

Während er sprach, wanderten meine Augen durch das Büro. Auf dem Schreibtisch stapelten sich braune Mappen mit handschriftlichen Vermerken. In den Regalen reihte sich ein Ordner an den nächsten. Alles roch nach Staub. Auf der Fensterbank stand ein altmodisches schwarzes Telefon.

Um 7.30 Uhr war die Rede vorbei.

Herr Bartschke schüttelte mir die Hand und wünschte mir Glück. Ich bedankte mich. Als ich mich umdrehte, wusste ich, dass ich lieber sterben wollte, als in so einem Büro zu enden.

7.32 Uhr. Matz zeigte mir meinen Schreibtisch.

Vor mir lag eine grüne Schreibunterlage. Wenn ich den Kopf hob, sah ich die Fensterbank. Auf der Fensterbank standen Ja-Ja-Meiers Sanseverien, Grünlilien und fette Hennen.

Ja-Ja-Meier lächelte. Ich lächelte zurück.

Als gegen halb neun die ersten ihre Butterbrotdosen auspackten, hatte ich schon einen Stapel Briefe in Ordner sortiert. Ablage machen heißt so was.

I'm a loser.

John singt, spielt Mundharmonika und Gitarre.

Paul schlägt das Tamburin. John spielt das Solo.

Hau ab, Hans, hau ab. – No reply.

Gegen 10.30 Uhr schob ich den Ablagekorb weg.

I should have known better.

Nachdem die ersten Monate hinter mir lagen (HELP kam auf den Markt), und ich bewiesen hatte, dass ich so eine Aufgabe lösen konnte, ohne schreiend davonzulaufen, erweiterte man meinen Tätigkeitsbereich.

Ich durfte Post holen.

Die Ablage übernahm Christel. Wie ich war sie im ersten Lehrjahr. Sie hatte rotes Haar, war einen Kopf größer, wirkte ungeschlachtet, wurde leicht rot und war hässlich. Sie würde mich im Endspurt der Kaufmannsgehilfenprüfung ohne Mühe überrunden, denn sie war intelligent, fleißig und machte sich überhaupt nichts aus Rock 'n Roll.

8.15 Uhr an einem Tag im Juli des Jahres 65.

I'm down war mein Lieblingslied.

Die eingegangenen Fernschreiben waren abgelegt.

Ich erkundigte mich, wer was zum Frühstück wollte.

8.25 Uhr. Nach ein paar Tagen großer Hitze hatte es sich über Nacht bezogen, ein Gewitter war niedergegangen, es war kühl. Ich ging zum Edeka-Supermarkt und steuerte auf die Wursttheke zu.

"Karl-Heinz, hol die Mayonnaise!" kreischte Frau Groot.

Herr Groot nickte und eilte davon. Sein Gesicht war ungesund rot. Er war kahlköpfig, und seine Nase sah aus, als habe jemand versucht, die Spitze abzubeißen.

Ich bedauerte ihn. Noch ein Mann, der kein Mittel gefunden hatte, seiner Frau Paroli zu bieten. Irgendwie war sie ihm über, und sie würde ihm über sein, bis er den Arsch

zusammenkniff. Jemand musste schließlich Mayonnaise holen, der Laden warf für einen Gehilfen nicht genug ab.

Als er aus dem Lager zurückkehrte, packte seine Frau mir Brötchen, Fleischwurst und Matjes in eine Tüte. Ihr Mann sortierte die Mayonnaise ins Fach und ging zur Kasse.

Ich zahlte. Die Geschäfte der Bahnhofstraße lebten mehr oder weniger von Lehrlingen, kaufmännischen Angestellten und Textilarbeitern. Man kannte mich jetzt. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich in eine Erkennungsfalle getappt. Wenn ich auftauchte, wusste jeder gleich, von welcher Firma ich kam, und was ich wollte.

Ich war nicht mehr der x-beliebige Schüler, der auswich, wenn ihm einer seiner Lehrer begegnete, nein, plötzlich war ich Repräsentant der Spedition H.W.H.

Mit Eintritt in diese Firma war die Stadt noch enger geworden. Die Gründe, wegzulaufen, hatten sich vervielfacht.

Trotzdem ließ ich mir Zeit.

Wenn ich die Rampe der Lagerhalle erst einmal hinter mir gelassen hatte, verlangsamte ich und genoss den Luxus, mir Zeit zu nehmen. Bei Groot oder auf der Post ließ ich Dampf ab. Ich verlangsamte noch mehr, und erreichte für Augenblicke das Glück des absoluten Stillstands.

Ich stahl meiner Firma das Wichtigste, was es gab – Zeit.

Ich stand vor den Schließfächern und tat so, als ginge mich gar nichts mehr an.

Allerdings hatte ich bald raus, wie viel Zeit ich mir nehmen durfte. Offenbar wusste man in der Firma Bescheid. Offenbar hatte man sich entschlossen, kleine Zeitdiebstähle nicht zu ahnden; vielleicht war es aber auch so, dass man sie tolerierte, um über den Rest besser verfügen zu können.

9.05 Uhr. Der gleiche Tag, das gleiche Jahr.

Ich rutschte auf den abgetretenen Stufen zur Rampe aus und schlug hin. Butterbrote, Kakao, Matjes, das ganze Frühstück zum Teufel! Ich sammelte alles auf und verschwand im Schuppen. Vorm Flur zum Büro hatten sich die Lagerarbeiter einen Aufenthaltsraum eingerichtet, ein Kabuff mit Tisch, Stühlen und einem Sofa.

Um diese Zeit saßen sie da und lasen Bild.

Es waren stämmige Kerle, fast alle vom Land. Wenn man sie ärgern wollte, sagte man: "Na, ihr Bauern, was machen die Säue?" So was hörten sie nicht gern. Ihre Säue gingen niemanden etwas an. Einer, ein breitschultriger, blonder Riese Mitte vierzig, stand in der Tür des Kabuffs und sagte: "Geh mal eben auf's Lager und hol die Sackkarre." "Schultewolter!" sagte ich. "Wofür hältst du mich. Hol sie doch selbst, alter Bauer."

Der "alte Bauer" war mir so rausgerutscht, schließlich hörte ich das jeden Tag, aber ich war noch nicht lang genug im Betrieb, um wissen zu können, dass nicht jeder das sagen durfte. Vor allem nicht zu Schultewolter.

Schultewolter sagte gar nichts, packte mich und hob mich vor sein Gesicht. Diese aussichtslose Lage machte mich trotzig. Ich nannte ihn "zu blöd zum Kartoffelsuchen". Schultewolter ließ mich fallen und holte aus. Wäre Matz nicht im gleichen Augenblick aufgetaucht, hätte ich mir eine derbe Abreibung eingefangen.

"Lass ihn", sagte Matz.

Schultewolter drehte fluchend ab ins Kabuff und knallte die Tür hinter sich zu.

Matz hielt eine gepfefferte Rede und delegierte mich zur Spinnerei Deutschland. H.W.H. lagerte dort Baumwollballen von der Größe eintüriger Kleiderschränke und dem Gewicht zwei ausgewachsener Männer. Ein LKW der Firma stand vorm

Verladetor. Schultewolter war Verlademeister. Ich kippte einen Ballen auf die Sackkarre, nahm Schwung und versuchte, sie über die lange Rampe schräg zum Verladetor und über die Klappe ins Innere des LKW zu wuchten. Schultewolter stand vor der Schräge und feuerte mich an. Es war zum Verrücktwerden.

"Schaffst du's nicht oder was?" brüllte er und wollte platzen vor Lachen.

Hätte ich damals weiter am Sandsack geübt, wäre alles ganz einfach. Zwei, drei schnelle Kombinationen, meine Reaktionszeit war gut, ich war nicht so schnell wie Cassius Clay, aber mit 250 Millisekunden, für Boxer eine gerade noch akzeptable Zeit, arbeitete mein Hirn schnell genug, um Schulterwolters gefährlichen, wild rudernden Armen auszuweichen, ihm eins in die Bauernfresse zu geben, die Eier zu touchieren, und ihm, wenn er vornüber sackte, den Kaninchenschlag zu verpassen.

Aber ich hatte nicht geübt. Schultewolter stand vor mir wie Sonny Liston vor Cassius Clay, er stand wie ein Baum, und ich konnte ihn nicht fällen.

Ich hatte Sonny Liston bedauert, als er wie vom Blitz getroffen auf's Gesicht fiel und liegenblieb.

Schulterwolter täte mir nicht leid. Schultewolter mochte intelligente Jungs wie mich grundsätzlich nicht. Ihm imponierte nur, wer diese 180 Kilo-Ballen bewegte, als wären es Kinderwagen.

Kurz vor Feierabend hatte ich eine Erleuchtung.

Ich wusste plötzlich, wie meine Zukunft aussehen würde. Ich würde die Lehre abreißen und wieder zur Schule gehen. Ich wollte eine größere Nummer werden. Irgendeine größere Nummer.

17.00 Uhr. Mein Kreuz reißt, meine Beine sind schwer.

Gegen 18.00 Uhr hatte ich unzählige Briefe gefalzt, in Umschläge gestopft und durch die Frankiermaschine gejagt. Ich packte alles in meine Tasche und verabschiedete mich. FEIERABEND.

Seit Kindesbeinen kannte ich dieses Wort.

Wenn meine Mutter Feierabend sagte, hieß das, geh ins Bett. Wenn mein Vater davon sprach, hatte es einen anderen Klang. Jetzt wusste ich, was es wirklich bedeutet.

Niemand hatte mehr Verfügungsgewalt über mich. Niemand wusste nach 18.00 Uhr besser, was gut für mich ist.

It's been a hard days night.

Feierabend bis Montag. Der Edeka-Supermarkt wurde geputzt. Im Webstuhl wurde getrunken. Im Fischgeschäft Krinke wurde Eis auf die Fische getürmt.

Die Beatles spielten in der Centennial Hall, Adelaide, Australien, Ringo war krank, mein Haar hatte Kragenlänge erreicht, ich war froh, dass die Woche vorbei ist, aber eins machte mir Sorgen: mein Haar war zu dünn.

Freitagabend irgendwo auf der Bahnhofstraße. Freitagabend auf dem Weg in den Feierabend. Erst mal nach Hause.

Umziehen? Ja, umziehen. Und dann weg. Weg vom Hier und Heute, rüber in das andere Land, hin zu den anderen Mädchen, den anderen Köpfen und der anderen Vergangenheit. Die elende deutsche Haut einfach vergessen und weg.

Ich öffnete das Fenster.

"Here comes the night!" schrie Van Morrison. "Well, here it comes...." Ich trommelte einen Wirbel aufs Fensterbrett, mein Fuß imitierte die Bassdrum gegen den Schreibtisch, die Zimmertür ging auf, mein Vater kam schnaufend herein und sagte: "Komm mal nach unten, musst dir mal anhören das Gekloppe, is ja furchtbar, Mensch."

"Du kannst mich mal", sagte ich, stürmte an ihm vorbei und rannte nach unten.

RUMMS. Die Haustür flog zu und ich war frei.

Ich wollte per Anhalter nach Enschede fahren. Ich würde in irgendeinen Wagen steigen und versuchen, den Fahrer zu bewegen, mich möglichst nah an mein Ziel zu bringen.

Als ich vor der Mix stand und den Daumen reckte, hatte ich all die strebsamen Kaufleute, die von früh bis spät darüber nachdenken mussten, wie ein mit Stückgut für das bergische Land beladener LKW seine Fracht am Besten verteilte, längst verdrängt.

Sie konnten mir das Wasser nicht reichen.

Die Stadt zur Linken, die Grenze vor mir und dahinter die Welt gaben mir die Kraft zu glauben, alles sei machbar.

Jetzt musste nur noch ein Wagen kommen und halten.

Eine Viertelstunde später war ich in Enschede.

Ich überquerte den Boulevard 1945, eine mißratene Version der Avenue of the Americas. Wieder fünf Minuten darauf saß ich im Café Monopol am alten Markt, trank Bitter Lemon und sah Männern beim Billard zu. Das Klacken der Kugeln war beruhigend. Die Männer spielten konzentriert. Gelang einem ein guter Stoß, klopfte der andere mit dem Queue auf den Boden.

Die Gäste stammten aus allen Schichten.

Das war's, was ich mochte. Hier wurde ich nicht beäugt.

Ich trank aus und ging zum Irene, ein etwas düster wirkender Saalbau, der Concordia ähnlich.

Vorm Eingang hatte sich eine Menschentraube gebildet:

Langhaarige, Mädchen in grellbunten Miniröcken, eng umschlungenen Paare.

Alles so, damit die Erwachsenen uns besser hassen konnten. Wir waren hier, um die Hoffnung hochzuhalten, mehr nicht. Und was geschah an diesem Abend?

Ist von einer Entjungferung zu berichten? Rotteten sich Jugendliche zum Sturm auf das Rathaus zusammen? Wurden Vertreter des öffentlichen Lebens nackt über die Straße getrieben, vom Hohn langhaariger Spinner begleitet? Brach nach den ersten Gitarrenakkorden die Raserei aus, rissen sich junge Menschen die Kleider vom Leib und vergaßen die christlichen Lehren, setzte ein wildes, von keinem Eheversprechen getrübt Vögeln ein, das bis in die frühen Morgenstunden anhielt? – Nein. Einer nach dem andern zahlte seinen Eintritt, ging in den Saal, suchte sich einen strategisch günstigen Platz und harrete aus.

Auf der Bühne standen zwei Marshall-Türme, eine Bassanlage und ein Ludwig-Schlagzeug.

Die Rechnung, die an diesem Abend aufgemacht wurde, war einfach. Sobald die Membrane der Lautsprecher zu vibrieren begannen, konnten alle vergessen.

Ich durchbrach an diesem Abend ein ehernes Gesetz.

Statt um zehn kam ich erst kurz nach Mitternacht nach Hause. Mein Vater tobte, aber danach war 10 Uhr kein Thema mehr.

Der Verfolgte

Mitten im Strudel der Tanzenden tauchte Ineke auf. Seit letzten Sommer hatte ich sie nicht mehr gesehen.

"Tanzen wir?" fragte ich.

"Ja", sagte sie, und drängte sich an mich.

Ich legte meinen rechten Arm um ihre Hüften. Mit der linken Hand machte ich mir an ihrem Haaransatz zu schaffen. Ihr Haar roch wie warmes Heu. Ich musste niesen. Sie lachte. Ich kitzelte sie, und sie lachte noch mehr. Die Band spielte Blues. Der Sänger wurde mit jedem Ton trauriger. Wir tanzten. Wir schwankten wie Pappeln im Wind. Wir waren Briefmarke und Brief, und dann küssten wir uns, wie in den Liedern, die ich täglich hörte. Als es längst zu spät war, um noch pünktlich nach Hause zu kommen, brachte sie mich zum Boulevard 45. Wir verabredeten uns auf den nächsten Tag. Die Lightnings spielten in Overdinkel.

Der letzte Bus war weg, also trampete ich.

Ein großer Ford hielt. Der Fahrer war Mitte vierzig und hatte ein freundliches Mondgesicht mit Hamsterbäckchen. Er bot mir eine Zigarette an. Auf halbem Weg rutschte seine Hand auf mein Knie. Ich sah ihn an. Er hatte Schweißperlen auf der Stirn. Ich sagte: "Bitte lassen Sie das!" und er entschuldigte sich.

Als ich ausstieg, schenkte er mir eine Schachtel Ernte 23. Am nächsten Tag lieh ich mir eine Zündapp und fuhr nach Overdinkel. Es nieselte. Mein Haar flog. Ich dachte an Ineke. Ich stellte mir vor, wie sie hinter mir auf dem Moped saß, und mit mir irgendwohin fuhr: in die Heide, in einen Wald, an die Dinkel.

Die Jungs von der Band saßen in einem Kabuff der Halle und aßen Fritten. Wir begrüßten uns. Die Bühne war mit

Girlanden geschmückt. Im Saal hingen Lampions. Ich überlegte, was ich tun könnte, damit alle glaubten, ich gehöre zur Band. Atze sagte, ich könnte Karten abreißen. "Mach ich", sagte ich, und dann stand ich da und fühlte mich groß. Viel größer, als sich ein Speditionskaufmann je fühlen konnte. Ich stand da und musterte jeden, der Einlass verlangte. Es war viertel nach acht, die kleinen Lämpchen an den Verstärkern glühten schon, gleich würde es losgehen, aber Ineke war noch nicht da. Ich übergab meinen Posten einem schlaksigen Holländer, und ging durch den Saal. Atze stöpselte seine Gitarre ein. Die Lightnings begannen mit Roll over Beethoven. Atze imitierte den Cake-Walk. Bei einem blonden Jungen rechts vor der Bühne stand ein Mädchen mit kastanienbraunem Haar und wackelte mit dem Kopf. Der Junge redete auf sie ein, statt mit ihr zu tanzen. Die Lightnings spielten I get around. Ich hüpfte herum und zeigte meine Sprünge. Dann sah ich, wie der Blonde das Mädchen stehen ließ, um sich etwas zu trinken zu holen. Ich ging zu ihr und forderte sie auf. Wir tanzten Twist, und es gelang mir, sie bei der Hand zu nehmen und herumzuwirbeln. Der Blonde kam mit einem Pils zurück. "Wie heißt du?" fragte ich das Mädchen und sie sagte Yoke. "Möchtest du etwas trinken?" Sie nickte. Wir gingen zur Theke. Der Blonde folgte uns. Yoke und ich tranken Cola und dann tanzten wir wieder. Um kurz vor zehn sagte sie: "Jetzt muss ich nach Hause." "Ich bring dich", sagte ich. "Gern", sagte Yoke. Ich fuhr Yoke zur ihrer Straße. An der Ecke verabschiedete ich mich von ihr. Einen Augenblick war sie mir ganz nah. Ich versuchte sie zu küssen, sie wendete den Kopf, der Kuss

ging daneben, sie lachte, und dann küsste sie mich, aber nur flüchtig.

"Deine Adresse?"

"Ich bin die Woche über in Nijmegen", sagte sie. "Schreibst du mir?"

"Natürlich."

Yoke kritzelte ihre Adresse auf einen Zettel und ging. Als sie um die Ecke verschwunden war, wollte ich mein Moped anwerfen. Ein Stückchen die Straße runter standen zwei Jungen und versperrten mir mit ihren Mopeds den Weg. Jetzt wusste ich, was die Stunde geschlagen hatte. Ich legte den ersten Gang ein, rannte los, ließ die Kupplung kommen, sprang auf, und fuhr auf die beiden zu. Der Blonde kam nicht rechtzeitig weg. Ich erwischte ihn am Vorderrad. Er und sein Moped fielen um. Ich gab Gas.

"Rot-Moff!" schrie der andere.

Der Blonde rappelte sich auf, und dann folgten sie mir. Ich fuhr so schnell ich konnte. Die Straße führte durch Weideland, feuchte, saftige Dinkelwiesen. Ab und an machte sie eine scharfe Kurve. Ich hatte einen Vorsprung von zwanzig Metern. Die beiden Holländer lagen auf ihren Mopeds, aber sie holten nicht auf. Sie klebten an mir wie Kletten, sie schrien gegen den Wind, was sie mit mir machen würden, wenn sie mich kriegen, aber sie kriegten mich nicht.

Ich überquerte die Grenze und war gerettet.

Im Bett musste ich lachen.

Ich hatte versucht, Yoke beim Tanz eine Hand unter den Pullover zu schieben, aber sie hatte sie weggeschoben. Eh ich einschlief, nahm ich mir vor, es beim nächsten Mal zu versuchen. Ich wusste noch nicht, wie streng Yoke ist.

Sie hatte Prinzipien. Sie fand es dumm, wenn man nur an das eine denkt.

Ich wusste nicht, woran ich sonst denken sollte.

Der Gedanke verfolgte mich bis in meine Träume. Aber da ging es nicht um Frauen. Nur zu Anfang tauchte eine auf. Sie war nicht mehr jung. Ich saß auf ihrem Schoß. Ich wollte an ihrer Brust saugen, doch sie schob meinen Kopf weg. "Du bist schon zu alt!" sagte sie. "Du bist noch zu jung!" Dann war die Frau fort, wie im Traum etwas fort sein kann. Ich spürte, dass sie in einem der Häuser wartete, die ich sah. Es waren Häuser in einer kleinen Stadt. Die Stadt lag an der Grenze. Ich wusste nicht, dass es meine Stadt ist. Ich wusste auch nicht, was die Männer bewegte, die auf Fahrrädern durch ein großes Tor fuhren.

Über ihnen schwebte eine große Uhr.

Sie riefen sich etwas zu.

"Noch fünfzehn Jahre!" - "Noch fünfundzwanzig!" - "Noch zwei!" - "Nächste Woche, Heini. Nächste Woche geh ich in Rente!"

Die Chimäre

Als ich Montag ins Büro kam, fiel Matz mich an wie ein Wolf. Die Samstagsschicht hatte keine Post frankieren können, weil die Karte des Freistemplers aufgebraucht war. Aber ich war kein Schaf. Die Freistemplerkarten lagen an ihrem Platz. Ich hatte sie Freitag gekauft.

Er hatte nicht aufgepasst, und das sagte ich auch.

Sein Reißmaul schnappte zu, er verließ den Raum, aber ich war gewarnt.

Er würde es wieder versuchen.

Ich setzte mich an meine Olympia und schrieb Yoke.

Als ich sie gerade küssen wollte, tauchte Matz wieder auf und warf mir einen gefährlichen Blick zu. Ich zog den Brief aus der Maschine, faltete ihn und steckte ihn weg.

Vor der Rampe stand ein LKW der Spedition Deutrans.

Der Fahrer hatte Papiere hereingereicht, und war sofort wieder in sein Führerhaus geflüchtet. Die DDR-Spediteure waren ängstlich und verschlossen. Man konnte mit ihnen nicht reden.

"Schick ein Telex an Deutrans Leipzig", sagte Matz.

"Schreib ihnen, dass die Verzollung länger dauert, als geplant, mit den Papieren stimmt etwas nicht."

Ich setzte mich an den Fernschreiber, wählte die Nummer und wartete. Nichts geschah. Ich brach ab und wählte noch einmal. Der Fernschreiber begann zu tickern, dann brach die Verbindung ab. Ich versuchte es wieder und wieder.

Matz drehte sich um und sagte: "Was ist los, bist zu blöd oder was?"

Es war Montag, ich war um einen Kuß ärmer, und mir wurde klar, dass sich die Welt gegen mich verschworen hatte.

Ich sah Matz an und sagte gar nichts.

"Also?"

"Ich krieg keine Verbindung."

Matz brachte den Anschluß auf Anhieb zustande und sagte:

"Dein Hirn ist wohl unter den Haaren erstickt, wie?"

Zuerst verstand ich den Zusammenhang nicht, ich war noch zu sehr mit Yoke beschäftigt. Ich schluckte und fürchtete schon, dass er mich doch noch kriegt, aber dann wurde ich plötzlich ruhig. Beängstigend ruhig.

"Machen Sie Ihren Dreck doch allein!" sagte ich, nahm Ja-Ja-Meiers Ablagekorb vom Schreibtisch und knallte ihn Matz vor die Füße. Matz taumelte zurück. Für einen Augenblick stand er da wie von einem Faustschlag getroffen.

"Du bist doch... doch gar kein ... Mann!" schrie er dann.

"Du siehst aus wie ein Weib. Du Affe!"

"Sie sollten sich sehen, wenn Sie besoffen unter der Vogelstange Trompete blasen", sagte ich freundlich.

Die älteren Lehrlinge schützten eifrige Arbeit vor, aber ich sah, wie sie innerlich applaudierten, und das machte mir Mut. Matz quoll auf wie Tampon und verstummte. Ich setzte mich, und gab Deutrans die Nachricht durch. Ich machte das ohne Eile, ich kochte, aber nach außen drang davon nichts. Endlich war klar, mit wem ich es zu tun hatte. Meine Nase hatte mich nicht betrogen, ich wusste, auf welcher Seite Matz stand, und hörte gar nicht mehr hin, als er sagte, dass man solche wie mich ins Arbeitslager stecken sollte.

Als ich das Fernschreiben beendet hatte, ging ich zu meinem Schreibtisch, packte Verzollungspapiere zusammen, nickte in die Runde und sagte: "Ich geh jetzt zum Zoll."

Ich wusste, dass Matz mich nie mehr angreifen würde.

Ich war elektrisch. Matz war es nicht.

Vielleicht machte ihn das verrückt. Das erste Lehrjahr war nicht einmal ein halbes Jahr alt, und ich hatte mit diesem Kapitel schon abgeschlossen.

Aber den Kram einfach hinzuschmeißen, dazu war ich noch längst nicht bereit.

Matz war für den Rest des Tages merkwürdig still.

Punkt sechs sprang ich aufs Rad und fuhr nach Hause.

Ich hatte meine Arbeit getan, mehr sollte niemand von mir verlangen. Es gab wichtigere Dinge.

Am Abend war ich mit Atze verabredet. Er wollte mir Beatles for Sale vorspielen. Auf der Fahrt zu ihm hing der Regen in Schnüren vom Himmel. Atze wohnte in einem Zimmer im Keller seines Elternhauses. Seine Gitarren hingen in Haltevorrichtungen an der Wand, das dunkelbraune Sofa stand an der Spitze eines gedachten, gleichschenkligen Dreiecks, links und rechts an der Basis standen die Boxen.

"Wegen der Stereophonie!" sagte er. "Ist doch klar, oder?", zog das Vinyl aus dem Cover, legte es auf und zelebrierte den Tonarm in die Rillen.

Gitarren und Schlagzeug flogen aus der rechten Ecke heran, der Sänger stand mitten im Raum, jemand klatschte und es klang, als stünde er zwischen Klavier und Bass.

Ich Schloss die Augen und vergaß.

Die Welt war schön.

Auch wenn es keine Antworten gab, schön war sie trotzdem.

Und Matz war ein Arschloch!

Bei Baby's in black dachte ich an Yoke.

Ein paar Tage später kam ein Brief von ihr.

Sie machte mir Vorwürfe. Du hättest mich nicht gleich küssen dürfen, schrieb sie.

Ich? dachte ich. Du!

Liebe ist doch etwas ganz anderes! schrieb sie.

Liebe? dachte ich.

Ich gebe zu, ich nahm an, verliebt zu sein, aber ich wusste nicht, was das ist. Ich glaubte auch nicht, dass meine Eltern sich liebten. Ich kannte überhaupt niemanden, bei dem ich das Gefühl hatte, dass er jemanden liebte.

Mir kam es so vor, als ob die meisten Liebe nur spielten.

So, wie sie alles andere spielten.

Irgendwie stellte ich mir Liebe ganz groß vor.

Tagsüber saß ich im Büro.

Abends trampelte ich kreuz und quer durch das Münsterland, um Bands zu sehen. Ich streckte mich bis ins Emsland aus, und einmal war ich sogar schon in Amsterdam.

Meine Freundinnen wechselten von Stadt zu Stadt.

In Enschede war es eine Molukkerin. Sie war dunkler als Kakao und zierlich wie eine Puppe. Es gefiel mir, ein dunkelhäutiges Mädchen im Arm zu halten. Ich musste nur aufpassen, dass mir die molukkesischen Jungs nicht eine Klinge zwischen die Rippen zauberten. Die waren hart, wenn es um ihre Mädchen ging. Einmal besuchte ich sie zu Hause. Ihre Eltern waren reserviert. Sie dachten wohl, was hat ein Weißer mit unserer Tochter zu schaffen? Noch dazu ein Weißer aus Deutschland.

Waren die Holländer denn nicht schlimm genug!

Nach ein paar Wochen war die Sache vorüber. Ich nahm es leicht. Meine neue Freundin war einen Kopf größer als ich, hatte schulterlanges, brünettes Haar und studierte Malerei an der Kunstakademie.

Carina nahm mich mit zu den Künstlerfesten. Jeder dort glaubte, er sei ein Genie, nur weil seine Hose mit Farbe bekleckst war.

Und ich war ein Speditionskaufmann. Auf Dauer rieb sich das.

20.Uhr 05. Gleiches Jahr. Irgendein Tag.

Ich überquerte die Grenze. Eine Viertelstunde darauf traf ich ein Mädchen. Wir gingen in eine Diskothek. Wir tanzten und tanzten und schenkten uns ab und an einen Blick.

Ich war sehr bemüht, die Erde endgültig zu verlassen.

Aber erst drei Jahre später erreichte ich meine optimale Sprungkraft. Es war in einer kleinen Diskothek in Berlin.

Ich hebelte mich in die Luft und krachte mit dem Kopf unter das Rohr einer Klimaanlage. Danach wurde ich ohnmächtig.

Gegen elf brachte mich das Mädchen zur Bushaltestelle. Wir standen in einer Ecke und küssten uns. Es war nicht mehr dieselbe wie letzte Woche, und wer weiß, wer es nächste Woche war. Bei jeder kam ich ein bisschen voran. Und nach jedem Schritt war ich ernüchtert. Aber das machte nichts. Ich hatte jetzt ein Ziel. Ich wollte nur das eine.

Titten kann jeder, dachte ich.

Mein Kopf war voller Mädchen. So voll, dass ich im Büro zu schludern begann, bis mir der Chef die Leviten las.

"So geht das nicht", sagte er. "Du musst deine Berichtshefte sorgfältiger führen."

"Mach ich!" sagte ich und war schon wieder weg.

Unterwegs irgendwo: am Zollamt, im Lager, auf der Post, mit dem LKW bei einem Kunden, von früh bis spät.

Seit einiger Zeit traf ich mich nach Feierabend mit Heinz.

Heinz war mein erster, richtiger Freund. Er war strebsam.

Er hatte alle Chancen, ein guter Bürger zu werden – ohne Fantasie, zufrieden mit Duplikaten, pünktlich, zuverlässig und treu.

Wir passten zueinander wie Sonne und Eis.

Heinz war Industriekaufmann. Er wollte weiterkommen. Er wollte etwas aus sich machen. Er glaubte an all die Dinge,

die mir unheimlich waren. Heinz war gut, kein Zweifel. Alles sprach für ihn. Wenn einer normal war, dann er. Ich brauchte einen wie ihn.

Wenn ich von der weiten Welt sprach, konnte er nur staunen. Seine Welt war festgefügt. Ich war der fliegende Holländer. Mein Fluch war der Selbstmordversuch meines Vaters, aber ich wusste das damals noch nicht. Ich wusste nur, dass ich nichts von dem wollte, was mit meinem Vater zu tun hatte.

An einem Wochenende waren wir unterwegs zu einem Konzert in Nijmegen. Heinz fuhr eine Kreidler. Ich saß hinter ihm und brüllte ihm ins Ohr, was am Vortag passiert war.

Ich war von der Arbeit nach Hause gekommen, hatte mein Rad abgestellt, und war ins Haus gegangen. Mein Vater und meine Mutter standen sich in der Küche gegenüber und schrieen sich an. Dann ging mein Vater auf meine Mutter los. Ich sprang zwischen die beiden. Mein Vater wollte mich wegdrücken, aber ich schrie, ein Schlag nur, und mich siehst du nie wieder.

"Und worum ging's?" brüllte Heinz.

"Irgendetwas mit meiner Schwester!" schrie ich.

Aber ich hatte Heinz nicht alles erzählt.

Die ganze Wahrheit kommt jetzt:

In der linken Hand meines Vaters blitzte ein Messer. Ich wusste nicht, ob er mutig genug war, zuzustoßen, aber er sah aus, als wollte er diese Ehe liebend gerne mit ein paar Stichen beenden. Aus seinem Mund sprudelten Worte, die man nicht wiedergeben kann. Wenn schon das Messer in seiner Hand nur dramatische Pose war, sollten die Worte töten.

Und mitten in diesen befreienden Akt trat ich und machte alles zunichte, indem ich mich zwischen ihn und seine Frau stellte.

"Hau ab du Niete!" schrie er.

Es knirschte, die Kreidler schlingerte, und schon lagen wir im Graben.

"Hast du dir weh getan?" fragte Heinz.

Ich sah an mir herab. Ich war schmutzig, aber sonst schien alles in Ordnung. "Nein. Und du?" Heinz schüttelte den Kopf. "Glück gehabt!" sagte ich.

Eine Stunde später mieteten wir uns in der Jugendherberge Nijmwegen ein. Am Spätnachmittag saß ich auf den Mauern einer an einem großen Fluss liegenden Befestigungsanlage und schaute in den Himmel. Ich liebte Himmel und Flüsse. Der Fluss zog den Himmel zur Erde, als gehöre er ihm und verschwand mit ihm in einer weiten Kurve.

Mein Fluss. Mein Himmel.

Heinz und ich waren gekommen, weil an diesem Abend eine Band in der Stadt spielte, die noch schmutziger war als die Pretty Things. Irgendein holländisches Mädchen sollte mir dieses Wochenende versüßen, irgendeines dieser Mädchen mit Minirock und schockfarbenen Strümpfen.

Rasch, küß mich, solange es noch geht, rasch, wir nutzen diesen flüchtigen Ort für Zärtlichkeit. Rasch, denn mein Wochenend rast, in ein paar Stunden ist schon wieder alles vorüber. Montagfrüh werde ich die von meinem Vater attestierte Niete abstreifen, und mir den 40 Stunden Trotteln überstülpen, der den Rest seiner Tage über Frachten brütet, den anerkannten Typ A. Auf mich kann man bauen. Der anerkannte Typ A, der keine Rechtfertigung braucht für seinen Wahn.

Ich stand mit *ihr* in einer Ecke unter einer Eisenbahnbrücke, ein Walbuckel aus Stahl, übersät von pockenartigen Nieten. Anja hieß sie. Statt vom Mond hatte ich ihr von der Welt erzählt, die ich sehen wollte. Von der

Burg drangen Fetzen Musik herunter. Ein Zug rollte über die Brücke.

"Küss mich, Anja."

Anja schmeckte nach schwarzem Tabak. Sie ließ zu, dass ich meinen Mittelfinger in sie schob. Sie war feucht. Wir rieben uns aneinander. Wir pressten unsere Unterkörper gegeneinander. Ich traute mich nicht, mehr zu fordern. Ich träumte nur davon. Ich träumte vom Untergang dieses großen feurigen Traums am Horizont. Mitten im Wind und Gepolter des Zuges kam ich stoßweise und warm. Anja küsste mich aufs Ohr, ich rückte dem Fleck auf meiner Jeans verschämt mit einem von Anjas Taschentüchern zu Leibe, sie kicherte, und dann gingen wir Hand in Hand zurück zur Burg.

Wir gaben uns noch einen Kuss, einen dieser Küsse, die ewig halten und doch nicht für Ewigkeiten bestimmt sind, einen dieser wunderbaren Küsse ohne Anspruch auf irgendein Danach, ein Kuss, der dem Augenblick dient. Dann bestiegen Heinz und ich die Kreidler und knatterten die mit Pappeln bestandene Straße davon.

Am nächsten Morgen war der Himmel über dem Fluss milchig blau. Nichts hielt die Gedanken, in alle Richtungen konnte man fliehen. Wir zurrten unser schmales Gepäck und fuhren zurück ins moderne, aufstrebende Deutschland.

Die Chimäre.

Wenn ich bloß gewusst hätte, was ich von diesem Land halten soll.

Heute ist mir dieses Tier immer noch unheimlich. Ein merkwürdiges Tier, dieses Tier. Es geht akkurat über jeden Parcours. Es schießt nicht, wenn es aufgeregt ist, es muss nicht einmal kotzen. Es reagiert auf den leisesten Druck seines Reiters. Vom Fußvolk lässt es sich nicht zu einer Kehrtwendung zwingen.

Das Fußvolks soll still sein und kaufen.
Es soll aufstehen und fernsehen!

Die erste große Rechnung seit Elvis Presley

Ja-Ja-Meier hatte Kaffee gekocht. Ein Lehrling hatte seine Prüfung bestanden und gab einen aus. Hinkmann war nicht da. Nach dem Schützenfest der Brüderschaft Sankt Augustin hatte er seinen Wagen volltrunken in eine Böschung gebohrt. Aber das Beste an diesem Morgen war, Matz war auch außer Haus. Ich war gerade vom Zoll zurück, warf zwei Stückchen Zucker in meinen Kaffee und rührte um.

Der Lehrling erzählte aufgeregt, wie der Prüfer versucht hatte, ihn reinzulegen. Es war Herr König. Ich kannte ihn von der Berufsschule. Er war streng, aber korrekt, und ich glaubte nicht, dass er es darauf anlegte, jemanden reinzulegen, deshalb schenkte ich dem Bericht keine Aufmerksamkeit.

Mein Blick fiel auf das Feuilleton einer Zeitung.

Die Beatles kommen zu einer Blitz Tournee! stand da.

Ich erstarrte, trank ich einen Schluck Kaffee, bekleckerte die Verzollungspapiere, fluchte, zog das Telefon heran und wählt Atzes Nummer.

Atze wusste, was die Stunde geschlagen hatte. Und er sagte mir auch, wo man eine Karte bekam.

Zwei Tage später hielt ich sie in den Händen.

Bravo Beatles Blitz Tournee stand drauf.

Im Büro lachte man über mich.

Mehr als ein halbes Monatsgehalt war für die Karte inklusive Reise nach Essen draufgegangen, aber das war es mir wert. Ich hätte auch mehr bezahlt.

Noch zwei Wochen. Noch eine Woche. Noch einen Tag.

Der Sonderzug kam aus dem Norden und war randvoll mit Gleichgesinnten. Alle waren aufgekratzt. Eine Touropa Hostesse drückte mir ein Fresspaket in die Hand und

wünschte mir eine angenehme Reise. "Danke!" sagte ich und suchte mir einen Platz. Das sind also Leute meines Schlages, dachte ich. Einer kaute eine pappige Frikadelle, einer zerrte am sehnigen Fleisch seines Koteletts, Cola-Dosen zischten.

Der Zug setzte sich in Bewegung.

In Gedanken war ich längst in der Halle. Ich war ist eingekreist von der Zukunft der Chimäre Deutschland, die an diesem Abend nur eins im Kopf hatte.

Niemand dachte an die Zukunft.

Im Büro nannte man mich Vorrink.

Bei einigen klang das freundlich, bei anderen nicht.

Ich empfand es als Auszeichnung. Für mich war Vorrink ein geschützter Markenartikel, das Synonym für verzweifelte Suche, die Gleichung für Flucht.

Vorrink würde heute die Beatles sehen.

Der Vorrink: Ururenkel eines aus dem thüringischen stammenden Kirchenmusikers, und einer Gastwirtstochter aus der Grafschaft. Der Vorrink: Urenkel eines preußischen Staatsdieners und seiner Frau. Der Vorrink: Enkel einer aus Friesland stammenden Frau und eines Kötter-Sohnes. Sohn eines Fußballers und einer feinen Bürgertochter.

Was sonst könnte ich mir auf die Fahne schreiben?

Ah, jetzt fällt es mir ein: Erbe des Holocaust.

Die Grugahalle vibrierte. Jeder der Anwesenden glaubte, dass sich die Welt zum Besseren wendet. Jeder hatte hochgeschraubte Erwartungen. Jeder würde einmal vor den kühlen Fassaden der Postmoderne stehen und sich fragen, wieso alles Geschäft ist, eiskaltes Geschäft.

Da bin ich wieder: Meister der Binsenweisheiten.

Gleich werden die Beatles über uns hereinbrechen.

Schenkt man John Lennon Glauben, war es mit ihnen vorbei, seit Brian Epstein sie in Anzüge steckte und Pilzköpfe aus ihnen machte. Die Beatles waren die erste große Rechnung seit Elvis Presley. Sie machte Paul McCartney zum Millionär und John Lennon zur Leiche.

Die Beatles. Drei Herren mit Leiche.

Ich verlor zunehmend Kontur. Die Masse saugte mich auf, verschmolz mich und die anderen in einen Gedanken. Möglich, dass es ein Fieber war. Möglich, dass ein kühler Kopf jetzt noch den Überblick hielt, aber mein Kopf war nicht kühl.

Das Licht verlöschte. Die Fiebernden halluzinierten. Sie glaubten, dass niemand sie je wieder trennt. Niemals.

Meine Damen und Herren: Die Beatles!

Ich starrte auf die Vorhänge hinter der Bühne. Mit jedem Luftzug, der sie bewegte, ging ein Raunen los.

Die Beatles? - Nein. Die Rattles.

Die Beatles? - Nein. Cliff Bennet & the Rebel Rousers.

Die Beatles? - Nein. Peter & Gordon.

Sie sangen einen McCartney Song. Er hieß Woman und war wunderschön. Woman, do you love me...

Ich dachte an Ineke, Yoke und all die andern.

Aber dann. Ein Schrei. Ein ohrenbetäubendes Kreischen, genau das, was man von Beatles Konzerten gewohnt war. Die Zukunft der Republik, die nicht ahnte, dass sie gemolken wurde, kreischte wie am Spieß.

Die Beatles verbeugten sich: vier adrett aussehende junge Männer, die gar nicht verstehen konnten, dass man soviel Aufhebens um sie macht. Aber sie hatten sich abgefunden. Seit Jahren schon waren sie es gewohnt, gegen das Geschrei ihrer Fans anzuspielden.

Rock 'n Roll Music war ihr erstes Lied.

Im Grunde war es unwichtig, was da gesungen wurde.
Hauptsache, einer sang. Hauptsache, einer, der so berühmt
war, sang vor.

Die Masse war reif, geknetet zu werden.

Lennon knetete für die Revolution, McCartney für den
Glauben an das Liebenswerte im Mann, Starr für die
Zukurzgekommenen, Halbblinken, Lahmen und Krummbeinigen,
Harrison war sehr entrückt und sehr schüchtern, noch nicht
Fisch, noch nicht Fleisch, doch man ahnte, dass er für's
Nirvana die Saiten wrang.

Die Rock 'n Roller, die für Bill Haley Säle in Trümmer
legten, hatten nur Verachtung für dieses Spielart des Rock
'n Roll übrig. Er war ihnen zu fein. Nichts für die
Arbeiterklasse. Mehr was für die Mittelschichtkinder der
Republik.

Ich war atemlos, hockte auf der Stuhllehne und sang jeden
Ton mit. Ich kannte meine Lieder. Ohne diese Lieder hätte
ich nie so gut Englisch gelernt. Ohne diese Lieder gäbe es
mich vielleicht gar nicht. Ohne diese Lieder sähe die Welt
anders aus.

Die Beatles spielten She's a woman.

Ich sah, wie die Ordner versuchten, Ordnung zu schaffen,
aber sie schafften es nicht. Ihre Ordnerbinden
verrutschten. Jeder dieser Verrückten wollte an ihre Ehre.
Aber ganz so schlimm, wie es die Ordner sahen, war es
nicht. Die Kinder legten ja nichts in Stücke. Sie, die
Avantgarde der käuflichen Revolution, waren nur ein wenig
aus der Fassung geratene Konsumenten.

Die Marktbeobachter wussten, dass die Welle ihrer
Begeisterung, die um die Welt schwappte, eine Geldwelle
war. Prächtiges Geld. Haufenweise Geld.

Der Traum von der Revolution, Lennons Revolution, war längst verkauft. Die Revolutionäre, denen das Haar über den Kragen quoll und die alles taten, Väter und Mütter zu ängstigen, hatten keine Chance.

Links vor der Bühne (ich wollte das zuerst gar nicht glauben) hatte sich ein freier Platz aufgetan. Außer mir schien ihn niemand zu sehen. Links vor der Bühne stand ein kastenähnliches Etwas, vielleicht eine Lautsprecherbox (vergessen, ich habe vergessen, du hast vergessen etc. wie man alles vergisst), und niemand saß drauf. Alles knäulte vor der Bühne. Die Ordnungskräfte hatten sich dort zusammengezogen.

Ihr Auftrag: rettet den Saal und die Beatles.

Ich sprang vom Stuhl und hastete aus der 27ten Reihe nach vorn. Die Beatles spielten Baby's in Black. Bei Reihe 14 stellte sich mir ein Ordner in der Weg. Ich rannte Zickzack, doch das war nicht mehr nötig. Reihe 13 rüstete zum Sturm. Der Ordner wendete sich ab, ich erreichte den Kasten und kletterte hinauf.

Jetzt konnte ich George in die Augen sehen und mit Ringo Breaks trommeln. Paul lächelte sein Schweinchen-Schlau-Lächeln und John, außen rechts, winkte mir zu.

"Mensch Vorrink! Schön, dich zu sehn. Komm nachher hinter die Bühne. Ich hab da ein Lied und wüsste gern, ob's dir gefällt."

Während um mich der Sturm tobte (I feel fine), war ich der Fels. Ab und an riß ich die Arme hoch, ein Ertrinkender, der in Gitarrenakkorden ersäuft. Und dann, eh ich begriff, dass ich im Himmel war, und da nie wieder weg wollte, war alles vorbei. Die Vier schwenkten die Arme. Sie verbeugten sich höflich.

Weg sind sie.

Ich hatte die Arme im Nacken verschränkt und heulte.
So schön war es im Himmel. Rotz und Wasser liefen mir übers Gesicht. Nur zögernd ließ ich mich von den aus der Halle strömenden Menschen mitziehen, ich dachte nicht. Im Himmel denkt niemand, vielleicht ahnte ich, dass der Himmel Nichtdenken bedeutet, der Himmel ist frei von diesem Übel, und die Hölle ist da, wo das Denken anfängt.
Auf dem Vorplatz der Halle atmete ich auf.
Hatte ich die Beatles gesehen? – Ja. Kein Zweifel. Sie hatten nur für mich gespielt. Jeder Akkord galt mir.
"The next song is for our friend from Westfalia."
Ich blickte zu den verhängten Fenstern der Fassade. Hinter den Fenstern waren Garderoben. Da waren die Beatles. Sie tranken Champagner, und die hübschesten Mädchen warteten schon. Da sollte ich sein.
John hatte doch gesagt, dass er mir was vorspielen wollte.
"Ich muss zu John Lennon", sagte ich zu einem Ordner am Eingang.
"Das will jeder", antwortete er lachend.
Dann sah er mein verheultes Gesicht, schüttelte den Kopf, als sei ich sein Sohn, klopfte mir auf die Schulter und sagte: "Nimm's mal nicht so tragisch Junge, einmal isses nun mal vorbei."
"Das sagt jeder!" sagte ich.
Der Ordner sah mich ratlos an. "Geh man, sagte er. "Geh man nach Hause."

Die erste und zweite Versuchung

Das schnarrende Intro von I feel fine war für meine Kollegen ein unangenehmes Geräusch, für mich war es die Treppe zum Himmel. Ihre Hänseleien überhörte ich lächelnd, drehte die Kurbel meiner lindgrünen Rechenmaschine, berechnete Frachten und hatte Zeit, von meiner Zukunft zu träumen.

Das, was mein Vater mir prophezeit hatte, war nicht eingetroffen. Ich war im zweiten Lehrjahr und behauptete mich. Ich war ihnen keinen Fingerbreit entgegengekommen. Jedem, der es hören wollte, verkündete ich, dass meine Lehre nur ein Intermezzo sei.

Außerdem: mein erster, von eigenem Geld bezahlter Urlaub stand an. Ich fuhr mit einer Jugendgruppe an einen See in den Wäldern bei Göteborg. Am See stand ein Landschulheim, ein großes Holzhaus mit Terrasse, Schlafsälen und Aufenthaltsräumen.

Eines abends spielte ich mit ein paar Jungen Fußball vorm Haus. Der Ball sprang hinter einen Wagen. Ich lief, ihn zu holen. Im gleichen Augenblick setzte der Wagen zurück. Der Wagen warf mich um. Eine junge Frau stieg aus. Sie arbeitete im Haus. Als sie mich fragte, ob alles in Ordnung sei, traf es mich wie ein Schlag. Sie sprach gebrochenes Deutsch, ein unnachahmlicher Singsang mit unter dem Gaumen geroltem RRRR. Etwa so: RÜHRREI.

"Ja, ja", sagte ich, "alles in Ordnung."

In der Nacht träumte ich von ihr. Am nächsten Morgen zwinkerte ich ihr zu. Sie lächelte. Ich musste den ganzen Tag an sie denken. Am Abend ging ich zum See. Wir machten ein Feuer und sangen Lieder. Einer paar Jungen meiner

Gruppe alberten mit schwedischen Mädchen. Einer schleppte eins zum See, um es ins Wasser zu werfen. Es kreischte. Ich hatte keine Lust auf kreischende Mädchen. Ich hatte den ganzen Tag nur an die Frau mit dem Auto gedacht. Sie hieß Siv, das wusste ich mittlerweile, und wohnte in einer Blockhütte. Sie hatte noch Licht. Ich überlegte, ob ich zu ihr gehen sollte, aber ich traute mich nicht. Das Feuer brannte herunter. Es war ruhig und der Himmel spannte sich endlos, ein tiefschwarzes Netz, in dem Millionen Lichtfische zappelten. Siv gefiel mir. Der Name gefiel mir, mir gefiel, dass sie schon so erwachsen war; ihr dunkelbrauner Bubikopf, ihre grünen Augen, ihre Figur, der weite Rock und die Seidenstrümpfe verzauberten mich. Ich hätte gern gewusst, wie ich es anstellen sollte, ihr näher zu kommen. Aus dem Dunkel tauchte Harü auf, ein knochiger Mann, der uralt oder auch jung hätte sein können. Er war Hausmeister hier. In seinem rechten Mundwinkel hing eine Pfeife. Der Tabak knisterte und glühte auf. Ich war von ihm fasziniert. Er kam mir weise vor, wie ein Baum, den niemand fällen kann. Härü setzte sich ans Feuer. Nach einer Weile sagte er: "Ich will dir was zeigen." Er hatte das vor ein paar Tagen schon mal gesagt. "Jetzt?" fragte ich. "Nein. Komm morgen früh." "Was ist es denn?" "Wirst du schon sehn", sagte er, stand auf und verschwand. Im gleichen Augenblick verlöschte Sivs Licht. "Morgen gehe ich zu ihr", sagte ich.

Wenn ich Worte laut sagte, kamen sie mir wirklicher vor. Es fiel mir dann leichter, zu glauben, ich könne das, was ich dachte, irgendwann tun.

Am nächsten Morgen hielt ich nach ihr Ausschau.

Ob sie frei hatte? – Sie war nirgendwo zu sehen.

Mittags ging ich zu Harü. Er tat sehr geheimnisvoll, ging an einen Schrank, öffnete ihn und holte ein doppelläufiges Gewehr heraus.

"Nimm mal!" sagte er.

Ich wog das Gewehr in der Hand. Es war schwer.

Als ich es weglegen wollte, schüttelte Harü den Kopf und zeigte mir, wie man es anlegt. Hinter mir stehend stützte er mit seiner rechten Hand meinen Arm, und legte den linken Arm um meine Hüften.

Der Doppellauf schwankte.

Harüs Linke rutschte auf meinen Hosenbund.

Ich legte das Gewehr ab. Harü beeilte sich, es zurück in den Schrank zu stellen.

Ich wollte gehen.

"Warte noch."

Harü bückte sich und zog einen Stapel Hefte unter seinem Bett hervor, kam zum Tisch und bedeutete mir, ich solle mich neben ihn setzen. Ich wurde neugierig. Harü schlug ein Heft auf. Da lag eine nackte Frau mit gespreizten Beinen, und ein Hund kauerte über ihr. Der Hund leckte ihre Brüste. Harü lächelte und schlug die nächste Seite auf. Eine Frau hing in Ketten. Ein Mann mit erigiertem Glied hockte zwischen ihren Beinen, und saugte an ihrem Geschlecht.

Harü legte seine Hand auf meinen Oberschenkel.

Ich bemerkte das gar nicht, zunächst jedenfalls. Ich spürte nur, dass mein Blut mit aller Kraft in mein Glied schoss und es aufrichtete.

Harüs Hand rutschte höher. Ich zuckte zusammen. Harü sah mich abwartend, bittend an, aber ich schob die Hand weg und stand auf.

"Ich kann dir noch mehr Bilder zeigen!"

"Nein", sagte ich und ging.

Immer noch keine Siv. Nirgendwo.

In den nächsten Tagen sah ich sie nur zweimal, aber mit jedem Mal wurden unsere Blicke vertrauter.

Schließlich verabredeten wir uns: am Abend beim Steg.

Ich machte ein Feuer, und dann saß ich da. Sie kam spät.

Sie lachte so schön. Ich erzählte ihr vom Beatles Konzert.

Wir saßen eine Weile schweigend und ließen Kiesel übers Wasser springen. So gut hatte ich mich lange nicht mehr gefühlt.

Spät, als sie gehen wollte, sagte ich: "Kann ich..."

"Was?"

"Ach nichts", sagte ich und ließ sie ziehen.

Ich liebte sie. All die Inekes hatte ich nie auch nur halbwegs so geliebt, wie nun Siv. Ich geriet in Panik. Mir blieben nur noch zwei Tage bis zur Heimfahrt, bis dahin musste ich irgendwas unternehmen.

Aber was?

Am Nachmittag des folgenden Tages badete ich im See.

Als ich zum Steg zurückschwamm, saß Siv da, und stieß mich immer wieder zurück ins Wasser. Dann fragte sie, ob ich bei ihr Tee trinken wolle. Ich nickte, trocknete mich ab und sagte, dass ich mich erst umziehen wolle.

"Dann komm, wenn du fertig bist!" sagte sie.

Fünf Minuten später saß ich ihr gegenüber. Komisch, all meine Furcht war fort. Ich sagte ihr, dass ich sie liebe.

"Ich weiß", antwortete sie.

Ich sagte, dass ich nicht wüsste, wie das weitergehen sollte, wenn ich erst wieder zu Hause wäre.

"Du wirst das vergessen", sagte sie.

Ich schüttelte heftig den Kopf.

Siv lachte. "Sollen wir einen Spaziergang machen?"

"Gern."

"Dann muss ich mich umziehen", sagte sie und begann, ihren Pullover auszuziehen. Sie zerrte daran und rief: "Komm, hilf mir, ich krieg ihn nicht über den Kopf!"

Ich half. Sie zog den Rock aus und begann, ihre Seidenstrümpfe herunterzurollen. Dabei sah sie mich an. Ich verstand, aber ich wusste plötzlich nicht wie, ich war wie gelähmt, und ich wusste nicht, ob das richtig ist.

Siv hängte die Strümpfe über eine Stuhllehne, rückte auf ihrem Bett ein wenig zurück, hockte sich in den Schneidersitz, und lehnte sich gegen die Holzwand.

Ich setzte mich an den Tisch und rührte den Tee um.

Das war das einzige Geräusch in den nächsten Minuten.

Siv wartete. Ich rutschte herum und traute mich nicht. Ich war viel zu verliebt. Ich hätte gern ihre Hand gehalten.

Ich hätte gern in ihre Augen gesehen. Ich hätte, aber ich klebte am Stuhl, meine Beine waren aus Holz, hatten Feuer gefangen und versengten mich.

Siv wartete lang. Ich glaube, sie wusste, dass sie mich mit Worten nicht ermutigen konnte. Irgendwann zog sie eine Jeans an und ein Hemd.

"Das hast du gut gemacht", sagte sie.

Ich errötete. "Was?"

"Du weisest schon", sagte sie und küsste mich auf beide Augen.

Am nächsten Tag fuhr ich nach Hause.

Was blieb, waren die heruntergerollten Seidenstrümpfe.

Ich sah, wie ihre rechte Hand die Strümpfe vom Strumpfhalter löste, während die linke auf dem Oberschenkel lag. Dann begann sie, den Strumpf mit dem Daumen herunterzurollen. Die Haare an ihre Waden waren seidig. Das blieb.

Mit den Jahren wurde es immer deutlicher.

Wir schrieben uns noch lange nach diesem Sommer. Aber irgendwann hörte das auf.

Die Hochzeit

Meine Mutter saß weinend am Küchentisch. Ich dachte, es hätte wieder einen dieser nutzlosen Streits gegeben, aber als ich meinem Vater begegnete, wusste ich, dass es schlimmer war als sonst.

Er war hochrot, atmete schwer und konnte nicht sprechen. Ich fragte meine Mutter, was los sei und sie sagte, Karin sei schwanger.

"Was ist daran so schlimm?" fragte ich.

"Nichts", sagte sie schluchzend. "Eigentlich nichts. Aber Karin ist doch gar nicht verheiratet."

"Dann heiratet sie eben! – Oder hat sie keinen Mann?"

"Doch!" sagte meine Mutter empört.

Er war Medizinstudent. Bei näherem Hinsehen nicht einmal der Schlechteste, wie mein Vater das nannte. Aber an diesem Abend zählte das nicht. Mein Vater hatte sich aufs Rad gesetzt und war fortgefahren. Wahrscheinlich taumelte er in seiner Wut über Land und stieß Verwünschungen aus.

Als er zurückkehrte, saß ich in meinem Zimmer und hörte Musik. Meine Mutter war schon zu Bett gegangen. Die Art, wie er die Hintertür hinter sich Schloss, ließ darauf schließen, dass er ruhiger geworden war. Ich hörte, dass er sich am Kühlschrank zu schaffen machte. Dann streifte er die Schuhe von den Füßen, schlüpfte in seine ausgelatschten Pantoffeln und stieg die Treppe hoch. Auf der letzten Stufe ließ er einen gewaltigen Furz.

Dann hörte ich, wie er sagte: "Schläfst du schon?"

"Nein", sagte meine Mutter.

Er sagte, er wolle "diesen Kerl" sehen, und zwar "so schnell wie möglich." Ich hörte, dass er von Heirat sprach und fand das aufregend.

Meine Schwester bekam ein Kind.

Wenn das nicht ein Grund zur Freude war, was dann?

Meine Eltern redeten aufgeregt, aber ich konnte kaum noch etwas verstehen. Soviel war jedenfalls klar: Karin sollte heiraten. Eh der Sommer vorüber war, musste alles passiert sein, denn das Kind sollte im Spätherbst zur Welt kommen. Ein paar Tage später kam Karin mit ihrem zukünftigen Mann. Ich hatte erwartet, dass mein Vater ihm eine Szene machen würde, aber irgendwie kam er gar nicht dazu. Mein Schwager unterlief jeden gefährlich klingenden Satz, er hatte Charme, und am Ende des Tages tranken die beiden Brüderschaft. Meine Mutter war selig. Mein Vater war betrunken, mein Schwager auch, und meine Schwester schien wie vor der Kopf gestoßen.

Mit jedem Tag, der uns näher an den festgelegten Tag X brachte, wurde das Verhältnis meiner Eltern harmonischer. Ich hatte so etwas schon lange nicht mehr erlebt. Es war mir unheimlich. Aber vielleicht erinnerte es sie an ihre eigenen Vorbereitungen damals.

Karin wollte kein weißes Brautkleid.

Sie wollte eine moderne Braut sein. Das stachelte meinen Vater an. "Hat sich was, moderne Braut", knurrte er. "Das darf sie ja gar nicht. Weiß darf sie ja gar nicht. Sie is ja schwanger. Sie is ja gar keine Jungfrau."

"Ich habe doch auch kein weißes Kleid gehabt, weißt du das denn nicht mehr?" fragte meine Mutter.

Mein Vater sah sie an, als ob er prüfen wollte, ob es denn stimmen konnte, dass er diese Frau je geheiratet hatte.

Dann zog sich seine Stirn in Falten.

"Stimmt", sagte er. "Du trugst ein dunkles Kostüm."

"Ja", sagte meine Mutter lachend. "Dass du dich daran erinnerst!"

Es war Montag, ein ganz besonderer Montag.
Nicht nur, weil die Hochzeit Ende der Woche stattfinden sollte, nein, es war der Montag nach unserem Betriebsfest am Samstag. Ich erinnere mich deshalb so genau, weil ich gerade erst aufgestanden war. Das heißt, ich hatte den Versuch unternommen, aufzustehen, war auch bis in die Küche gekommen, aber als ich das Essen roch, das meine Eltern gerade aßen, wurde mir sofort wieder schlecht. Ich stürzte aufs Klo und übergab mich. Dann legte ich mich aufs Sofa im Wohnzimmer.

Meine Mutter hatte den alten Stresemann ausbessern und aufbügeln lassen. Mein Vater sollte ihn anprobieren. Es war ein Anzug, der nur für Hochzeiten und Beerdigungen aus dem Schrank geholt wurde, guter Zwirn.

Ich lag auf dem Sofa, und bewegte mich nicht.

Während mein Vater den Anzug anprobierte, versuchte ich mich zu erinnern. Im Liegen fühlte ich mich einigermaßen sicher, aber ich musste vorsichtig sein, wenn ich meine Augäpfel zu schnell bewegte, begann sich mein Karussell wieder zu drehen.

Das Betriebsfest hatte harmlos begonnen.

Die Firma spendierte Zigeunerschnitzel und Freibier, der Chef hielt eine Rede, eine Zwei-Mann-Kapelle wartete auf ihren Einsatz, und die wenigen Frauen des Betriebs sahen mit Schrecken dem Verlauf des Abends entgegen.

Ja-Ja-Meier, Upholt und ich saßen an einem Tisch. Matz, der Buchhalter und die Sekretärin des Chefs saßen uns gegenüber. Hinter uns war der Tisch der Lagerarbeiter.

"Komm, Vorrink", hatte Schultewolter irgendwann gerufen, "du hast doch sonst immer ein großes Maul, jetzt lass sehn, was du kannst!"

Ich wollte mich nicht lumpen lassen. Wenn ich Schultewolter schon nicht wie Cassius Clay erledigen konnte, dann vielleicht anders.

Mein Vater hatte den Stresemann angezogen.

"Na? Wie sehe ich aus?" fragte er.

"Gut", sagte ich.

Schultewolter schlug krachend auf meine Schulter, schleifte mich zur Theke, und reckte die Hand hoch: "Zwei Pils, zwei Korn" – und ich trank. "Zwei Pils, zwei Korn!" rief ich.

Und so ging das hin und her.

Erst als Matz sich näherte und mit eiskaltem Gesicht sagte: "Hör mal, Vorrink, ich glaube, jetzt hast du genug", ahnte ich, dass ich verloren hatte. Ich holte meinen Parker, verabschiedete mich, stolperte durch die Tür, die Auffahrt hinunter und landete in einem Graben.

Zum Glück war kein Wasser darin.

Ich rappelte mich auf und machte mich auf den Heimweg.

Den Rest erfuhr ich von meiner Mutter.

Als ich am Dienstag wieder zur Arbeit ging, konnte ich mich vor Spöttern kaum retten. Niemand schien zu ahnen, was ich durchgemacht hatte, oder hatten alle ähnliches hinter sich? Im Verlauf des Tages erfuhr ich, was sonst noch geschehen war. Schultewolter hatte sich im Saal erbrochen. Matz hatte sich zu vorgerückter Stunde die Trompete der Zwei-Mann-Kapelle ausgeliehen, um ein Solo zu blasen, war gestolpert, und hatte sich einen Schneidezahn abgebrochen. Hinkmann hatte versucht, Ja-Ja-Meier zu küssen, und Ja-Ja-Meier hatte ihn geohrfeigt.

Am Samstag fuhr ich mit meinen Eltern nach Dortmund zu Karins Hochzeit. Alle waren pünktlich zur Stelle, der Bräutigam nicht. Eine Stunde später fuhr ein Taxi vor. Bernd stieg wankend aus und lächelte verlegen.

Die folgende Zeremonie war kurz und knapp, wie die Ehe, die darauf folgte.

Dennoch wurde es ein fröhliches Fest.

Im Herbst bekam Karin einen Sohn.

Sie wohnte jetzt wieder bei uns. Bernd arbeitete im katholischen Krankenhaus. Wenn das Kind schrie (und es schrie oft, denn meine Schwester glaubte, man müsse es mindestens dreimal pro Tag baden), hielt ich mir die Ohren zu, und schwor, niemals Kinder zu zeugen.

Da ich genau wusste, dass ich diesem Menschenbündel das Maul nicht stopfen durfte, nahm ich mir vor, bei nächster Gelegenheit Nelli zu ärgern, den Köter, der sonntags immer nach Knochen bellte.

Aber Nelli kam mir zuvor. Er war fünfzehn Jahre alt, als das Leben ihn an einem sonnigen Sonntagmorgen dahinraffte. Wie immer hatte er die Wohnung seiner Leute gegen Mittag verlassen, um seine Runde zu gehen: Pinkeln auf dem Marktplatz, riechen, ob Feinde in der Nähe waren, dann um die Ecke und zielbewußt bis zu unserer Haustür. Die Luft war rein. Er wusste, wie gemein ich sein konnte. Die Knochen lagen wie verabredet am richtigen Platz. Nelli schnappte sie und begann sie zu zerbeißen. Ein Knochen splitterte, Nelli verschluckte sich, ein Splitter setzte sich quer zur Luftröhre. Nelli würgte, aber der Splitter bewegte sich nicht. Da trat ich auf den Plan. Nelli sah mich, hustete, jappte nach Luft und rannte von Panik ergriffen davon, geradewegs in ein Auto.

Jetzt hatte ich niemanden mehr, an dem ich mich für das Kindergeschrei rächen konnte.

Under the boardwalk

Ich war siebzehneinhalb, meine Lieblingsfarbe war blau, mein Lieblingsbaum die Kastanie, ich aß noch immer am liebsten weiße Bohnen in saurer Sauce mit Bratwurst, ich fühlte mich anders als andere, aber ich hätte nicht sagen können, ob und was mich unterschied.

Viele meiner Briefkontakte waren eingeschlafen, wichtig waren nur noch die Briefe von Linda. Sie lebte in London und war Jüdin. Ich hatte noch nie Juden getroffen. Die Bilder von Juden in meinem Kopf waren die Bilder meiner Eltern: Männer in Kaftanen. Männer mit großen Nasen. Geschäftstüchtig bis gerissen.

Ich wusste, was man Juden angetan hatte.

Ich war Erbe dieser Katastrophe, und die Tatsache, dass Linda Jüdin war, unterschied unsere Korrespondenz von anderen. Aber noch wichtiger war, dass sie in London wohnte.

London war der Mittelpunkt der Welt.

Und in diesem Sommer würde ich hinfahren.

Um viertel vor Eins am Morgen des 3. August stand ich an einer Autobahnauffahrt, kramte ein Butterbrot aus der Seitentasche meines Rucksacks, und fürchtete mich ein bisschen. Gent lag hinter mir: Lichter in mittelalterlich anmutenden Straßen und Leuchtreklamen, auf denen Stella Artois stand. Die Nacht war kühl und ein wenig feucht. Bis Ostende war es nicht mehr weit, aber es war kaum Verkehr. Während ich mein Brot aß, überlegte ich, ob ich unter einen Busch kriechen sollte, um den Morgen abzuwarten.

Nein. Ich durfte jetzt nicht den Mut verlieren. Die Reise hatte ja gerade erst begonnen. Ich stopfte meine Pfeife, zündete sie an, paffte dicken Rauch in die Nacht und

starrte in die Richtung, aus der das Autos kommen müßte, das mich nach Ostende bringen sollte.

Ich hatte schon oft an Straßen gestanden, aber das hier war etwas anderes. Das hier war Belgien, und ich wusste nicht einmal, was Stella Artois bedeutet.

Die Peitschenleuchten verbreiteten orangefarbenes Licht. Unheimlich, fand ich. Um mich abzulenken, nahm ich mein Tagebuch und überlegte, was ich reinschreiben sollte.

Sicher war der erste Satz wichtig. Vielleicht würde ich später einmal darüber lachen, aber hier, am Rande der im Dunkel versinkenden Stadt, würde der erste Satz mich beruhigen, davon war ich überzeugt. Es sollte kein gewöhnlicher Satz sein. Es sollte so etwas sein wie das Programm dieses Sommers. Ein Satz, der jedem klar machte, dass hier einer unterwegs war, der sich etwas vorgenommen hatte. *I'm coming!* dachte ich. Das war ein Zauberspruch, der die bösen Mächte davon überzeugte, dass ich mich nicht überrumpeln ließ. **I'm coming.** Kaum war die Beschwörung fertig, tauchten die Lichtkegel eines Autos

auf. Ich reckte mich, entschlossen, es zum Anhalten zu zwingen. Der Wagen hielt. Am Steuer saß ein übermüdeter Mann und nickte mir freundlich zu. Dass er betrunken war, merkte ich erst, als wir schon fuhren. Sein Mundgeruch erinnerte mich an unser Betriebsfest. Er gab Gas, die Reifen quietschen, der Citroen ging in die Knie, die Peitschenleuchten schlugen über mir zusammen. Den linken Ellenbogen hatte er ins geöffnete Fenster gelegt. Das Steuern erledigte er mit zwei Fingern der rechten Hand. Wenn er sich bei 150 eine Zigarette anzündete, ließ er das Steuer los. Ich betete, und nach einiger Zeit verlor ich meine Furcht. Die Straße war eben. Der Wagen lag gut in der Spur. Außerdem schien es mir, dass der Mann mit jedem

Kilometer, den wir zurücklegten, nüchterner wurde. Kurz vorm Ziel legte er mir seinen Arm auf die Schulter.

"Wie alt bist du?" fragte er.

"Siebzehn."

"Hast du eine Freundin?"

"Nein."

"Aber ich. Ich komme gerade von ihr. Und weißt du, was passiert, wenn ich gleich nach Hause fahre?"

"Nein."

"Ich kriege Ärger mit meiner Frau!" sagte er lachend.

Der Mann brachte mich zur Fähre, spendierte mir einen Kaffee und einen Croissant. Dann verabschiedete er sich. Es war halb drei. Ich ging in den Warteraum, rollte mich in meinen Schlafsack und versuchte zu schlafen. Durch ein geöffnetes Fenster zog Seeluft. Alle Unrast fiel von mir ab. Es war, als fühlte ich mich zum ersten Mal seit siebzehn Jahren rundum wohl. Die Welt gehörte mir. Die Beatles und ich hatten das geschafft. Wenn man frei ist, fühlt man sich so, und ich war frei.

Jemand rüttelte mich unsanft.

Ein Mann in Uniform sagte, ich solle aufstehen.

"Wie bitte?"

Der Mann machte ein unfreundliches Gesicht. "Aufstehen!" knurrte er. Ich kroch aus dem Schlafsack. Am Pier lag ein großes Schiff. Der Morgen dämmerte. Motoren tuckerten und Möwen kreischten. Ich packte meine Sachen, löste eine Karte und ging an Bord. Das Schiff roch nach übernachtigten Menschen, kaltem Rauch und schalem Bier. Heimweh kroch in mir hoch, und ich dachte, ein Frühstück würde das schnell ändern. Die Bedienung in der Lounge war unfreundlich. Ich verzog mich mit einem Teller scrambled eggs an einen Tisch

unter einem Bullauge, aß und versuchte, diese Umgebung zu ignorieren.

Als das Schiff auslief, kroch die Sonne durch den Dunst. Ich ging an Deck, suchte mir einen windgeschützten Platz, kuschelte mich in meinen Schlafsack und träumte da weiter, wo ich vor einer Stunde aufgehört hatte.

Ich war auf dem Weg um die Welt.

Vielleicht war es das, was ich tun sollte.

Vier Stunden später stand an einer Ausfallstraße in Dover.

Es war wie im Traum. Ich war König in einer anderen Welt.

Die Tramper kamen aus allen Teilen Europas. Wie ich wollten die meisten nach London. Alle waren angesteckt von diesem Virus. Alle glaubten, London sei das Zentrum der Welt.

Ich ging in ein kleines Geschäft, kaufte Brot, Milch und einen Riegel Schokolade.

"Thank you luv!" sagte die Verkäuferin, als ich ihr Geld gab. Sie lächelte und gab mir raus. Ich besaß 46 Pfund, 15 Schilling und 7 Pence, die komplizierte Arithmetik der Briten machte mir etwas zu schaffen, aber ich hatte ja drei Wochen Zeit, sie zu verstehen.

Gegen Mittag schlug ich in Brighton mein Zelt auf.

Als ich fertig war, nahm ich meine Mundharmonika und spielte ein Lied. Im Nebenzelt wohnten Schweden. Ein Zelt weiter Franzosen. Noch ein Zelt weiter wohnte ein holländisches Mädchen. Ich weiß nicht, ob sie mein Lied angelockt hatte, jedenfalls saßen sie plötzlich vor meinem Zelt. Ich blies Rotz und Wasser. Dabei konnte ich gar nicht richtig Mundharmonika spielen. Das einzige, was ich wirklich konnte, war Schreibmaschine schreiben.

Das holländische Mädchen gefiel mir. Als ich aufhörte zu spielen, machte sie uns Kaffee. Danach gingen wir zur Pier. Im Ballroom spielte eine Band. Der Sänger sah aus wie

Charles Aznavour. Er gefiel uns nicht. Das heißt, den Franzosen gefiel er, den Schweden auch, aber Marion (so hieß die Holländerin) und ich fanden ihn blöd.

Unter der Pier hatten sich Hippies versammelt. Einer spielte Gitarre. Marion und ich gingen zu ihnen. Ich wusste nicht genau, was Hippies eigentlich sind, deshalb paßte ich auf. Einer trug einen indischen Kaftan und hatte Holzketten um. Ein anderer trug eine abgetragene, früher prachtvolle, nachtblaue Uniformjacke. Die Mädchen hatten weite indische Kleider an. Ich kam mir ein bisschen hinterwäldlerisch vor, aber Marion sagte, ich sähe doch gut aus.

Als es dunkelte, holte Marion ihr Moped. Wir fuhren die Uferstraße entlang, ließen Brighton hinter uns, bogen in einen schmalen Weg und setzten uns an die Steilküste.

Marion stellte sich auf ein Bein und tat so, als könne sie fliegen. Am Horizont zogen Schiffe vorbei. Ich kniff die Augen zusammen, und sah ferne Länder.

Irgendwann würde ich einen Palmenstrand sehen.

Marion packte am nächsten Morgen ihre Sachen. Dann sagte jemand über den Zeltplatzlautsprecher, alle Jugendlichen sollten bis Mittag den Platz räumen.

Ich verstand nicht, warum.

Der Mann an der Rezeption sagte, vorletztes Jahr hätten Rocker und Mods sich genau hier eine Schlacht geliefert, darum. Ich warf ein, ich sei doch Tourist, aber er sagte, die Regel gälte für alle.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich hin sollte.

Auf der Promenade gab es eine Fish & Chips Bude. Da ging ich erst einmal essen. Ich kriegte eine Riesenportion, und als ich dem Frittenverkäufer sagte, wie gut es mir schmeckte, Schloss er mich in sein Herz. Als ich ihm dann

von meinem Problem erzählte, sagte er, ich könne mein Gepäck ja bei ihm unterstellen. Er hieß Patrick.

Die Nacht verbrachte ich auf einer Bank in den Anlagen.

Kurz nach Sonnenaufgang rüttelte mich jemand an der Schulter. Ich öffnete schläfrig die Augen. Ein Bobby stand vor mir. Er lächelte.

"Come on, it's time to get up", sagte er und ging weiter.

Neben mir lag Jonathan, der Walise. Daneben ein paar Schweden. Wir hatten gestern nacht Wein, Sherry und Cola getrunken und nackt gebadet. Jonathan rieb sich die Augen, zündete sich eine Zigarette an, wand sich aus dem Schlafsack und baute seinen Spirituskocher auf.

"Tea?" fragte er.

Alle nickten begeistert.

Eine Viertelstunde später kam der Bobby zurück, blieb stehen, sah in den Himmel und sagte: "It's gonna be a fine day, don't you think so?"

"Yes", murmelte ich.

Überm Wasser hingen Nebelschwaden.

Jonathan bot dem Bobby Tee an.

"Had breakfast already. - Nevertheless, thank's a lot", sagte er und ging pfeifend davon.

Engländer fuhren altmodische Autos, ihre Busse spuckten schwarzen Rauch, ein Pfund hatte zwanzig Schilling und jeder Schilling zwölf Pence, in einer Flasche Milch war ein Pint und kein Liter, sie fuhren links, diese Briten, aber ich spürte, ich mochte sie sehr.

Gegen neun zockelten Jonathan und ich zu den öffentlichen Toiletten am Hauptbadestrand. Under the boardwalk. Ich duschte. Dann ging ich zur Fish & Chips Bude.

Patrick putzte gerade die Theke. "Morning." sagte er.

"Morning." sagte ich.

"Had a nice sleep?"

"Yeah. Could have been worse."

Patrick hievte meinen Rucksack über die Theke.

Die Sonne schien, Fahnen knatterten an Masten, die Pennyfalls auf der Pier schoben Berge Münzen übereinander, Kinder zerrten an ihren Müttern, um einmal Karussell fahren zu dürfen, und Patrick schmierte Sandwiches.

Es war Sonntag, und er hatte gerade erst angefangen.

Ich kaufte mir ein Stück Kuchen und biß herzhaft hinein.

Das, was wie Kuchen aussah, war Kidney-Pie, eine Blätterteigtasche mit lauwärmer, pürrierter Niere.

"Anything wrong?" fragte Jonathan, als er mein Gesicht sah.

"Nothing really..." antwortet ich. Der Pie schmeckte furchtbar – irgendwie nach Urin. Man musste diesen Briten das nachsehen. Schließlich hatten sie die Beatles hervorgebracht.

Bald schmorten rosige Ladies in der britischen Sonne. Ich nahm mein Tagebuch, machte ein ernstes Gesicht, und dann traf mich ein Kiesel am Ohr. Ich drehte mich um. Ein kleiner Rotznase grinste. Seine Hand war voller Nachschub.

Plötzlich war eine Frau hinter ihm, haute ihm eins auf den Arsch, und zog ihn davon.

Die Rotznase brüllte wie eine Sirene.

Ich hatte vergessen, was ich hatte schreiben wollen – ein Familienidyll, dieser Strand? – Nein, nein, es war etwas anderes, es hatte mit dem Zustand der Deutschen zu tun.

Aber was? Genau in diesem Moment traf mich der zweite Kiesel. Ich sah, wo die Rotznase stand, nahm einen Kiesel, warf und traf ihn am Kopf. Er rannte schreiend davon.

Augenblicke später stand ein bulliger Mann vor mir. Er war krebsrot.

"You did that?" sagte er.

Ich wollte mich gerade verdrücken, als die Frau aus dem Gewühl der Liegestühle auftauchte. Sie riß den Knirps herum, knallte ihm eine, kreischte "you did it again, he!!" und zog ihn mit sich fort. Der bullige Mann biß sich auf die Unterlippe und verschwand.

Am Nachmittag tauchten die Hippies auf. Der mit der nachtblauen Uniformjacke trug ein Gedicht vor. Einer mit einer glitzernden Brokatjacke, Troddeln und Epauletten schlug ein Tambourin und einer mit Blümchenhose und weißem Rüschenhemd tanzte herum wie in Trance.

Ich kam aus dem Staunen nicht raus.

Zur Nacht frischte der Wind auf. Schwere Wellen mischten den Kieselstrand. Am Ende der Promenade war eine Art Laube mit Denkmal und Bänken. Dorthin ging ich. Jonathan kam auch mit. Wir fühlten uns ziemlich sicher, aber mit dem Wind sprühte Regen in unsere Laube.

Um Mitternacht war mein Schlafsack naß.

Jonathan und ich beschlossen, nach einem besseren Platz Ausschau zu halten. Wir liefen ortsauwärts. Wir stiegen über einen Zaun. Hinterm Zaun war ein Rasen, und da vorn stießen zwei Hecken aneinander, eine gute Ecke.

Es war nicht leicht, bei diesem Wind das Zelt aufzubauen, aber schließlich war es geschafft.

Jonathan und ich krochen hinein.

Der Montagmorgen war es sonnig. Als ich meinen Kopf aus dem Zelt streckte, wurde ich freundlich begrüßt.

Nicht weit vom Zelt war Loch 5.

Wir hatten auf einem Goldplatz übernachtet.

Man fragte uns nach dem Woher und Wohin, und als ich erzählte, man dürfe (aus den genannten Gründen) nicht auf dem Zeltplatz bleiben, schüttelte man mißbilligend den Kopf und meinte, es müsse doch aber differenziert werden.

Das fand ich auch.

Nach dieser Nacht brauchte ich Ruhe.

Ich holte meine Sachen, ging zum Zeltplatz, baute mein Zelt auf, hängte meine feuchten Sachen auf eine Leine und schlief bis Mittag. Als ich erwacht war, sah ich dieses Moped. Es war Marions Moped, aber ihr Zelt sah ich nirgendwo. Am Abend war ihr Moped wieder fort, und danach sah ich es nicht mehr.

Ich verbrachte eine sonnige Woche mit nichts als Schwimmen. Zwischendurch half ich Patrick in der Fish & Chips Bude. Es waren so viele Leute am Strand, dass er die Arbeit nicht allein schaffen konnte.

Abends ging ich aus. Ich musste eine Menge neuer Tänze lernen. Ich flirtete viel, aber gegen die Franzosen kam ich nicht an. Die Franzosen sprachen die Mädchen einfach an. Ich wusste nicht, was sie ihnen sagten, ich beobachtete nur immer wieder, dass sie sie zum Lachen brachten. Irgendwie. Gegen Ende der Woche telefonierte ich mit Linda.

Sie hat ein ovales Gesicht und hüftlanges Haar. Sie ist kräftig. Sie ist, wenn man will, drei Twiggies in einer Person. Sie hatte begonnen, Deutsch zu lernen, und ihr letzter Brief war auf Deutsch. Ich trug ihn als Beweis ihrer Existenz in meinem Brustbeutel.

Linda schrieb: "London ist voll von Fremden Leute von Frankreich, Deutschland, USA etc. etc. Man weiss nicht wer Land man darauf ist. Der Bahnhof, wo ich liebe, ist Manor House. Mein Telefon beim Arbeit ist 018000192."

Paul McCartney nahm LSD und konnte nicht mehr lügen.

Mick Jagger wurde wegen Drogenbesitz verurteilt. Die BBC weigerte sich, 'A day in the life' von Sgt. Pepper zu spielen, es war der Sommer der Liebe.

Traumcreme

Während ich auf den Bus wartete, der mich aus Brighton bringen sollte, hatte ich einen Traum. Meine Mutter stand vorm Küchentisch und quirlte einen Berg Traumcreme. Ausnahmsweise nahm sie den Drei-Mix, den ich ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. "Soviel kann man nicht mit der Hand rühren", sagte sie. "Ist es meine Lieblingssorte?" fragte ich. "Natürlich. Du musst stark sein in London." "Schütt ein bisschen Sahne dazu", sagte ich. "Quatsch!" sagte sie. "Ist doch alles drin." Mein Bus hielt. Ich stieg ein. "Komm Junge. Iß, eh es schlecht wird!" sagte meine Mutter. Ich nahm einen großen Löffel. Mayala Caramel war der Himmel auf Erden. Wie gut sie hinter die gerafften Stores dieser englischen Häuser paßte. Sie quoll aus allen Türen und überflutete den weiten englischen Rasen. Alles war voll von naturidentischen Aromastoffen. Sie hatten abenteuerliche Namen. Einer hieß E 104. Ein anderer E 110. "Modifizierte Stärke!" sagte meine Mutter stolz. "Das ist genau das, was du brauchst. Ich meine, in deinem Alter muss man schon was verdrücken." Als ich meinen Rucksack aus dem Bus hievte, spürte ich, dass die Creme meine Muskeln schwellen ließ. Meine Mutter winkte. "War doch ne gute Idee mit dem Drei-Mix!" rief sie. "Hab ich ja immer gesagt", sagte ich. Da vorn war eine gute Stelle zum Trampfen. Ich hatte mittlerweile ein Auge für so etwas. Kaum hatte ich den Arm ausgestreckt, hielt ein Morris. Genau so einer, wie der von Siv. Die Fahrerin hielt mir die Tür auf. Ich bückte mich. "Wo soll's denn hingehen?" fragte sie. Ich wischte mir die letzten Reste Creme von den Lippen und sagte: "London." "Crawley." antwortete sie. "Ist auf dem halben Weg, oder?"

Sie nickte. Eine Stunde später saß ich in einem LKW, der nach London fuhr. Der Fahrer hatte behaarte Unterarme: rötliches, krauses Haar. Auf jeden Fingerrücken seiner linken Hand war ein Buchstabe tätowiert.

E.L.V.I.S.

Das erinnerte mich an die Zeit, als ich klein war. Während der LKW über die Straße rumpelte, sah ich eine Kirmes Bude. Sie stand vor dem Garten der Heißmangel. Eine Frau mit langem Rock schlug eine Trommel. Der stärkste Mann der Welt zeigte seine Muskeln. Ein Hypnotiseur versprach, jeden in ein Schwein zu verwandeln. Ein Ansager fragte, ob jemand auf die Bühne kommen wolle. Elvis kam rauf, der mit dem Blutschwamm. Seine Tolle war gut geölt, seine Koteletten reichten bis zur Kinnlade. Er grinste breit. "Wenn du unserem Publikum etwas vortanzst, kriegst du freien Eintritt", sagte der Ansager. Elvis nickte. Der Ansager ging zum Kassenhäuschen und sprach mit einer Blondine. Sie legte "Let's dance" von Chris Montez auf. Elvis beugte sich vornüber, ging ein wenig in die Knie, winkelte die Arme, und begann in den Hüften zu schwingen. Seine Knie flatterten, seine Arme ruderten, er sah aus wie ein angeschossener Vogel. Das Publikum pfiff. Elvis Tolle verrutschte. Er hörte mitten im Tanz auf, zog einen Stilkamm und kämmte sich.

Der LKW-Fahrer trommelte aufs Lenkrad. "Aus Deutschland kommst du? – Hm. Siehst hungrig aus. Gibt's da nicht genug zu essen?" Dann lachte er und kramte ein Butterbrot aus einer Dose. "Eat that! It's good for you."

Auf der Waterloo Bridge stieg ich aus. Mein Rucksack drückte, es war warm, aber ich war glücklich. London war laut, roch nach Abgasen und Fluss. Ab und an fragte ich nach dem Weg. Jeder antwortete höflich. Ein Mann in dunklem

Anzug mit Schirm und Melone überquerte die Straße. Hier muss es sein! dachte ich. Hier irgendwo muss Fleetstreet sein. Der Mann winkte ein Taxi heran, stieg ein und fuhr davon.

Er sah aus, wie die Männer in meinen Englischbüchern.

Ich schüttelte mich. "Du bist in London!" sagte ich.

"London, Mann! Dies ist London. Die Fleet Street. Und hinter irgendeinem dieser Fenster sitzt Linda."

Jetzt musste ich sie nur noch anrufen, dann hatte ich ein Bett und konnte so tun, als hätte ich schon immer in London gelebt.

The one and only oder: Erbsen sind grün so grün

Ich verließ die Telefonzelle, lehnte meinen Rucksack gegen eine Hauswand, setzte mich und streckte die Beine aus. Linda hatte gesagt, sie würde gleich kommen. Der Druck auf meinen Darm nahm gefährliche Ausmaße an. Ob ich sie erkennen würde? – Mich zu erkennen war sicher kein Problem. Außer mir gab es niemand mit Rucksack in dieser Straße, aber junge Frauen, die geschäftig von einem Gebäude zum anderen liefen, gab es genug. Und wenn sie jetzt wirklich hässlich war? Ich meine, so hässlich, dass es zum Himmel schrie? Es hätte ja sein können, ich hatte nur ein Foto von ihr, und wer weiß, wie alt das war. Mein Darm gab zischende, übelriechende Warnungen. Nein. So hässlich würde sie nicht sein. Jemand, der so gute Briefe schrieb, konnte nicht wirklich hässlich sein.

Aus der Tür des gegenüberliegenden Gebäudes kamen vier junge Frauen. Eh ich ihr Lächeln sah, das sie über die Straße schickte, wusste ich, die zweite ist Linda. Sie trug einen schwarzen Lackmantel, darunter einen grasgrünen gerippten Pulli und einen grasgrünen Minirock. Ihre Oberschenkel waren kräftig und ihre Beine recht kurz. Ihr Gesicht war oval und sie hatte überall Babyspeck. Hässlich war sie nicht. Aber schön war auch etwas anderes. Linda sah freundlich aus. Sie kicherte. Ihre Freundinnen kicherten auch. Ich stand auf und winkte. Linda winkte zurück und lief auf die Straße. Reifen quietschen. Linda blieb wie angewurzelt stehen, aber ihre Freundinnen zerrten sie weiter, direkt vor meine Füße, und umringten mich. Ich konnte gar nichts sagen. Ich sah nur, dass sie mich bestaunten, als käme ich vom Mond. Alle sagten "Hello Hans!"

"Hello!" sagte ich und wurde rot wie eine Tomate.
Die Mädchen sahen so aus, als wollten sie mich anfassen, um zu prüfen, ob ich auch echt bin. Langsam wich die Röte aus meinem Gesicht. Ich sagte etwas, aber mir ist entfallen, was es war. Ich nehme an, dass es etwas mit der Reise zu tun hatte. Oder etwas mit dem überwältigenden Gefühl, plötzlich in London zu sein. Jedenfalls sagte ich irgendetwas, und aus allen Kehlen drang ein spitzes OH.
"You speak very good English", sagte eine, und sah mich an, als wolle sie es nicht glauben. Vor ihr stand ein richtiger Deutscher. Ich war braungebrannt, sah abgerissen und hungrig aus, mein Haar war strohblond, es fiel bis auf den Kragen, und meine Augen waren so blau, dass sie alle miteinander reinspringen würden, wenn sie dürften.
Dachte ich. Stellte ich mir so vor.
"How do you like London?" sagte eine andere.
"Hm", machte ich. "It's a nice town."
Das fanden die anderen auch, und ich freute mich, dass ich in der Lage war, mit einem Satz Wohlwollen zu ernten.
Schließlich hätte ich es auch mit "a bloody fuckin rathole" versuchen können, denn die Fäkal-Sprache der Engländer faszinierte mich. Vor allem der Gebrauch von "fucking" in allen Situationen. Er ging durch alle Schichten, und bezog sich auf Dinge, die überhaupt nichts mit "fucking" zu tun hatten.
"James, please bring me another bloody fuckin cup of tea!" sagte die Königin.
Lindas Kolleginnen verabschiedeten sich.
In den nächsten Tagen lud Linda all ihre Freundinnen ein, und alle bestaunten mich. Das war komisch. Es gab sogar eine, die sich in mich verliebte. Sie hieß Sarah, war dunkelhäutig und wohnte in der Nachbarschaft. Leider war

sie tabu. So leid es mir tat, aber es hätte keinen guten Eindruck gemacht, Sarah abends in mein Zimmer zu schmuggeln, das schließlich Lindas Zimmer war. Linda schlief auf dem Sofa im Wohnzimmer. Linda tat alles, damit ich mich wohlfühlte. Nur einmal bestand die Chance, Sarah näher zu kommen. Linda, Janette, Sarah und ich waren ins Kino gegangen. Sarah saß neben mir. Ich hätte nur aber ich habe nicht. Ich wollte Linda nicht kränken. Linda hakte sich bei mir ein, und so gingen wir zur nächsten U-Bahn Station. Wie tief die knarrenden hölzernen Rolltreppen uns unter die Erde beförderten. Was für ein Labyrinth dort unten, eine Stadt unter der Stadt. Wenn ich mich recht erinnere, fuhren wir mit der Picadilly Line bis Manor House. In den Schächten der U-Bahn setzte sich London aus verschiedenfarbigen Linien zusammen, Linien mit Punkten, die Haltestellen markierten. Manche hatten klingende Namen. Oxford Street. Picadilly Circus. Nelson Square. Undsoweiter. Mein natürliches Ortungssystem musste sich umstellen. Für ein paar Tage musste ich mich an Namen orientieren, Himmel gab es da unten ja nicht. Aber wenn ich dann aus so einem Schacht aufstieg, als hätte ich mich zu lang in der Unterwelt umgetrieben, galt mein erster Blick wieder dem Himmel. Dem Himmel und seinen natürlichen Zeichen. Aus nichts anderem setzt sich die Welt zusammen, auch nicht in einer Stadt wie London. Nach zwei Tagen hatte ich das begriffen. Nach zwei Tagen bewegte ich mich in London, als sei ich dort geboren. "Wir sind da", sagte Linda. "It's not far from here." Linda, the one and only.

Ich sah sie an und lächelte.

Da drüben war ein Park, an der Ecke das Finsbury Park Astoria, ein Theater, in dem wenige Tage später Sam & Dave, Otis Redding und Percy Sledge auftraten, aber nirgendwo war ein Blumenladen.

Ich wollte Blumen kaufen.

Ich hatte eine sichere Hand mit älteren Frauen, vor allem mit Müttern. Und Mütter liebten Blumen nun mal über alles.

"It's not necessary", sagte Linda.

Natürlich nicht! Aber gerade die kleinen Nebensächlichkeiten machten Mütter weich, und deshalb bestand ich darauf. Wir gingen zurück zur U-Bahn, fuhren eine Station stadteinwärts, stiegen aus, und gleich um die Ecke war ein Blumenladen.

Ich kaufte einen Strauß.

"So this will help", sagte ich und Linda sagte: "O lovely."

Lindas Mutter hatte ein Hähnchen in die Bratröhre geschoben und Nescafe gekocht. Sie war mindestens so aufgeregt wie ihre Tochter.

"This is Hans", sagte Linda.

"Hello Hans", sagte Lindas Mutter.

"Hello Miss Newman", sagte ich, nicht ganz sicher, ob es jetzt Miss oder Misses hieß? Aber dann schwang ich meine Linke hinterm Rücken vor und streckte Miss Newman die Blumen entgegen, Spinnen mit Grünzeugs, schönere hatte ich nicht bekommen.

"Jesus!" rief sie. "Look at these beautiful flowers. Oh, Hans, you shouldn't have done that ..."

Ich verwandelte mich auf der Stelle wieder in eine Tomate. Ich konnte gar nicht anders, aber ich wusste ganz genau, dass Mütter auch so etwas lieben. Schüchterne junge Männer wie ich könnten jede Menge Mütter haben. Sie würden sich

darum reißen, mich an ihre faltig gewordenen Brüste ziehen, seufzen, an ihre Jugend denken, und an all die unerfüllten Träume, die Mütter bis ans Ende ihrer Tage mit sich herumtragen.

"Come on", sagte sie und zeigte mir, wo ich mein Gepäck abstellen konnte, führte mich in Lindas Zimmer, ins Bad und dann in die Küche.

"You must be hungry!" sagte sie.

Ich nickte. Natürlich war ich hungrig. Ich hatte in Brighton von nichts anderem als Weißbrot, Schokolade, Milch und Fish & Chips gelebt. Außerdem war ich gespannt, was englische Mütter so kochen.

Es gab gebratenes Hähnchen, Kartoffeln und unnatürlich grünen Erbsen. Ich langte ordentlich zu, aber ich tat das nur, weil ich wusste, was Mütter von schüchternen jungen Männern erwarten. Ich wusste auch, was sie anschließend hören wollen. Ich errötete nicht mal, denn schließlich war ich wirklich sehr hungrig.

Bitterer Kaffee

London lag mir zu Füßen. Genauso hatte ich mir das vorgestellt. Schon nach einem Tag hatte ich mich in einen Hippie verwandelt. Das ging ganz einfach: ich kaufte einen Kaftan, eine Kette, und bekam von Linda Glöckchen geschenkt.

Lindas Mutter sah mich schräg von der Seite an, dann lachte sie. Sie ließ sich von meiner Verkleidung nicht täuschen. Sie sah einfach durch mich hindurch und wünschte mir viel Vergnügen.

Da Linda für ein Teenager-Magazin arbeitete, kannte sie alle Clubs. Vom Whiskey a Go Go zu Samanthas, vom Ram Jam Club zum Marquee stampfte ich die Tanzböden dieser Stadt noch ein wenig fester und hielt Ausschau nach dem neuesten Tanz. Linda stampfte kräftig mit.

London war der Himmel auf Erden. Nie, nie wollte ich hier wieder fort. Ich puppte mich ein in die Welt langer, schlafloser Nächte. Wenn ich erst wieder zurück war, konnte ich immer noch so tun, als interessiere mich die Verzollung von zehn Waggonen Fischmehl. Wenn ich erst wieder zurück war, konnte ich zum Endspurt starten, die letzten Monate bis zur Prüfung. Danach würde ich sehn, wie es weitergeht. "Komm!" sagte Linda. "Ich zeig dir Soho."

Es war Nacht. Tiefe Nacht eigentlich, aber das Leben kreiste um den Picadilly Circus, als sei heller Tag. Lichtreklamen flammten auf, Menschen strömten vorüber. Die Welt gehörte mir.

Flower Power und Dope, die Beatles, mein Kaftan und Speakers Corner, Madame Tussaud und die Kronjuwelen, die Abbey Road Studios und der Buckingham Palace, das alles verschmolz in diesen Tagen zu einem Bild.

Manchmal verlief ich mich, aber das machte nichts.
Dafür war eine Stadt da: man verlief sich und entdeckte an einer Ecke etwas, für das sich niemand sonst interessiert. Was zum Beispiel bedeutete Eno Fruit Salt, ein Aufschrift auf einer hohen, braunroten Brandmauer. Reklame, natürlich, aber Fruchtsalz, davon hatte ich noch nie gehört.
Und warum gerade die Greenwich Zeit für alle verbindlich war, verstand ich auch nicht. Ich verstand überhaupt sehr wenig und bildete mir viel darauf ein.
Am Revers meiner Jacke war ein Anti-Vietnam Button. Ich hatte ihn mit einer Mao-Fibel an Speakers Corner gekauft. Aber auch das war nur Dekoration. All you need is love!
Ich war nichts als Dekoration für die Geschäfte derjenigen, die man nicht sah. Vielleicht saßen sie in klimatisierten Büros, vielleicht fuhren sie im Rolls Royce durch die Stadt, vielleicht machten sie alles per Telefon, aber eines war sicher: sie brauchten uns als Dekoration.
Wir sollten Geld ausgeben.
Es machte mir Spaß, Geld auszugeben.
Ich fraß London wie ein Sandwich mit Ei und Saltat. Dass es fad schmeckt und den Hunger nicht stillt, ignorierte ich. London war nicht fad. Es konnte gar nicht fad sein, sonst wäre ich nie hierher gekommen.
"Let's go." sagte Linda.
Als wir um eine Ecke bogen, kamen uns drei Schwarze entgegen. Die Straße machte einen ungemütlichen Eindruck, und die Schwarzen blickten unfreundlich. Linda zog mich auf die andere Straßenseite. Die Schwarzen folgten uns.
"Run!" sagte Linda, machte kehrt, und rannte mit mir davon. Aber die Schwarzen hatten gar keine schlechte Laune. Ich nehme an, sie wollten nur Weiße erschrecken, mehr nicht. Einer pfiff auf den Fingern hinter uns her.

"He white Pussy!"

"Assholes!" schrie Linda.

Wir rannten an Schaufenstern mit plattgeklopften, kandierte Enten vorbei, passierten eine stinkende, kleine Bar, wichen den rudernden Armen eines Schleppers aus und standen wieder am Picadilly Circus.

"So that was Soho." sagte Linda.

"Exciting!" sagte ich.

Das Repertoire nichtssagender, aber gut klingender Floskeln der englischen Sprache gefiel mir auch. Sie machten mir das Sprechen leicht. Ich war nicht aufs Maul gefallen, aber ich hatte oft gespürt, dass mich die Leute für wortkarg hielten.

In England war ich nie wortkarg.

In England grub ich einfach im Fundus der flinken Floskeln und war gerettet. Wieder einmal fühlte ich mich in einem fremden Land besser, als in meinem eigenen.

Ein kurzer, um so heftigerer Schmerz fuhr mir in die Glieder, als Linda, Lindas Mutter und ich am folgenden Nachmittag Lindas Bruder besuchten.

John war zweiunddreißig und arbeitete als Kürschner. Er hatte sich vor zwei Monaten verlobt und wollte zum Ende des Jahres heiraten.

Der Fernseher lief, als wir ins Wohnzimmer kamen.

Ich erstarrte.

Pop-Star, Hippie und guter Mensch mit Blume im Knopfloch zerfielen zu Staub wie der Vampir bei Sonnenaufgang.

"Hello Hans!" sagte John.

John war ein hagerer Kerl mit ernstem Gesicht.

"Hello", sagte ich, aber ich konnte den Blick nicht vom Bildschirm lassen. Da war ein Tor, ein Lager mit

elektrischem Stacheldraht, da war ein Schild überm Tor und darauf stand ARBEIT MACHT FREI.

Das war Deutsch, und die hinterm Zaun, das waren Leichen. Jüdische Leichen und Zigeunerleichen, irgendwelche Leichen.

"Nie werde ich arbeiten. Nie, nie, nie!" schrie ich in Gedanken meinem Vater zu.

Lindas Mutter sprach mit John.

Niemand kümmerte sich um die Bilder, nur Linda.

Sie hatte mein Gesicht gesehen und schaltete ab.

"Come on, have some coffee", sagte sie.

Da war er wieder, der lange Schatten, der immer schon vor mir da ist. Ich wollte ihn nicht, aber er hing an mir.

Zwei Tage später sprach ich mit Linda darüber.

Sie konnte mich verstehen. Trost hatte sie nicht.

"Du bist doch jung", sagte sie, "du hast damit doch überhaupt nichts zu tun.".

Und wenn ich jetzt alt wäre?

So alt wie mein Vater?

Hello-Goodbye

Es war ein schönes Haus, eines dieser englischen Reihenhäuser mit Treppenaufgang, zwei kleinen Säulen, einem halbrunden Erker und einem Balkon, aber es war runtergekommen, und das beunruhigte Linda. Noch beunruhigender fand sie, dass es in einer von Schwarzen bewohnten Gegend stand. Man hatte mich an diese Adresse verwiesen. Ich hatte Straßenmusikern zugehört, schwarzen Straßenmusikern auf dem Portobello Market. Einer von ihnen spielte Steeldrums. Ich wollte wissen, wo man so etwas kaufen konnte.

"Lass uns gehen", bat Linda. "Ich will da nicht rein."

"Die tun uns nichts", sagte ich. "Wir haben ihnen doch auch nichts getan."

"Trotzdem", sagte sie, aber dann ging sie doch mit.

Die Tür quietschte in den Angeln. Im Flur roch es merkwürdig süß. Ich rümpfte die Nase. "Pot!" sagte Linda.

"Pot?" fragte ich. "Pot", sagte sie.

"Hello?" rief ich. Es war dämmrig im Flur, aber ich hörte Stimmen. "Who is it?" rief jemand. Die Stimme klang ungehalten. Ich öffnete eine schwarz, grün und gelb gestrichene Tür und trat ein. Der Geruch wurde stärker. An einem Couchtisch saßen drei Männer. Sie blickten auf, zeigten aber nicht viel Interesse. Flinke Floskeln! dachte ich, aber mir fiel keine ein. Linda hielt sich in meinem Schatten. Nach einer langen Erklärung brachte ich heraus, weshalb ich gekommen war.

"Steeldrums, hm? - What would you want with steeldrums?"

"Play them", sagte ich.

Der Schwarze musterte mich, lächelte und sagte: "I don't think, you could pay them. Steeldrums take a lot of work, you know. Want to sit down for a smoke?"

"Yes!" sagte ich.

"No!" sagte Linda und zog mich fort.

Zwei Stunden später saßen wir im St. James Park.

In einem Pavillion saß die Kapelle eines Königlich Schottischen Grenadierregiments, dreißig Männer in Kilts, dieser beeindruckenden Tracht, Pauken, Trompeten und Dudelsäcke griffbereit. Der Dirigent hob seinen Stock und mit militärischer Präzision brach ein höllischer Lärm los. Mit einiger Mühe gelang es mir, die Kapelle auf den höchsten Berg Schottlands zu verpflanzen, und siehe da, der Lärm entpuppte sich als Musik.

Und dann tanzten vier Männer den Säbeltanz, wie ich ihn nur von kirgisischen Reitern erwartet hätte.

Linda kicherte. Sie fand Männerbeine in Röcken zum Schießen, aber ich konnte nicht einsehen, wieso sie witziger aussehen sollten als Frauenbeine.

"Come on", sagte Linda. "You don't mean that."

Flinke Floskel: "Yes, I bloody well doooo!"

Linda, beeindruckt von meiner Unbeugsamkeit, diskutierte nicht weiter. Sie drängte zum Aufbruch. Sie wollte mir zeigen, wo die Königin wohnt, aber das wusste ich längst. Sie wohnte in einer kleinen Zweizimmerwohnung mit Außentoilette und ging einmal die Woche ins Hallenbad, um zu duschen.

Am folgenden Tag fuhren wir zu den EMI-Aufnahmestudios. Linda war sicher, dass die Beatles zur Zeit produzierten, sie hatte das von ihrem Chef, und der musste es wissen. Irgendwann würden sie kommen. Linda machte ein Foto von mir.

Ich trug meinen Kaftan, die Glöckchen an meinem Hals bimmelten bei jeder Bewegung.

"A bit more to the left!" rief Linda, denn sie wollte den Eingang dieses berühmten Studios mit im Bild. Ich vergaß meine vorherige Existenz, stemmte meine Arme in die Hüften und sah aus, als würde ich mich jeden Augenblick umdrehen und zu John Lennon hineingehen, der in einem der abgedunkelten Studios saß und ein Lied ausbrütete.

"Hi John!" würde ich sagen. "Sorry I couldn't see you in Essen, but the guards wouldn't let me through."

"Stupid idiots", würde John sagen und dann würde er mir einen Passierschein für alle Bühnen der Welt geben und mich bitten, auf seiner neuesten Nummer Bongos zu spielen. Oder Mundharmonika. Er würde mir freie Hand lassen. Wir warteten. Und warteteten.

"Maybe my boss was wrong." sagte Linda irgendwann.

"Maybe." sagte ich enttäuscht, denn ich hatte mir vorgenommen, London nicht zu verlassen, ohne mit den Beatles Kontakt aufzunehmen.

"Let's go then", sagte sie.

Ich folgte ihr nur widerwillig, obwohl sie sagte, sie wisse, wo Paul McCartney wohne.

Sein Haus war von einem hohen Zaun umgeben. Er war mit Botschaften vollgepinnt. Alle liebten ihn, und ich fragte mich, wie einer mit so viel Liebe leben kann.

Hinterm Zaun lag ein weiter, englischer Garten.

Es war still an diesem Morgen, die Fans waren noch nicht auf den Beinen. Linda und ich hockten uns auf eine Mauer, und gerade, als uns ein Bobby höflich bat, weiterzugehen, öffnete sich eine Tür.

Linda riß mich hinter sich her. Die Himmelsschleusen öffneten sich. Manna stürzte herab.

"I don't believe it!" kreischte Linda und wurde rot im Gesicht. Paul McCartney stieg in ein Auto. Ein Gartentor öffnete sich. Linda stand Schussbereit. Paul fuhr über den knirschenden Kiesweg auf das Gartentor zu. Es öffnete sich. Linda stellte sich in die Einfahrt.

Paul würde das Grundstück nur über ihre Leiche verlassen. Das wollte er nicht. Er sah sich um. Linda und ich waren die einzigen gottverdammten Fans weit und breit. Einen Augenblick sah er so aus, wie jemand, der sich fragt, ob sein Stern schon verblasst, dann schüttelte er den unangenehmen Gedanken beiseite und tat, was er tun musste. Er kritzelte mir ein Autogramm ins Tagebuch, sagte "have a nice time in London" und fuhr davon.

Überflüssig zu sagen, dass ich den Höhepunkt der Reise erreicht hatte. Doch dann passierte das mit Brian Epstein. Linda hatte uns Karten für das Hendrix Konzert im Saville Theatre besorgt. Eigentlich war es seit Wochen ausverkauft, aber sie hatte Beziehungen.

Arthur Brown eröffnete das Konzert. Er hatte ein Gestell mit Kerzen auf dem Kopf, und sah aus wie eine schwedischen Lichtkönigin. Aber statt God Jul schrie er Fire! und drohte damit, alles anzustecken.

Ich fand das ganz nett, aber ich wollte Hendrix sehen. Er war gerade erst am Pop-Himmel aufgetaucht, und man sagte, niemand könne Gitarre spielen wie er.

"Ladies & Gentlemen, please welcome The Jimi Hendrix Experience!" brüllte ein Anager.

Das Licht ging an, Jimi riß seine Gitarre hoch und schüttelte einen verzerrten Akkord aus dem Handgelenk.

I don't live today. Foxy Lady. Manic Depressions. Can you see me. Fire. Ich spürte, dass der da oben nicht log. Nicht

ein Ton war gelogen, und ein schöneres Lied als May this be love hatte ich schon lange nicht mehr gehört.

Nach dem Konzert würde ich zu Jimi gehen und sagen, komm mit zu John, ihr beiden werdet euch gut verstehen.

Nach der dritten Zugabe kam ein Ansager kam auf die Bühne und bat um Aufmerksamkeit.

Und dann sagte er: Brian Epstein ist tot.

Ich war fertig.

Linda weinte.

Wir fuhren nach Hause.

Drei Tage später saß ich am Bahnsteig und wartet auf den Zug nach Maidstone. Von Maidstone trampete ich nach Dover. Dover war in dichtem Nebel verschwunden, als hätte es diese Stadt nie gegeben. Die Fähre arbeitete sich langsam aus dem Hafen. Kaum auf See teilte die Sonne den Nebel.

In der Nacht war ich in Brüssel.

Die Polizei hielt mich an. Sie wollte wissen, woher ich kam und wohin ich ging.

"Aus England!" antwortete ich. "Nach Hause."

Die Polizei ließ mich gehen.

Ich kaufte mir Pommes und dann lief ich und lief, bis die Stadt ausdünnte. Ein Wagen brachte mich nach Leuven. Dort schlief unter einem Busch auf einer Wiese.

Am Mittag griff man mich am Kamener Kreuz auf. Die Polizisten stellten mir die gleichen Fragen, wie die Polizisten in Brüssel, und bekamen die gleichen Antworten. Dann nahmen sie mir das letzte Geld ab. Ich protestierte. "Gesetz ist Gesetz!" sagten sie und schickten mich zu Fuß über Feldwege nach Kamen zurück.

Drei Stunden später lief ich durch die Neustraße.

Es war Freitagnachmittag. Ich trug den goldgelben Kaftan mit Paisley Muster, eine Kette aus Holzperlen und ein

Glöckchen am Band. Ich war aus London zurück und alle sollten es sehen. Dies war meine Stadt. Die Metzgergattin, eine kleine Frau mit schwarzem, hochtoupierten Haar und hochmütigem Gesicht starrte mich an wie einen Geist. Der bucklige Uhrmacher rieb sich verstört die Nase, als ich ihn grüßte. Ich war immun. London hatte das fertiggebracht. Ich summte ein Lied. Auf meiner Brust waren Buttons. MAKE LOVE NOT WAR stand auf einem, FUCK FOR PEACE auf dem anderen. Vor der katholischen Kirche stand Heinz.

Ich verpasste ihm die Stationen der Reise. Heinz war beeindruckt. Wir beschlossen, am Abend auf seinem Moped nach Enschede zu fahren.

Als ich mich der Bismarckstraße näherte, fiel der gute Hippie in mir zusammen. Ich atmete durch und schellte. Meine Mutter öffnete erfreut, aber kühl.

Den Kuss, den ich ihr gab, erwiderte sie nicht.

Mein Vater streckte den Kopf aus der Wohnzimmertür und sagte: "Ach du lieber Himmel! Wie siehst du denn aus?"

Und dann, nach kurzem Schweigen: "Na, 'ne gute Reise gehabt?" Ich nickte erleichtert. Das ließ sich besser an, als ich erwartet hatte. Ich stellte meinen Rucksack in den Flur und ging ins Wohnzimmer.

"Bist du hungrig?" fragte meine Mutter.

Ich nickte und wünschte mir drei Spiegeleier auf Brot.

Meine Mutter verschwand in der Küche.

Ich erzählte meinem Vater von der Reise und meinem Schlafplatz in Leuven. Dass ich lange nach Mitternacht schweißnass hochgefahren war, weil etwas versucht hatte, an meinem Ohr zu knabbern, erzählte ich nicht.

"Die Eier sind fertig!"

Ich ging in die Küche und aß.

Kurz darauf kam meine Schwester. Ihr Sohn hatte sich vollgesabbert und musste gebadet werden. Wir wechselten ein paar Worte, aber wir waren nicht sonderlich interessiert aneinander.

"Hast du dir einen Anzug gekauft?" fragte mein Vater. Ich nickte, ging nach oben, öffnete mein Zimmerfenster, sah über mein ehemaliges Revier bis zur Dortmunder Bahn und begann, meinen Rucksack auszupacken. Der Anzug war ein wenig zerknittert. Nachdem ich von Brian Epsteins Tod erfahren hatte, war ich einen Tag von Boutique zu Boutique gezogen, um diesen Anzug zu finden.

Ich zog ihn an. Als ich in die Küche kam, stritten meine Eltern um irgendetwas. Es fühlte sich an wie: "ach, wieder zu Hause?" Mein Anzug lenkte sie ab. Sie bewunderten mich und fanden, so gut hätte ich seit meiner Konfirmation nicht mehr ausgesehen. Im Fernsehen lief Hier und Heute. Ich drehte noch eine Runde um den Küchentisch und verließ wenig später im Kaftan das Haus.

Im Irene spielte eine Band aus Amsterdam.

The Outsiders.

Sie waren schmutzig und hatten die längsten Haare der Welt. Als der Schlagzeuger gegen Ende des Konzerts sein Instrument umwarf, der Gitarrist samt Verstärker umkippte, als sich der Sänger am Boden wand und nur der Bassist mit unbeweglicher Mine das immer gleiche Riff spielte, war ich überzeugt: die Revolution, wie immer sie auch aussehen mochte, konnte nicht weit sein.

Die Toten häuften sich. Von Napalm verstümmelte Kinder.

Im Juni hatten sie Benno Ohnesorg erschossen.

Ich wusste nicht, ob er einer von *uns* war, aber einer von *denen* war er mit Sicherheit nicht.

Die Outsiders wälzten sich am Boden, wir bildeten Kreise, tanzende, wilde Wirbel, aus denen ab und an jemand ausbrach, um mit einem Satz in die Mitte zu springen und sich zu wälzen, vorwärts zu wälzen, wo immer es auch hingehen mochte.

Ich wollte die Welt ohne Sturmgepäck.

Wenn es ging wollte ich sie ohne Arbeit, die frei macht.

Ich wollte die Welt vom Mond aus besehen, die Welt hinter der Grenze, die Welt, die sich langsam öffnet und die Welt, die ich umrunden konnte.

Alles andere ängstigte mich.

Ich brauchte Aufschub.

Die Welt, die als vages Bild in mir spukte, musste erst noch verwirklicht werden. Niemand außer mir würde das tun können. Zu Hause war kein Trost. Niemand hörte dem anderen zu. Wäre jemand gekommen, der mir zugehört hätte, ich hätte mich auf seine Seite geschlagen.

So hörte ich den Beatles zu, den Beatles und all den anderen Bands.

Ein Glück, denn es hätte viel schlimmer kommen können.

Ich hätte alles werden können: Pimpf, Christ, Präsident, Mörder.

Aber es hörte ja niemand zu.

Beste Zeiten

Ich zog den Kaftan aus, hängte die Glöckchen auf den Nagel und tat so, als wäre ich nie fort gewesen. Hendrix wühlte durch meine Träume. Nicht nur mit seiner Gitarre, sondern auch mit dem, was er sagte.

Es war das, was ich fühlte.

*There are many here among us,
who feel that life is but a joke!*

Er hatte Konsequenzen gezogen.

Mich hatte die Ironie des Alltags zurück an den Schreibtisch verbannt.

Er war vier Jahre später tot. Ich lebe noch immer.

Und noch etwas beunruhigte mich: Matz hatte seine Sprache wiedergefunden. Ich sah, wie er mich belauerte. Er wartete nur darauf, zuzuschlagen. Eineinhalb Jahre hatte der erzwungene Friede gedauert. Ich beschloss, ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Die letzte Runde war eingeläutet, die letzte Hälfte des dritten Lehrjahrs, und die Prüfer konnten alles mögliche fragen. Es war nicht leicht, auf alles mögliche eine Antwort vorzubereiten.

Ich hatte ein Prinzip, das nur ich durchschaute.

Ich war faul, aber ich verkaufte diese Faulheit wie Fleiß.

Ich arbeitete mit Tricks. Pünktlichkeit gehörte dazu. Mit Pünktlichkeit konnte man jeden täuschen. Zuverlässigkeit gehörte auch dazu. Wenn ich sagte, ich mache das, konnte sich jeder darauf verlassen.

Vielleicht fing ich erst fünf Minuten vor Schluss damit an, aber wenn's klingelte, hatte ich die Arbeit getan.

Matz würden keinen Weg finden, mir etwas anzuhängen.

Meine Zensuren stimmten und mein Berichtsheft war auf dem neuesten Stand.

Ich täuschte alle.

Meine Faulheit war mit Ekel gepaart, ich wollte niemandem zuarbeiten, der mit *denen* unter einer Decke steckte. Ich hatte einen Kreis gezogen und mich nach außen gestellt. Aber ich war nicht der Rebell, für den ich mich hielt. Kleinstädte bringen keine Rebellen ans Licht, Kleinstädte produzieren geregelte Verhältnisse.

Dieses Land wartete geradezu auf selbsternannte Rebellen, um seine geregelten Verhältnisse noch besser zur regeln. There ain't no life nowhere!

Gleiches Jahr.

Irgendein Tag im Dezember.

Deutrans Leipzig hatte mal wieder geschlafen. Auf dem Hof stand ein LKW mit unvollständigen Papieren, es war Feierabend, aber ich durfte noch nicht gehen, ich musste erst Deutrans erreichen.

Aber die Sozialisten waren längst nach Hause gegangen.

"Scheiße!" schrie ich. "Gottverdammte Scheiße. Was zum Teufel treibt ihr denn da?" Ich gab Deutrans eine letzte Chance. Wenn der Sozialismus siegen sollte, mussten sie sich anstrengen. Es klappte.

Ich machte Licht aus, verschloss die Büroräume, durchquerte das Lager, und als ich es gerade verlassen wollte, krachte Schultewolters Pranke auf meine Schulter.

"Schon Feierabend!" brüllte er.

"Schultewolter, du hast mich vielleicht erschreckt!"

"Ha!" schrie er und verschwand im Kabuff.

Ich fuhr in die Mix.

Der schwitzende Karl, Minitou und Ginger sprachen über ihr Lieblingsthema. Ginger prahlte von einer Blonden in Recklinghausen. Der schwitzende Karl ließ irgendeine Jutta

auferstehen, obwohl ich mittlerweile wusste, dass er nie bei ihr gelandet war.

Minitou sagte nichts.

Schließlich hieß er nicht umsonst Minitou.

Kleine Männer hatten es schwer bei Frauen.

"Wie machst du das eigentlich?" fragte Ginger.

"Ich?" sagte ich. "Ich tanze sie schwindlig!"

Ja, dachte ich. Mehr aber auch nicht.

Ich hatte das ewige Petting satt. Ich hatte den Kinsey Report studiert, und ich fand, statistisch gesehen hätte ich längst an der Reihe sein müssen.

Oder war siebzehndreivierteil zu früh?

Einmal war ich nah dran, doch der Spülstein, auf dem Renate saß, brach ab. Wochen später, auf dem Teppich im Wohnzimmer, fehlte nur noch die Hose, dann hörten wir den Wagen ihrer Eltern und mussten uns ganz schnell anziehen.

Renate war meine zweite Liebe (Vera nicht mitgerechnet).

Ich hatte sie im Herbst kennen gelernt. Ihr Vater war Architekt. Sie las Satre, Camus und Brecht, und redete gern von der arbeitenden Bevölkerung. Sie ging aufs Gymnasium, eine Mädchenburg, die von Nonnen verteidigt wurde. Die höheren Töchter der Gegend holten sich dort ihre Reife.

Durch Renate lernte ich viele kennen: die Möbelfabrikantentochter, die Tochter vom Bauunternehmer, die Tochter des Stadtdirektors, die Arzttöchter, die Rechtsanwältstöchter ... sie lasen alle die gleichen Bücher und interessierten sich für die arbeitende Bevölkerung.

Ich war arbeitende Bevölkerung. Was war daran schon toll?

Ich fand es toll, wenn sie mich in ihre Partykeller einluden: an den Wänden hingen Fischernetze, dickbauchige Flaschen, Seesterne und vertrocknete Kugelfische. Die

Eltern der Möbelfabrikantentochter hatten sogar einen Swimming-pool.

Ich fand das aufregender, als über arbeitende Bevölkerung zu diskutieren? Renate fand das nicht. Sie sagte, die Proletarier müssten befreit werden.

"Bitte!" sagte ich. "Dann tu was! Machs wie dein Bruder." Der hatte das Gymnasium verlassen, war in die DKP eingetreten, und agitierte jetzt im Betrieb, eine Möbelfabrik.

Renate war beleidigt. Sie konnte nicht einsehen, dass Bücherlesen allein nicht half.

Aber am nächsten Wochenende war wieder Party, und da vertragen wird uns.

Und dann war es plötzlich soweit.

Es war Februar. Bis tief in die Nacht hatte ich über Büchern gesessen. Am Morgen fuhr ich mit dem Zug in die Provinzhauptstadt. Es war feuchtkalt. Ich saß ganz allein im Abteil. Das war gut so, denn mein Magen spielte verrückt. In der Industrie- und Handelskammer wartete man schon auf mich.

Ich trug meinen Anzug. Vielleicht hatte ich ihn ja gekauft, weil ich in einer entlegenen Ecke meiner Überlegungen doch noch einen Platz für eine Zukunft mit Anzug bereithielt. Ich wusste, dass nichts mehr schiefgehen konnte, ich war ein sicherer Kandidat.

Als ich nach einer Dreiviertelstunde den Prüfungsraum verließ, schwebte die Zukunft über mir wie ein dicker Ballon: ich würde die Umgangsformen eines Schreibtisches annehmen und die Launen eines Telefons.

"Wo ist das Klo?" rief ich.

"Zweite rechts", sagte jemand, und alle riefen:

"Vorrink, wie war's?"

"Gut!" schrie ich, denn ich hatte es eilig.

Ich hatte bestanden.

Ich war ein "anständiger und strebsamer Mensch."

So hätte ich mich in die siebziger Jahre einschiffen können. Aber ich kündigte. Im Herbst würde ich wieder zur Schule gehen. Außerdem wollte ich wie Hendrix sein. Ich wollte lieber mit Renate probieren.

Und dann wollte ich irgendwie ... ich wusste noch nicht, wie, oder was.

Als ich an einem Sonntagabend von einer Party nach Hause kam, stellte meine Mutter mich zur Rede.

"Seit Freitag habe ich nichts von dir gehört", sagte sie.

"Hättest du nicht anrufen können?"

Ich wertete ihre Sorge als Neugier, und verbat mir weitere Fragen. Als meine Mutter sagte: "So kannst du aber nicht mit mir reden!" bewarf ich sie mit einer Tasse Kaffee und verfehlte sie knapp. Meine Mutter begann zu weinen.

"Du bist genau wie dein Vater!" sagte sie.

Das traf mich.

Ich wollte doch jemand ganz anderes sein!

Wenn ich nur gewusst hätte, wer!

Im Sommer trampelten Heinz und ich durch Schweden.

Wir zelteten auf einem Campingplatz vor den Toren Stockholms, lebten von Hefezöpfen, Milch und Nato-Brot. Ab und an leisteten wir uns grüne, blaue und rote Pölser von einem Imbiss, Schweden-Würstchen mit Betonung auf *Würstchen*.

Während es in diesem Sommer überall gäerte, stand mir eine Premiere bevor. Die Mittsommernachtsfeuer brannten. Jemand spielte Gitarre. Ich hatte eine Norwegerin kennengelernt. Sie wollte mit mir schlafen. Ich bat Heinz, mir das Zelt

für die Nacht zu überlassen. Aber noch eh es richtig losgehen konnte, kam ich.

Ich war zerknirscht. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. Ulla nahm es gelassen. Ulla tröstete mich mit ihrem heimischen Singsang. Sie machte mir Mut und schlug vor, ich könne es ja morgen noch einmal probieren.

An sich ein hervorragender Vorschlag, aber am nächsten Tag wollten Heinz und ich Stockholm Richtung Finnland verlassen.

Als die Fähre durch die Schären glitt, verspielte ich meine letzten Kronen an einarmigen Banditen. Sie schluckten Geld wie schwedische Pendlers auf der Fähre Hälsingör-Hälsingborg Schnaps.

"Das mit der Norwegerin war ne Pleite." sagte ich.

Heinz zuckte die Achseln, steckte eine Krone in den Schlitz des Banditen, riß den Arm nach vorn und holte den Jackpot. Wir stopften uns das Geld in die Taschen und machten uns in der Duty Free Bar einen Abend mit Cola-Rum.

Als am Morgen die Hafeneinfahrt von Helsinki in Sicht kam, dröhnten unsere Köpfe. Uns stand ein langer Marsch in die Außenbezirke der Stadt bevor.

An der letzten Kreuzung vorm Polarkreis stoppte ein Wagen. Ich fiel auf den Rücksitz und schlief sofort ein.

Drei Stunden später wurde ich von Heinz geweckt.

Ich sah mich um. Weit und breit keine Stadt, drei, vier Häuser auf meiner Seite der Straße, eine Raststätte auf der anderen und daran grenzend ein Garten, in dem Trolle standen. Der Fahrer murmelte etwas von Lahti zeigte dabei mit dem Finger auf den Hügel vor uns. Eigentlich zeigte er nicht, sondern beschrieb vorwärts gerichtete Spiralen.

Heinz stellte die Rucksäcke auf den Schotterstreifen neben der Straße. Sie war schnurgerade und leicht gewellt. Licht

flirrte überm Asphalt, links und rechts waren Wiesen, spärliches Getreide, Birken und ein kleiner See.

"Zwei Stunden bis Lahti", murmelte Heinz.

Ich setzte meine tropfenförmige Sonnenbrille auf, rückte mein orangefarbenes Halstuch zurecht (ein Geschenk der Norwegerin), verstaute meine Jacke im Rucksack und machte mich auf die Suche nach einem Stück Pappe.

Hundert Meter hügelan fand ich einen Karton.

JYVÄSKYLA schrieb ich drauf.

Und weil alle gesagt hatten, Finnland sei ein deutschfreundliches Land, setzte ich mit fetten Buchstaben GERMANY Bindestrich darüber.

Mein Haar war länger als letztes Jahr, meine Jeans waren geflickt und darüber trug ich ein blaues T-Shirt. Ich war eine gelungene Inszenierung. Überall hatte ich den Hippie glaubhaft darstellen können.

Ich wusste, was in Vietnam los war und war natürlich dagegen. In meinem Zimmer hing ein Poster von Marx, aber das war auch schon alles. Mir ging es um andere Dinge. Auf den Zeltplätzen und an den Straßen hatte ich Jugendliche aus ganz Europa getroffen und Einverständnis gespürt.

Musik war die Sprache. Bässe im Herz.

Meine Revolution war die Sehnsucht. Die Bilder dieses Sommers waren mir mehr wert, als alle Bildung. Diese Bilder gehörten mir, Bildung gehört allen.

Am nächsten Tag erreichten wir Jyväskylä. Am übernächsten hatte jeder von uns eine finnische Freundin.

Tepa und Tertu standen bei Regen unter dem Vordach einer Imbißbude, als wir uns neben sie stellten.

Tepa war blond, Tertu kastanienbraun.

Der Zufall wollte, das ich mich neben Tepa stellte, obwohl Tertu mir besser gefiel. Der nächste Zufall bestimmte, dass

ich als erster ins Zelt kroch, dann Tapa, dann Heinz, und dann Tertu.

Heinz war schon über beide Ohren verliebt.

Er verliebte sich immer ganz schnell. Ich hielt mich an Tapa, die Blonde. Während Heinz lange Gespräche führte, brachte ich Tapa zum Lachen und begann mit ihr zu üben. Die Schmach von Stockholm war schnell vergessen.

Mein großes Ziel hieß jetzt zweimal hintereinander.

Ich hatte alles, was man zum Leben braucht, sogar einen herzergreifenden Abschied in Helsinki, zwei Wochen später. Wir standen über die Reling gebeugt und winkten Tapa und Tertu zu. Heinz weinte. Er hatte Tertu ewige Liebe geschworen, während ich, der Hafen war kaum außer Sicht, einer Schwedin schöne Augen machte.

Das Haar ausgebleicht, braungebrannt, die Jeans zerfetzt, so kam ich zwei Tage später nach Hause. Bis Schulbeginn war noch Zeit. Ich plünderte mein Sparkonto, fuhr weiter nach Zandvoort und schlug mein Zelt auf. Aus jedem Kofferradio dröhnte Hilversum Drei oder Radio Veronika. In den Diskotheken spielten bis spät in die Nacht Bands. Jeder hier war ein Hippie. Ich hatte noch nie so viele Schlapphüte, Halstücher, Kaftane, zerrissene Jeans und Barfußläufer gesehen. Wir waren zukünftige Lehrer, Büroangestellte, Mütter und Väter, die einmal Stein auf Bein schwören, ihre Zeit sei die Beste gewesen.

Beste Zeiten, meine Damen und Herren!

Mein Hunger nach Horizonten war noch längst nicht gestillt.

Meine Nase sagte mir, dass ich schnell machen musste.

Vielleicht war ja morgen schon alles vorbei.

Zum Glück tauchte Caren auf.

Caren hatte einen weichen Mund, einen kastanienbraunen Bubikopf und braune Augen. Und jetzt lagen wir hier, nur

durch eine Plane vom Trubel des Zeltplatzes getrennt und taten so, als wären wir ganz allein und würden uns schon seit langer Zeit kennen.

Wir hatten uns geküsst. Wir hatten darüber gelacht, wie salzig wir schmecken. Und dann war Caren mit ihrem Mund immer tiefer gerutscht. Ich traute mich nicht, etwas zu sagen. Als sie mein Glied mit ihren Lippen umschloss, konnte ich kaum noch atmen. Und dann hatte sie mich wieder geküsst. Mit dem, was sie im Mund hatte von mir. Es schmeckte nach nichts und als es getrocknet war, spannte es auf der Haut.

Wir gingen schwimmen und krochen wieder ins Zelt.

Ich fand, dass sie gut schmeckte da unten.

Ein wenig nussig.

Caren wohnte in Eindhoven.

Ich fuhr in den nächsten eineinhalb Jahren oft zu ihr.

Wir taten immer genau das, was wir im Zelt getan hatten. Manchmal konnten wir damit kaum warten. Caren fragte nie, was ich tat, wenn ich nicht bei ihr war, und ich wusste nichts von ihr. Erst, als ich ein reiches Mädchen kennen lernte und alle glaubten, jetzt sei es um mich geschehen, hörten meine Besuche nach und nach auf.

Aufbruch

Es war Mitternacht. In sechs Stunden musste ich wieder raus, mit dem Zug in die Kreisstadt, zur Schule. Ich war der Älteste jetzt, und genoss das. Ich riß ein Streichholz an, hielt es an den Joint, und inhalierte so tief, dass ich einen Hustenanfall bekam. Der Berg Schulbücher auf meinem Schreibtisch wankte ein wenig. Hendrix zuckte zusammen.

"What do you think of that?" fragte ich.

Hendrix hackte ein Riff aus seiner Gitarre.

There are many here among us

Ich schloss die Augen. Mein Puls ging normal, aber hatte sich nicht doch etwas verändert? War da nicht (außer Kopfschmerz) ein merkwürdig fremdes Gefühl. So, als sei mein Leben ganz und gar richtig?

Ich schob die Bücher beiseite. Ionescos Nashörner trabten herum und machten alles kaputt. Kafka überbrachte königliche Botschaften, und ich interpretierte sie.

Acht Stunden später saß ich auf beide Unterarme gestützt und versuchte, in den Himmel zu starten, während der Doktor versuchte, uns die Keynschen Gesetze des Geldkreislaufes näher zu bringen.

Als ich gerade aufhörte zu denken, tippte Ossi mir auf die Schulter.

"Was ist?" zischte ich.

"Am Wochenende ist Party bei Lisa."

Ich kam morgens immer an ihrem Blumenladen vorbei. Sie guckte weg, das war mir längst aufgefallen. Schöner konnte man einfach nicht weggucken.

BUM machte ihr kleines Jungfrauenherz. BUM. BUM.

"Vorrink?"

Ich schreckte auf.

Der Doktor hatte etwas gefragt, und ich wusste nicht was.

"Samstag also", zischte Ossi.

Ich nickte.

"Die Hausaufgaben", sagte der Doktor.

Ich glaube, es wäre besser gewesen, ich hätte Lisa nie kennengelernt. Sie war zu schade für mich.

Aber nach dieser Party rannte ich jeden Morgen zu ihr in den Laden: uns blieben zehn Minuten für ein paar Umarmungen und Küsse im Keller.

Danach war wieder Schule, ein Brei.

Lisas Vater gehörte eine Blumenzucht. Er war ein Baum, den man sich am besten in einer offenen Kutsche vorstellt, mitten im Winter, mit einer Decke um die Beine geschlungen, hochaufgerichtet, in einen Mantel mit Perserkragen gehüllt, den Blick nach vorn.

Seine Frau und er nahmen mich auf, wie einen Sohn.

Ich hätte nur ja sagen müssen, und mein Zug hätte einen Bahnhof gehabt. Aber Lisa tat, was ich wollte, und das machte mich auf die Dauer verrückt. Statt mir das Gesicht zu zerkratzen, statt aufzuheulen und mich zurechtzustutzen, nickte sie.

Wie trennten uns zwei Jahre später.

Sie hatte mich nach Duisburg gebracht, wo ich meinen Ersatzdienst antrat. Die Sonne stand blutrot über dieser stampfenden Stadt: gelbe Wolkenfahnen über Schornsteinen; Halden, die beim späten Licht der Sonne funkelten wie Diamanten.

Es ist Zeit! dachte ich. Abhauen müsste man.

Vier Wochen später lag ich in einem Schlafsack hinter einer Autobahnraststätte irgendwo zwischen Mailand und Ancona.

War das Fahnenflucht?

Vorn leuchtete ein großes Schild mit einem springenden Pferd. Dann sah ich diesen Skorpion. Er kam direkt auf mich zu. Ich rannte zum Tankwart.

Er ließ mich in der Garage schlafen.

Fahnenflucht hin oder her: ich hatte ein Ziel: Israel.

Ich wollte in einem Kibbuz arbeiten. Ich hoffte, dass mich das reinwäscht. Beim Aufstehen um Fünf, bei der Arbeit in den Bananenplantagen, in der Kantine, wenn die Sonne am höchsten stand, und an Arbeit nicht mehr zu denken war.

Bei der Kleiderausgabe, als eine vom Alter gebeugte polnische Jüdin mich zu sich zog, mein Kinn mit zitternden Fingern hielt, meinen Kopf ins Licht rückte und sagte: "Bist ein hübscher Junge – und noch so jung, du kannst nichts dafür."

Ich wusste wenig vom Land. Es schien eine Illustration biblischer Geschichte, mehr nicht. Ich war nur hier, um mir ein Bild zu machen.

Ein weiteres Bild von der Welt.

Noch eins und noch eins.

Erst viel später konnte ich alle verbinden.

Jetzt nahm die Polin einen Platz darin ein.

Sie tauchte neben Männern auf, die in einem Café in der Altstadt Jerusalems saßen und ihre Wasserpfeifen mit Holzkohle feuerten. Ein Berg. Ein Widder, der auf einem staubigen Platz geschlachtet wurde. Ein Café in Eilat, vollgepfropft mit Langhaarigen aus aller Welt, die nicht verwirren konnten, dass sie Woodstock verpasst hatten.

In der Wüste, die gar nicht nur Sand sein muss, sondern durchaus Geröll, durchfurcht von wilden, ausgetrockneten Flüssen. Der mit Tüchern verhängte Mann, der aus dieser Anhäufung von Geröll, das in der Abendsonne glühte, auftauchte. Er trug ein Schnellfeuergewehr über der Schulter. Der Bus hielt. Er stieg ein.

Weiter. Zwei Stunden vorwärtshuschende Lichtkegel in diesem scheinbar sinnlosen Land. Plötzlich hob der Mann den Arm. Der Bus hielt. Der Mann schulterte sein Gewehr, stieg aus und war schon verschwunden.

Noch eins und noch eins: die Männer, die mich in den Bananenplantagen mit Maschinenpistolen schützten. Die Mädchen in den hellerleuchteten Cafés auf dem Boulevard in

Tel Aviv, die wissen wollten, woher ich komme und was es mit Woodstock auf sich hat.

Ja. Das wollten sie wissen.

Nicht, ob mein Vater Faschist war.

Kaum hatte ich begonnen, ein wenig vom Land zu begreifen, musste ich wieder zurück. Meine Mutter hatte telegraphiert.

Man wertete meine Abreise nur als Versäumnis.

Man hatte mich an eine neue Stelle *verfügt*.

Komme Sofort. Stop.

New York

Das Flugzeug vibrierte wie ein Tier vor dem Sprung. Ich schloss die Augen und duckte vor Kugeln weg. In den letzten Wochen hätte ich für eine gute Ausrede, zu Hause bleiben zu können, alles gegeben.

Aber es gab keine Ausreden mehr.

Der Pilot löste die Bremsen. Das Flugzeug ruckte und schoss davon. Nur mit Mühe gelang es mir, einen Blick auf das in der Ferne vorbeiwischende Abfertigungsgebäude zu werfen. Ein letzter Gruß, dann wurde mir schwindlig.

Es war eine Mischung aus Schwindel und Angst. Ich sank in den Sitz zurück. Die leichten Stöße, die das Flugzeug erschütterten, hörten auf. Ich war in der Luft! Da unten, der Flughafen. Eine Straße. Ein großer Wald.

Die Glocke ertönte. Ich öffnete meinen Sicherheitsgurt. Der Pilot begrüßte die Fluggäste und sagte, wie lange der Flug dauert, wie warm es in New York ist und wünschte einen guten Flug.

Ich hatte sofort Vertrauen zu dieser Stimme.

Meine Reisevorbereitungen hatten begonnen, nachdem ich aus Israel zurückkehrt war. Die Entscheidung, nach Amerika und nicht nach Asien zu reisen, fiel, als Benny an Heroin starb. Ich traute mir Asien nicht zu. Es gab dort zu viele Drogen.

Benny war ein Freund aus Hengelo.

Die Freaks in Hengelo schmiedeten große Pläne. Alles wollten sie hinter sich abbrechen. Auf Motorrädern würden sie nach Asien aufbrechen. Mit Bussen. Auf selbstgezimmernten Schiffen würden sie die Meere überqueren. Irgendwie würden sie dieses heruntergekommene Europa verlassen, in dem nichts so war, wie sie es sich wünschten.

Aber keiner von ihnen reiste ab. Sie hatten zuviel damit zu tun, sich den nächsten Schuss zu beschaffen.

Auch in meiner Stadt redeten alle so, aber entscheiden mochte sich keiner. Bis auf Schneider, ein hagerer Junge mit Afro-Frisur. Er wollte Schriftsteller werden.

Schneider war ein paar Mal bei mir gewesen. Wir hatten Jasmin Tee getrunken, Joints geraucht und waren mit dem Finger über die Landkarte gereist.

Schließlich zerstritten wir uns über die Frage, ob es ratsam sei, eine Reiseschreibmaschine mitzunehmen.

Danach machte ich keinen Versuch mehr, jemanden für mein Vorhaben zu begeistern. Jeden Tag um halb sechs setzte ich mich auf mein Rad und fuhr zum Dienst.

Noch ein knappes Jahr, dann hatte ich meine Pflicht getan. Ich arbeitete auf der Chirurgie eines evangelischen Krankenhauses.

In den ersten Wochen fiel es mir schwer, die Bilder in meinem Kopf mit denen auf der Station in Einklang zu bringen. Es war immer noch Sonne in mir, nichts als Sonne. Die vorherrschende Farbe unter der Sonne war braun.

Früh am Morgen schoss das Sonnenlicht wie Silber über diese unwirtliche Weite, die man Wüste nannte, Wüste bei Eilat. Tagsüber war es flirrend heiße Luft.

Abends wurde daraus ein flammendes Meer.

Wochenlang machten mir diese Bilder zu schaffen.

Sie behaupteten sich gegen das Weiß in den Fluren der Chirurgie und das Grün der Chirurgenkittel.

Die Schwestern mochten mich. Sie hielten mich zwar für verrückt, aber das war in Ordnung. Zu meinem dreiundzwanzigjährigen Geburtstag schenkten sie mir eine Hendrix Platte. Dabei kicherten sie. Sie hatten sie sich angehört und fanden sie furchtbar.

Dann geschah das mit Schneider.

Es war Samstagnachmittag. Ich war allein auf der Station, als das Telefon schellte. Ein Krankenwagen war unterwegs, ein schwerer Verkehrsunfall. Ich alarmierte die Ärzte und rannte hinunter zur Ambulanz. Als sich die Türen des Krankenwagens öffneten, konnte ich den Gesichtern der Sanitäter ansehen, dass ihr Patient tot war.

Es war Schneider. Er hatte sich einen Wagen geliehen und war viel zu schnell gefahren. Da lag er, die Afro-Frisur voll Blut, das Gesicht, die Kleidung. Schneider der Schreiber, der auf eine Reiseschreibmaschine beharrt hatte. Ich legte ihn auf eine Bahre und brachte ihn in die Leichenhalle. Als ich die Tür Schloss, wusste ich, dass alles anders geworden wäre, wenn er auf seine Schreibmaschine verzichtet hätte.

Das Flugzeug lag ruhig in der Luft.

Der Sitz neben mir war frei. Einen Augenblick war mir, als säße Schneider auf diesem Platz und hämmerte auf seine Reiseschreibmaschine ein.

"Was schreibst du?"

"Ich stelle mir vor, wie ein Flugzeug abstürzt."

Ich sah aus dem Fenster.

Alles war weit weit fort. Eine Stewardess kam vorbei.

"Wann sind wir in New York?"

"In knapp zwei Stunden."

Schneider zog ein Blatt aus der Maschine und spannte ein neues ein.

"Zeig mal", sagte ich.

"Bitte", sagte Schneider und gab mir das Blatt.

Das Flugzeug war vom Kurs abgekommen. Der Pilot hatte angekündigt, er werde notwassern müssen. Schneider und ich

schnallten unsere Schwimmwesten an, als die Stewardess kam, um Essen zu bringen.

"Ihre letzte Mahlzeit", sagte sie höflich.

Ich aß mit Heißhunger.

Ich konnte an nichts anderes mehr denken, als an meine Stadt. Ich hatte sie verlassen. Nach dreiundzwanzig Jahren hatte ich ihr endlich gezeigt, was ich von ihr hielt.

"Meine Damen und Herren", sagte der Pilot. "Eines unserer Triebwerke ist überhitzt. Wir haben es abgeschaltet. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Unser Flugzeug fliegt auch so. Wir werden in etwa eineinhalb Stunden New York erreichen."

Ich brauchte einen Moment, eh ich begriff, dass dies Wirklichkeit war. Schneider war tot, aber dieses Flugzeug war in der Luft und es hatte einen Defekt.

Die Gespräche der Passagiere waren leiser geworden.

Alle hatten Angst, nur die Stewardessen zeigten ihr strahlendstes Lächeln.

Ich lehnte mich zurück, dachte nach und zog meine Schuhe aus. Ohne Schuhe würde ich länger schwimmen können.